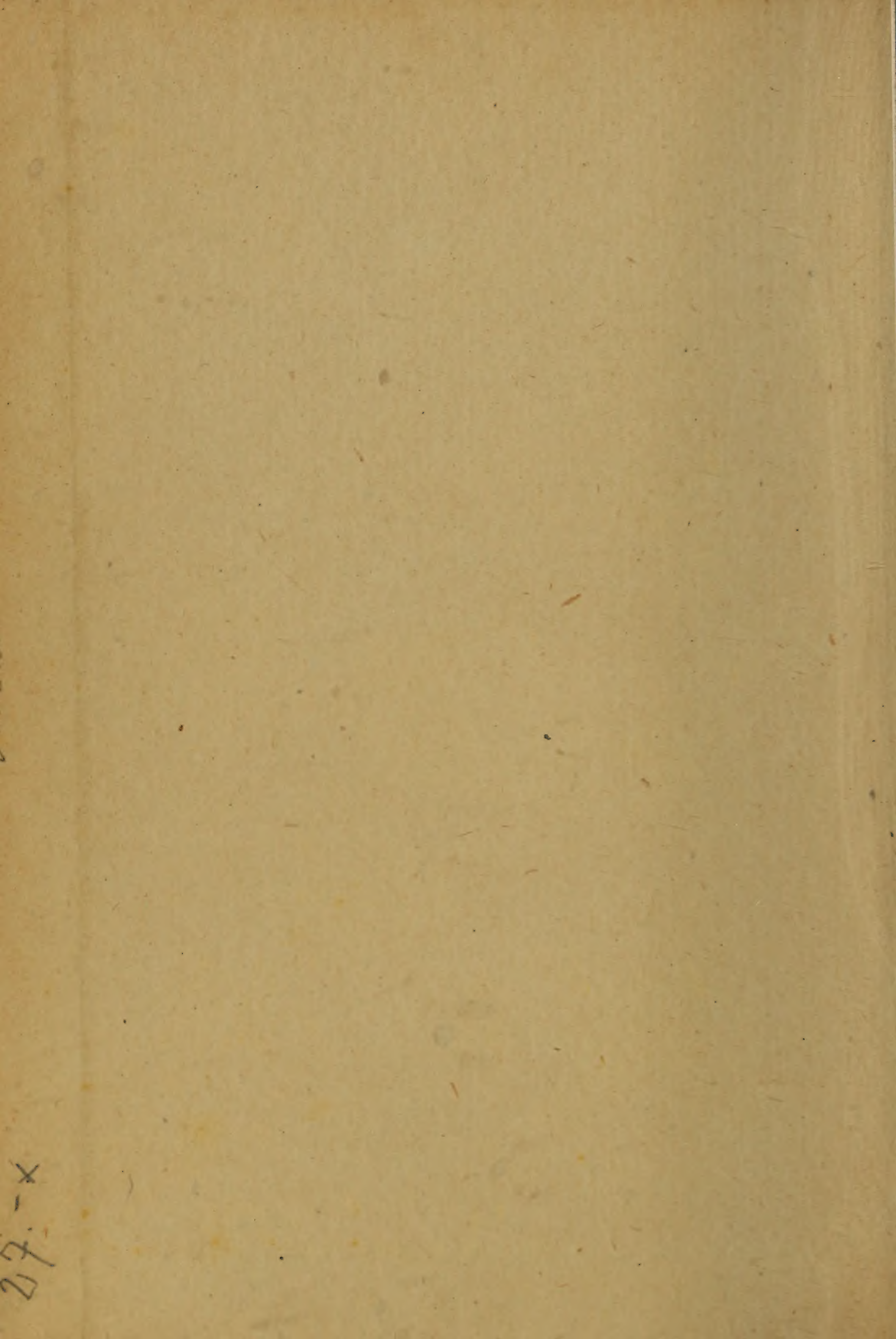
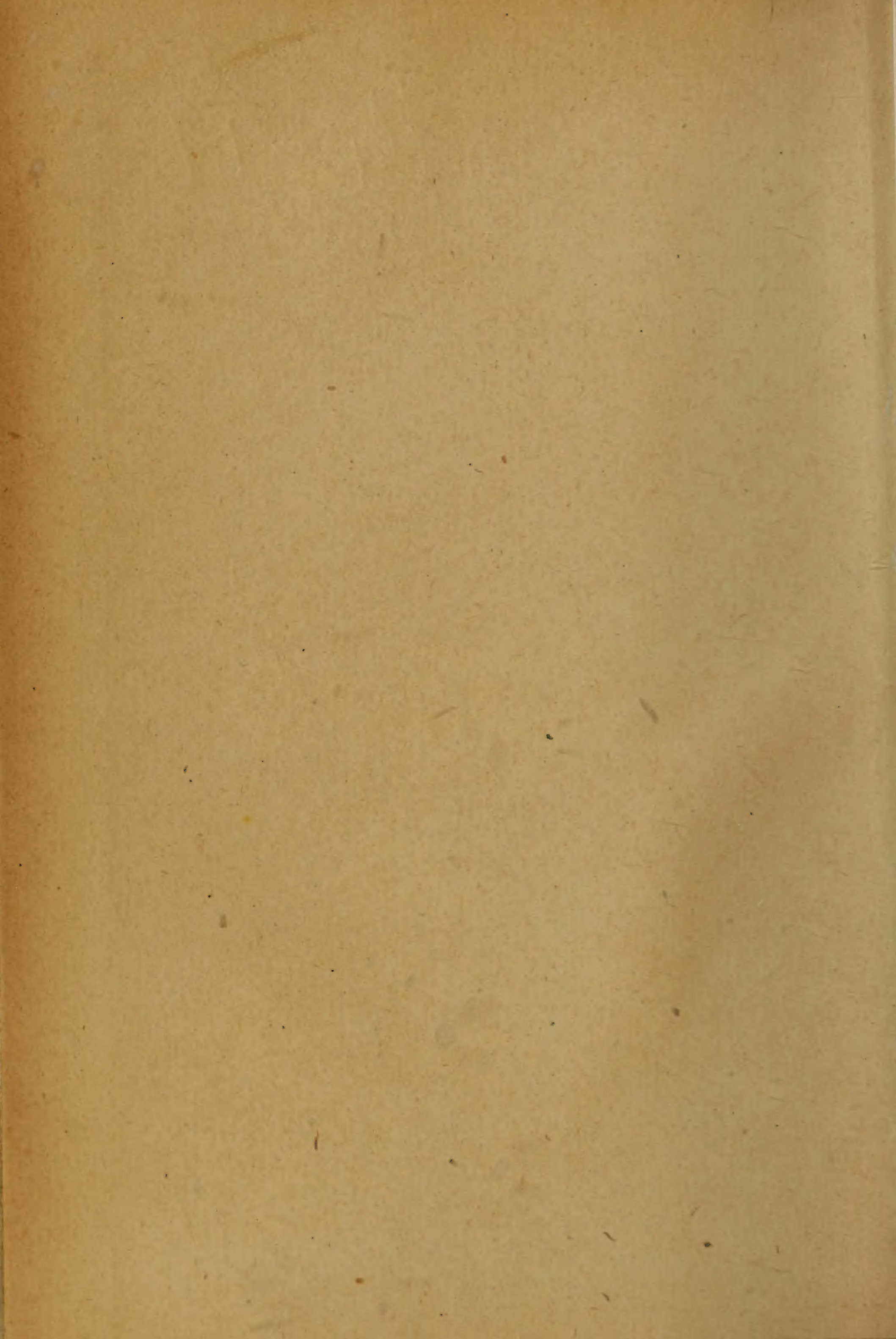



HANNS JOHST

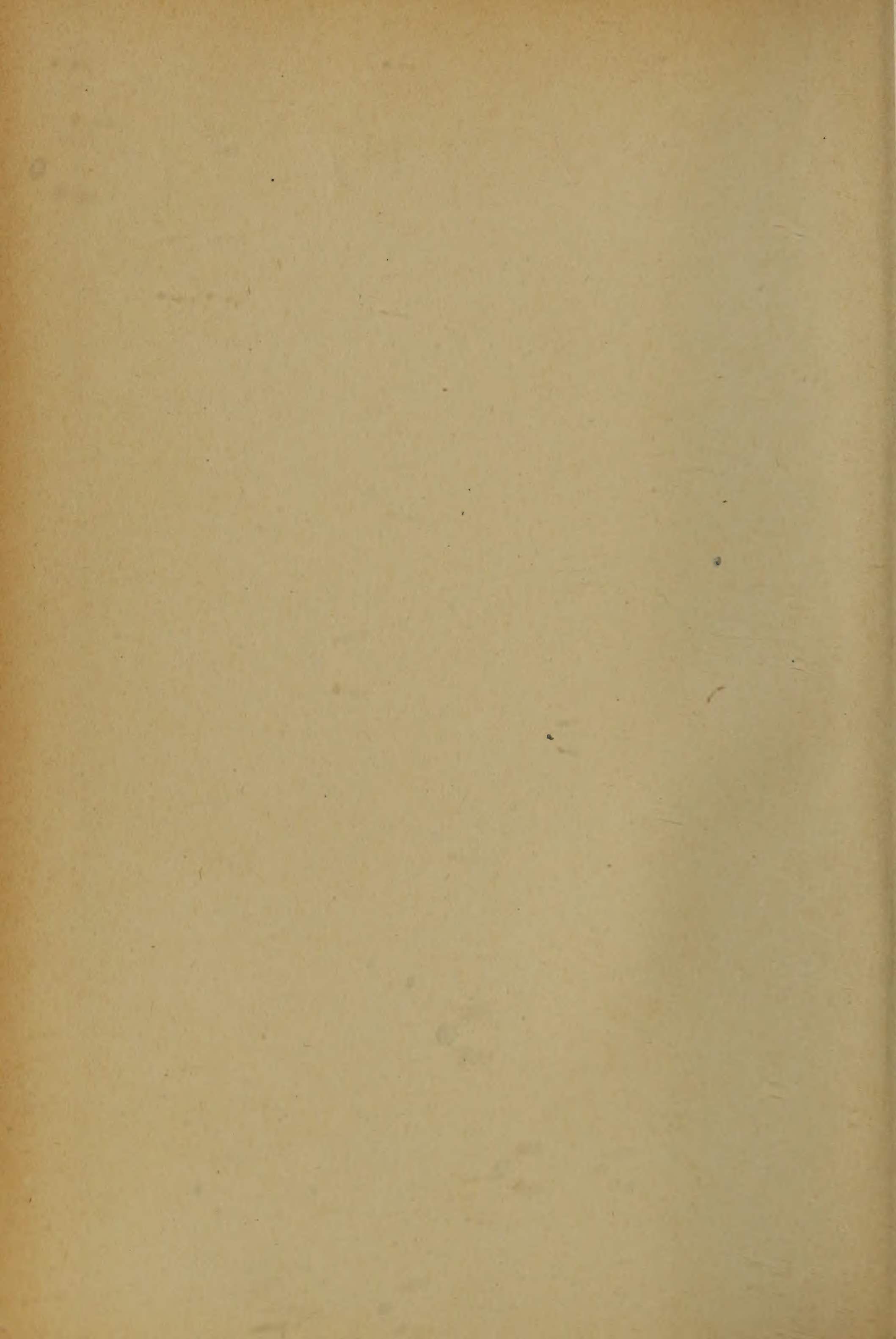
# DER ANFANG

ROMAN



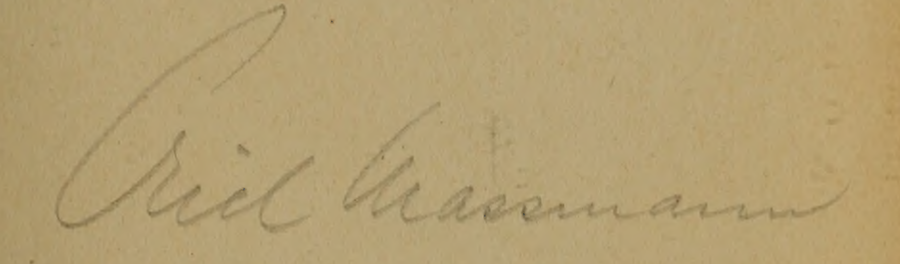


Hanns Johst, Der Anfang



# Der Anfang

Roman von Hanns Johst

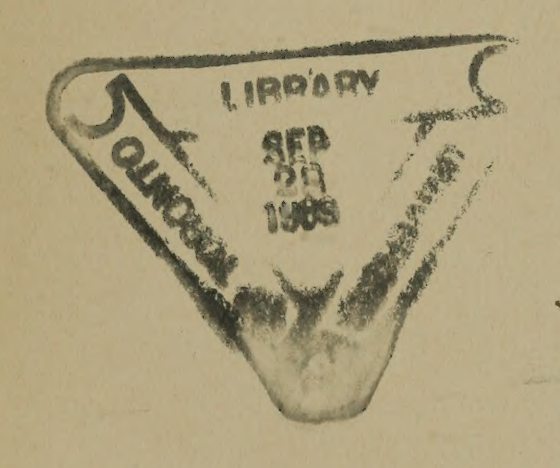




Delphin-Verlag / München

Bv

Sechstes Tausend

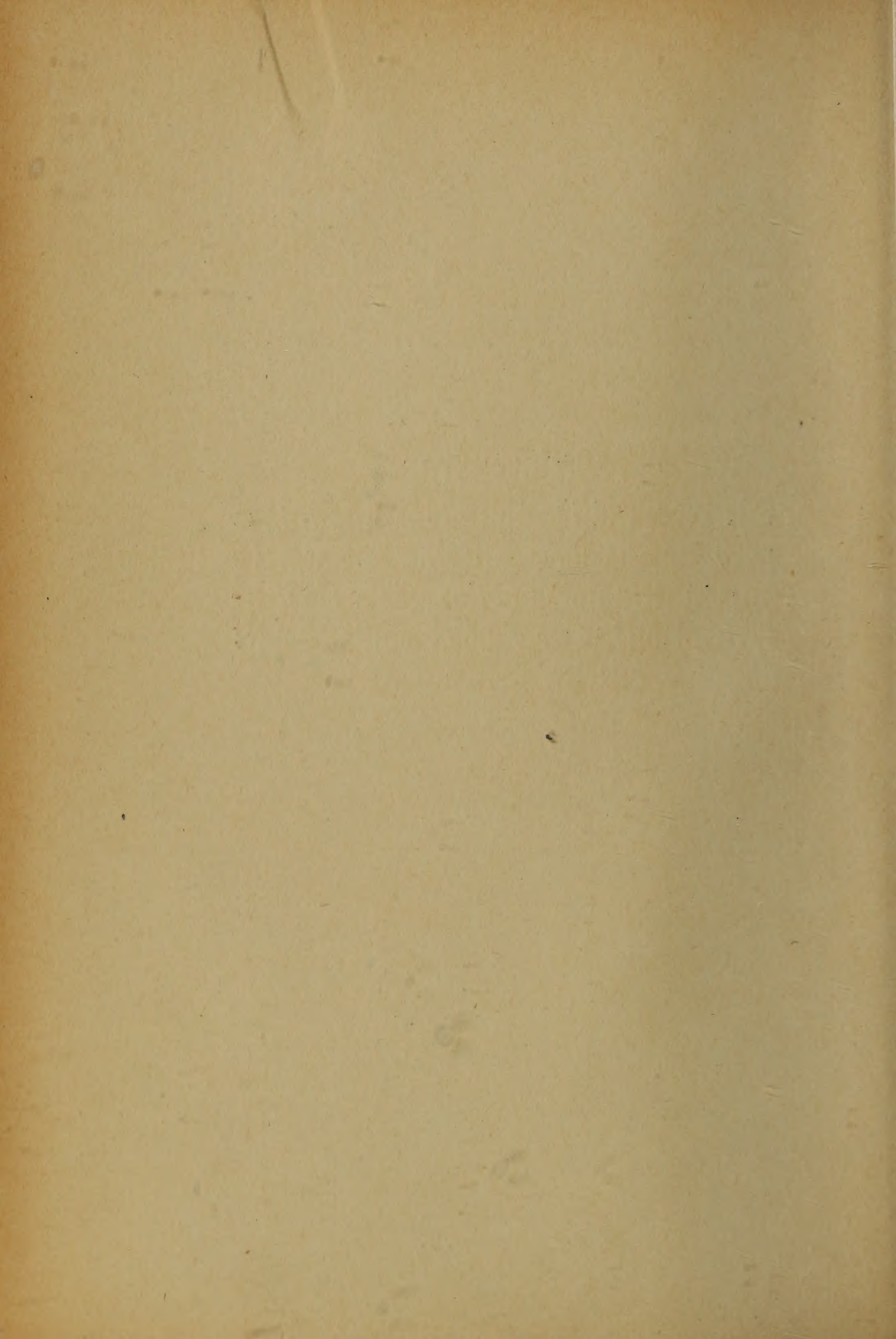


Alle Rechte, besonders das der Übersetzung vorbehalten.
Copyright 1917 by Delphin-Verlag Dr. Richard Landauer München.

Meiner Frau

Die Lebenseinsicht eines jungen Menschen wird Anfang und Teil sein. So lege ich dieses Bekenntnis in deine Hände als Versprechen auf das wache und demütige Ganze!

Schliersee, Sommer 1917



# 1

Als der Schülerchor das Mendelssohnsche Komitat begann und vierstimmig diese seltsam erregende Weise die Aula füllte, fing von der Straße her eine Autohupe an, ununterbrochen dunkel und herrisch dazwischen hineinzudröhnen.

Der Lehrkörper, im feierlichen Schwarz, wie eine Kette Tiroler Landhühner auf seinen gelben Stuhlbeinen hockend, sah, beunruhigt und zu tiefst um die erwartete sentimentale Stimmung des Abschieds betrogen, mit flimmernden, dicken Brillen nach den Fenstern. Eine gedrängte Herde Muli, ihren Erziehern dicht gegenüber, hörte aufatmend diesen bestellten Ruf der Freiheit; und die vieljährige, heimliche Rebellion in den verlegenen und steifen Pennälergelenken löste sich zu behaglicheren und undisziplinierteren, ersten Gesten.

Dann — der Chauffeur hielt sein reichliches Trinkgeld für abgearbeitet, ließ den Wagen anspringen und fuhr knisternd und prasselnd weiter — sprach der Rektor in die neue Stille hinein, gepreßte Worte des Abschieds. Das Öl der Wehmut troff reichlich über fettiges Gerede.

Sein Gesicht, unter einem fest an den Schädel geklitschten Scheitel, glich dem einer Wasserleiche, weiß, mit einem leichten Einschlag von Blau. Ein roter Bart trug den Kopf, indem er sich auf ein hervorquellendes, steifes Chemisette stützte und bei der strohigen Härte seiner Haare fast unter dem ständigen Druck dieses pädagogischen Selbstbewußtseins zu brechen schien. Ein spitzer Bauch lagerte über gerundeten und vielfach spiralförmig gewundenen Hosenröhren. Rote, runde und kurze Finger an breiten, fleischigen Händen begleiteten die reichlichen Worte des Abschieds ausdrucksvoll auf ihrem ersten Wege. Die großen und nichtssagenden Augen standen in feuchter Rührung. Lider und Brauen säumten sie in stachliger Selbständigkeit ein, wie gelbe Weiden einen Ententeich. Der Lehrkörper hielt im allgemeinen die Hände über den Bauch gefaltet und unterstrich die Rede seines Häuptlings gelegentlich und bei besonders gediegenen Zitaten mit schwerwiegendem Kopfnicken.

Die Schülerschar selbst saß den Muli im Rücken, und was nicht untereinander Austauschgeschäfte trieb in Briefmarken oder Ansichtspostkarten, in heimlichen Präparationen oder verbotener Lektüre, beneidete den Kreis der Scheidenden um diese Stunde.

Schließlich rief der Rektor die zu Entlassenden einzeln auf, um ihnen unter Handdruck, nach alter

Sitte des Instituts, ihr Abgangszeugnis zu überreichen.

Jetzt rief er: „Hans Werner!“

Ein langer und schmaler, blasser und ein Stück verlegener Mensch erhob sich und ging, wie mit wehenden Gliedern, auf den Rektor zu. Die Blicke, mit denen sich diese beiden Leute begegneten, hatten viel Hilfloses an sich, und die Augen glitten im Grunde aneinander aus, so fremd waren ihre Wesen.

Hans Werner nahm mit einer wie müden und überaus überlegenen Geste sein Zeugnis entgegen. Seine Hand ging für einen kurzen Augenblick im matschigen Fleisch der Rektoratsrechten unter, um sich jäh und selbstsicher zu sich selbst zu flüchten. Das Zeugnis aus steifem, ehrwürdigem Papier steckte er wie einen wertlosen, nur so gefundenen Wisch in die Brusttasche seines Frackes, derartig schnell, daß das zerknitterte und vergewaltigte Papier vernehmlich klagte. — Entsetzte Pädagogenblicke in der Runde!

„Eine Gnadendrei und solches Betragen! Eine solche Überhebung, eine solche Nichtachtung der Würde dieses Dokuments?!“

Unruhig wischten die Röcke des Lehrkörpers auf ihren grellen Stühlen hin und her. Aus allen Gesichtern fiel die Frage, die dringende Frage, wie wird der Rektor dieser Taktlosigkeit begegnen? Eine Stellungnahme

machte sich dringend nötig, zumal die übrigen Muli den kleinen Vorgang notiert und freudig gebilligt hatten, als ob er im Grunde aus aller Herzen käme.

Zunächst war der Rektor — wie jeder gute Pädagoge — ein Stück stumm. Stumm im Sinne jener überlegenen und überlegenden Ruhe und Stille, die dem pädagogischen Objekt zu beweisen hat, daß das auszusprechende Urteil mit allem Einsatz der bewußten Persönlichkeit erfolgt. Dann fuhr die Hand durch den Bart, strich die Weste energisch glatt und sprach mit jenem Nachdruck, den nur Lehrer haben, die glauben, daß ihre Sätze als goldene Lebensregeln dem Betreffenden ständiger Besitz werden.

„Hans Werner! Bis heute haben wir unsere liebe Not mit Ihnen gehabt! Von heute und dieser Stunde ab — werden Sie selbst und Sie allein Ihre Not mit sich haben! Helfe Ihnen Gott dazu!"

Das war eine Lösung! — Die Gesichter des Lehrkörpers atmeten auf, ein blankes Lächeln lief die Reihe entlang. Ja, ihr Rektor! Ein Mann, ein Wort! Diesem jungen Menschen war Weg und Ziel endgültig gewiesen. Ohne Verbitterung eine Tatsache festgestellt! Eine philosophische Maxime im attischen Sinne war unter dem Druck des Augenblicks geboren und hatte gewirkt.

Hans Werner verneigte sich lächelnd und gab mit

seinen Augen dem Rektor wie heimlich recht, dann ging er an seinen Platz zurück.

Dem Hans Werner streckte sich eine Hand entgegen, als er sich setzen wollte; sein Klassenbruder Friedrich Leiber bot sie ihm, um als Erster ihn zur neuen Freiheit zu beglückwünschen. Hans Werner erwiderte den herzhaften Druck.

Friedrich Leiber hatte seinen großen Tag. Er trug eine himbeerrote Wollweste und eine brennrote, wehende Krawatte, um am Tage seiner Entlassung ja keinen Zweifel über die Art seiner politischen Überzeugung aufkommen zu lassen. Er war selig über den knallenden Einfall seiner Opposition und erlebte mit höchstem Genuß den Erfolg dieser Attacke bei seinen Erziehern a. D. Ein paar Lehrer hatten ihr Entsetzen über diese Frechheit nicht verwinden können und standen ununterbrochen mit ihren drohenden Augen auf Kriegsfuß wider das Rot des Friedrich Leiber.

Dieser fühlte sich vor ihrem Ärgernis in gehobenster Stimmung und verbrachte die Stunde letzter gymnasialer Erbauung damit, immer wieder angelegentlich seine Brust zu spannen und so seiner Weste wie dem Schlips zum nötigen Ansehen zu verhelfen.

Als der letzte gezogene Ton des Harmoniums verklungen war, stürzten die Muli zur Tür. Hans Werner als Erster. Ein junger Lehrer, der beide Flügel öffnen

wollte, wurde über den Haufen gerannt, und das flammende Licht der neuen Freiheit sprang Hans Werner ins Gesicht. Erich Pöscher faßte seine Hand, und — immer zwei Stufen mit einem Sprunge nehmend — erreichten sie bald das Parterre, nahmen ihre Mäntel, preßten sich ihre neuen Zylinder auf die Schädel und warfen sich in ein Auto, das sie zu sich gerufen hatten.

Noch war der Frühling kahl; verfröstelt standen die dürftigen Großstadtbäume links und rechts von ihrer Fahrt. Magere Zweige griffen nach der dünnen Sonne, wie um sich zu erwärmen und doch noch ohne rechtes Vertrauen zu ihr. An ein paar steilen Kronen hingen wie gelbe Tropfen erste Knospenbündel.

Die zwei Jungen, dicht nebeneinander, saßen wortlos; im lauten Licht der Straße sah man die gelbliche Blässe ihrer länglichen Gesichter und die bläuliche Tiefe unter ihren gespannten Augen. Die Lippen waren ohne Blut und dünn wie ohne Wollust. Hans Werner war der Längere; auch liefen in seinem Gesicht ein paar Linien mehr, die dem Ganzen zu einem geistigeren Zusammenhang verhalfen. Erich Pöschers Gesicht war noch ungelöst und gefüllt von jener jungenhaften Ausdruckslosigkeit, die sich leicht blasiert gibt, um von vornherein eine Weltanschauung darzustellen, und so dem Verdacht zu entgehen, noch keine zu kennen.

Am Friedhofstor hielt der Wagen. Vorfrühling in stillen Grabgängen. Auf hingeduckten Reihen von Gräbern lagen Kränze aus Weißblech, an denen der Rost gefressen hatte und in denen der Atem des Windes röchelte. Die Grabkreuze standen unbeholfen zu Häupten der Erdbetten, der Regen hatte ihre frommen und goldenen Sprüche ihnen aus dem Gesicht gespült, und nun hockten sie beieinander, als ob sie sich ihrer armen Einfalt schämen wollten.

Ein humpelnder Friedhofsdiener fuhr in einer knarrenden und quiekenden Schubkarre rostbraunen Kies auf die verblaßten und ausgetretenen, schmalen Stege, die zwischen den Gräbern ihr winkliges Dasein führten.

Dann standen Hans Werner und Erich Pöscher an den Urnen, denen ihr Besuch galt.

In quadratische Nischen waren sie eingestellt, und streng und sachlich standen die tönernen Sandsteinkrüge in einer Folge vieler dicht beieinander. Der Tempel für die Urnen lag erhöht, und der Blick konnte sich nach Süden hin tief in die kahle Ebene verlieren.

Einige schräg gewehte Chausseebäume, ein paar scharf gerissene, niedrige Häusersilhouetten — das war die ganze Welt, die sich erschloß.

Schwarz und in harter Schrift stand unter der Urne: „Werner Neudorff"; ein Stern mit einem Datum und ein Kreuz mit dem anderen Tag und Jahr. Zwei

Urnen weiter: „Fritz Ullmann" — unter einer gleichen Nische, in gleicher Schrift, schwarz und hart.

Die zwei standen davor — plötzlich wie am Ziel und wie atemlos von einer geheimen und aufregenden Spannung. Sie wagten einander nicht anzusehen, weil sie Tränen in ihren Augen wußten und nicht sprechen konnten, umklammert von großem Gefühl.

Das war das steinerne, enge Ende erster Jugend! — Sie standen lange wortlos in dumpfer Überwältigung. Nach den vielfachen Erregungen der letzten Prüfungszeit fiel die Entspannung über sie her. Beide hatten die Nächte der letzten Wochen durchgearbeitet um des Maturs willen. Noch hatten sie die Loslösung ihrer zwei Freunde als endgültig nicht erlebt.

Jetzt spannte das dunkelnde Gefühl weite Segel, und ihr Herz schoß schwer im Sturme der Sehnsucht einem verlorenen Paradiese zu . . .

Plötzlich wußten sie es wie Offenbarung, gewiß und erschütternd: Tore sind zugeschlagen, vor denen viel Erinnerung warten wird — ohne Erlösung.

Einzelne Bilder, willkürlich vor das Auge geschleudert, ohne Zusammenhang, jagten vorüber. — Hans Werner taumelte in der Brandung schäumender Gesichte. Erich fühlte die Einsamkeit seines Freundes und führte ihn an die wenigen breiten Stufen, die zu den Urnen trugen.

Sie setzten sich hin. Im Rücken die Toten, vor sich im schrägen, gelben Licht das kahle Land, einen schmalen Horizont, der die Tiefe schloß wie ein verschwiegener Mund ...

So war das Ende des Werner Neudorff gewesen:

Hans Werner war neben ihm im Winterwald geschritten. Sie hatten reichlich Wein getrunken und viel Pathos davon im Munde; dann hatte Neudorff gefragt:

„Wohin hat man zu zielen, um zu Ende zu sein?"

Und er, Hans Werner, hatte die Stelle gewußt. Er hatte sie auf das Verlangen des Freundes mit Tintenstift an der Schläfe gezeichnet. Der dankte flüchtig, und ihr Gespräch hatte wieder alle Welt überwältigt.

Was hatten sie sich doch alles einander versprochen, was hatten sie doch alles einander an Plänen vertraut! Wie anders — wie von Grund aus anders — sollte die Welt werden! Endlich einmal eine Reformation wollten sie bringen, eine absolute Reformation und keine, die sich auf irgendeine zufällige Disziplin ihrer persönlichen Veranlagung bezog. Sondern kosmopolitisch und universell wollten sie Umgestalter werden an aller Welt. Ihre Freundschaft sollte verhüten, daß Einzel- und Sonderinteressen vom großen ganzen abführten. — Vier Freunde — würden sie schon aller Probleme schließliche Herren werden!

Dann hatte Hans Werner den Brief in der Hand gehalten, diesen Brief mit der fürchterlich kühlen Strenge. Den Abschiedsbrief seines Werner Neudorff. So hatte geschrieben gestanden:

„Wir schreiten unserer Zeit nun entgegen. Ich fühle die Schwere meiner Verantwortung. Ich erlebe die ungeheure Aufgabe unserer Jugend und überlebe nicht ihre Lösung. — Ich könnte einen Kompromiß schließen und versuchen —. Aber die Scham diktiert mir: alles oder nichts! Dem Alles stehe ich hilflos gegenüber, so grüße ich das Nichts! Lieber tot als ein Sklave bürgerlicher Gesinnungen und wirtschaftlicher Abhängigkeiten. Haltet uns die Treue! Uns — unserer Jugend und ihrer Überzeugung, wie ich sie gehalten habe ...“

Hans Werner war im Wagen nach der Stelle gefahren, die angegeben war als Ort, an dem Werner Neudorff die letzte Begegnung erwartete.

Schräg über den Weg hatte er gelegen. Auf dem Rücken, das weiße, schmale Gesicht streng gegen den Himmel, die Hand mit dem Revolver noch am Kopf. An der Schläfe stand ein geronnener, dunkelroter Tropfen Blut.

Es war abends gegen acht Uhr gewesen und neblige Dämmerung. Hans Werner hatte mechanisch alle Dinge veranlaßt, die zu tun ihm geblieben waren.

Wie ein toll gewordenes Karussell sauste die Erinnerung in Hans Werner ...

Vier Wochen später stand er in einem verdunkelten Zimmer. In einem Plüschsofa saß ein alter, gebeugter Mann und hielt über seinen Knien — gräßliche Pietà — den zerschmetterten Leichnam seines Sohnes.

Fritz Ullmann hatte sich fünf Etagen hoch hinabgeworfen auf den Asphalt der Straße und ruhte nun — ein Haufen zerstücktes Fleisch — auf dem Schoße seines Vaters.

Auch er hatte sich von der süßen Wollust des jähen, jungen Todes überwältigen lassen und war vor Plänen geflohen, deren Erfüllung im kommenden Leben ihm plötzlich nur schwer erschien.

Plump fiel die Brutalität dieser zwei Taten Hans Werner an. Würgte an seinem Leben und wollte ihn zum selben Strudel zwingen. Der äußere Trubel der Examenarbeiten hatte ihn dann gefangen gehalten. Er war ganz ohne jede Hemmung eingestellt gewesen — gedankenlos und gefühllos eingestellt gewesen auf die Pflichterfüllung, die diese Wochen von ihm forderten. Er hatte nicht gedacht, nicht gefühlt, er hatte sich keine Minute Ruhe gegönnt, sondern hatte seinen Schädel vom Geschichtsbuch weg zur griechischen Syntax und von da über eine geometrische Aufgabe gesteckt. Abends hatte er, heimlich vor seinen Eltern, ein paar tüchtige

Schnäpse genommen, traumlos geschlafen bis zum ersten Morgen, um wieder in die Bücher, in die Schule und wieder in die Lernarbeit zu stürzen.

Erich Pöscher stand neben ihm und wußte, wie es um Hans Werner stand. Er hatte die Verzweiflung erkannt, mit der sich Hans vor jedem Gefühl abschloß. Heute, wußte er weiter, würde Hans Werner seine Krise erleben. In dem weißen Gesicht des Hans Werner begannen Worte aufzuzucken. Erich Pöscher sah es und sagte:

„Wenn du mich lieb hast, Hans, jetzt sprich!"

„Ich habe —" sagte Hans und raffte die Worte hastig zur Rede — „gewußt, was ich wollte! — Du wirst vielleicht gestaunt haben, wie ich es vermochte, wortlos diese Wochen zu überdauern. Aber ich hatte mir ein Ehrenwort gegeben, das ich heute gehalten habe. Und heute bin ich frei! — Ich war von uns der Schlechteste in der Schule. Hätte ich mir vor diesem lappigen Examen eine Kugel in den Kopf gejagt, wäre ich unter der Rubrik: Schüler-Selbstmord, Angst vor dem Examen, gebucht worden. Das verbot mir mein Stolz! — Außerdem meine ich, die Tat hat nur Wert, wenn sie ein freier Entschluß ist. Meine liebsten Freunde hatten sie getan. Vielleicht wäre es billige Suggestion gewesen, wenn ich es dicht, so um zwei Urnen Distanz, hinter diesen getan hätte. Heute habe ich mein Zeug-

nis! Die Welt liegt frei vor mir, deswegen bat ich dich, mit mir zu kommen . . ."

In das Atemholen hinein sprach Erich.

„Ich wußte um dich! Und es ist gut, daß wir diese Stunde uns geben. Auch ich muß dir beichten. Beichten und dir weh tun. Wir haben Umwege immer am meisten gescholten."

Er sprach langsam und schien mit den Augen die Worte aus der Luft zu saugen. Seine Stimme war noch frei von dem dunkelnden Schleier werdender Männlichkeit; seine Hände glätteten erregt über die steife Form seines Zylinders hin, der auf seinem Schoß stand, wie er weiter sprach:

„Mein Vater rief mich gestern abend zu sich. Und mit ihm habe ich alles durchgesprochen, so daß mein Entschluß und das, was ich dir sagen werde, unabänderlich ist."

Hans Werner hörte erstaunt auf, fühlte aus der Stimme den gepreßten Zwang heraus und wunderte sich überhaupt, daß Erich so plötzlich und energisch die Rede an sich gerissen hat. Er war gewohnt, ihn zuhören zu wissen.

Erich fühlte wiederum den erstaunten Blick des Freundes und wurde nur schneller und härter in seinen Worten.

„Vater —" so fuhr er fort, „meinte, das, was wir

2*

gedacht hätten und in der Absicht trugen, sei fein, anständig und völlig richtig. Aber es liege in der Natur unserer Jugend, Superlative aufzustellen. Das Leben sei höchstens auf Stunden ein Komparativ, schlechthin sei es ohne jede Steigerung eine Tatsache, die einen wie den anderen mit militärischer Gründlichkeit gleichnähme und schließlich gleich mache!"

„Dazu hättest du deines Vaters nicht bedurft" — warf Hans ein — „diese Klugheiten kredenzte das Paukermaterial stündlich. Sogar in antiker Fassung!"

„Es geht mir in dieser Stunde nicht um originelle Sophistik, lieber Hans," — fuhr Erich fort — „dann säße ich jetzt nicht neben dir! Es geht mir um den Abschied von jenen hinter uns und um den Abschied von dir. Bis jetzt konnten wir uns theoretisch mit dem Leben als einen Begriff befassen; von heute ab ist es anders! Von heute ab sind wir nicht mehr Schüler im landläufigen Sinne, mit Zensuren behaftet, sondern Menschen — wie jeder erste beste andere mit einem Leben beschenkt. Jetzt handelt es sich nicht mehr darum, recht zu haben, sondern im Recht zu sein! — Und den Beweis kann man nicht selbst erbringen, sondern die Folge jeder Tat, mit der man für seine Art und sein Wesen eintritt, urteilt für Recht und Unrecht!"

„Der Katechismus deines Vaters ist nicht schlecht!

Und man soll das Gute hernehmen, wo man es immer herbekommt!" lächelte Hans Werner in dünnem Sarkasmus. — „Er hat dir von dem Brot gereicht, mit dem man nicht verhungern kann!"

Erich sagte weiter:

„Ich habe jedenfalls beschlossen anzufangen! das heißt, ich werde Nationalökonomie belegen, wie ich mir vornahm. Und ich werde nicht mit hochfliegenden Ideen und Plänen an die neue Arbeit herantreten, sondern unbefangen und mit ehrlichem Appetit. Was wird, wird werden. Und was nicht erzwungen sein kann, soll mich nicht klein kriegen!"

Nach einem Stück Stillesein fuhr er wie zu tiefst verlegen fort:

„Was ich jetzt weiter sage, ist persönlich, mein Hans, es kann mißverstanden werden, als aufdringlich und belächelt werden als Liebe ... Sicher ist es sauber gemeint und sei somit gesagt! In dir sah ich stets — und du weißt es von meinem anhänglichen Zuhören her — einen größeren Menschen als in mir selbst! Ich bewundere dich von immerher. Ich sage es nicht, um zu schmeicheln, ich sage es, weil es dir not tut. Diese zwei" — er blickte krampfhaft jetzt in seinen Schoß — „rufen zum Tode! — Mit gleicher Inbrunst und gleicher Freundschaft rufe ich dich zum Leben. — Laß mich sprechen, Hans! Bitte, laß mich sprechen" —

drängte er in Hans Werner, als er sah, wie dieser ihm das Wort nehmen wollte.

„Sie gingen von dir, auch ich gehe. — Ich gehe in ein simples Leben. — Daß du in dein Leben schreitest, ist mein Wunsch — wie es mein Glaube ist, daß dein Leben etwas von jenem lebendigen Glanze einfängt, den wir als Kunst bewundern.

Ich weiß, daß deine Hand den Revolver entsicherte, als wir die Stufen hinanschritten. Ich weiß, daß du mir deine Abschiedsworte schenken wolltest, wie ein letztes Almosen . . . Ich weiß . . . .“

Hans Werner saß stumm, er sah nicht auf den Freund, der plötzlich wie über ihn hinausgewachsen schien und altkluge Erfahrung über ihn hinschüttete. In Hans Werner spielten neue Extreme auf. Sollte er jetzt harmlos auflachen, den Erich zum alten Eisen werfen und seiner Wege gehen, oder sollte er die seltsame Botschaft dieses dichten Freundes prüfen? — Er war hierher gekommen mit dem sachlichen Entschluß, sich eine Kugel in den Kopf zu jagen.

Er wollte zum „himmlischen Skat einrücken“, wie er es für sich nannte. Er wollte das Leben wie eine Bagatelle behandeln, der man nicht jahrelang nachläuft. So hatte er tausend Gründe für sich gehabt...

Die heiße Melancholie seines Alters wirbelte in ihm. Das Pathos seiner neunzehn Jahre stand wider

die Neugier seiner Jugend. Welchen Weg sollte er nehmen?

„Alles," dachte er mit einem Male laut — „alles läßt sich nachholen, nur dieses läßt sich nicht ändern. Muß man das Leben überhaupt ernst nehmen? Kann man es nicht für einen Jahrmarktjux halten, den man nach Belieben dehnt?"

Alle diese Gedanken hatte er seit ungefähr drei Jahren im sausenden Tempo oft durchdacht. Sie rotierten in ihm schon fast mechanisch. Nur war heute ein Neues in ihm wach geworden. — Die Freiheit!! — Vor zwei Stunden noch war er Pennäler, jetzt Mensch! — Wenn Erich in nichts recht hatte, darin irrte seine Rede nicht: Von heute an begann die eigene Bestimmung. Der Zauber der Romantik fiel über ihn her.

„Wann fährst du nach Tübingen?" fragte er unvermittelt in die Beklemmung hinein Erich.

„Heute abend."

„Dann sind wir ja bald für lange Zeit getrennt."

Er reichte seine Hand zu Erich hinüber:

„Ich habe dich oft vergewaltigt, wie es so meine Art ist. Mich über deine bedachtere Natur lustig gemacht. — Nichts für ungut!"

„Ich habe dich immer nur lieb gehabt!" So nahm diese plötzliche Güte Erich entgegen.

„Geredet haben wir ja während der neun Jahre im Pennal genug miteinander, so können wir jetzt still auseinandergehen?"

Hans Werner erhob sich.

„Ich warte, bis du mir sagst, daß du lebst!"

„Ich lebe!" So, Hans Werner.

Erich stand jäh auf, drückte Hans innig die Hand, wendete sich und ging, ohne umzuschauen, dem Ausgang zu.

„Bleibe gesund!" rief Hans Werner nach, dann war er allein.

Wie ernüchtert stand plötzlich Hans Werner in der neuen Stille.

Sein Programm flimmerte vor seinem Gesicht: Er hatte Abschied nehmen wollen ... und ihm war ein Abschied gegeben worden. Er wollte ... und jetzt?

Wunsch und Sehnsucht, Trauer und Freude jagten in ihm einander in jäher Folge; dicht, daß er fast ohnmächtig, seiner selbst förmlich fremd, dem tollen Spiel seiner inneren Welt folgen mußte. Alle Vergangenheit schoß feurig auf, blutrot dem Blicke vorüber und wies ins Land — ins Leben ...

Freiheit fiel über ihn her und wehte über ihn hin.

Der Druck seiner vieljährigen Vorstellungen ließ nach. Neue Farben tönten auf. Tollste Erschütterungen, unfaßbar in Worten, unbegreifbar, warfen sich in ihn.

Er fühlte, wie ein neuer Blutkreislauf begann, und ohne Gründe zu haben, ja ohne sie zu suchen, fühlte er stetig gewisser Hunger wach werden. Einfach Hunger! — Hunger auf ein Stück Brot und Hunger auf einen Fetzen Leben.

Er wollte leben! Er wollte sein Leben nehmen. Nicht wie Erich als einen schmalen Bezirk bestimmter Pflichten — er wollte es erleben als ein Gastmahl! Als ein wilder Spieler wollte er es zwingen! Er wollte wissen: Hierher kann stündlich der Weg weisen; aber der Weg sei genommen!

Er nahm den Revolver aus seiner Tasche, steckte das Bündel Veilchen, das er den Freunden mitgebracht hatte, in den Lauf und schoß es in den Himmel.

So überselig war er in seinem neuen Entschluß.

Der dröhnende Knall brach sich in den Nischen der Urnen hundertfältig und lief dann zitternd durch die spitzen Lebensbäume, die den Friedhof umstanden.

Der humpelnde Friedhofsgärtner kam gehastet. Von weitem schrie er Hans Werner an, ob er den Schuß gehört habe.

„Freilich," sagte er ruhig, „da draußen!" Und er wies über das Land hin nach dem Himmel.

„Unsinn! Der Schuß war hier dicht!" Der Gärtner humpelte aufgeregt dem Schusse nach.

Hans Werner steckte beide Hände in die Tasche,

verneigte sich theatralisch vor den Urnen und lächelte ihnen zärtlich mit der Pose eines Provinz-Hamlets zu.

Dann ging er durch den Friedhof; las alle die rührenden Sprüche und Verse. Grüßte ein paar Fremde, die seinen höflichen und ernsten Gruß befangen erwiderten. Hans Werner freute sich eines jeden solchen Grußes — es war ihm ein jeder eine Brücke zu neuer Gemeinschaft. Er fühlte viel Neues sich ihm entgegendrängen. — Auf einem halbzerfallenen Grabe verdeckte ein leerer Krug einem Stiefmütterchen die Sonne. Er warf den Krug in den Gang, streichelte das junge, verhuschelte Bündel Grün, pfiff einen aktuellen Gassenhauer und stellte sich die Torte vor, mit der ihn heute seine Mutter nach Tisch überraschen würde...

## 2

Die Mutter des Hans Werner war eine jener seltsamen Frauen, die nach einem schmalen Frühling sich wieder ganz abschließen, wieder ganz verschlossenes und letzten Endes versponnenes Mädchen sind. Sie stammte aus einem größeren Gute im Altenburgischen, war, früh gefreit, in die kleine Residenz gekommen, hatte Hans Werner das Leben gegeben und war dann der vielen Kleinarbeit des Haushaltes — die undankbar jeden neuen Tag mit alter Wiederkehr füllt — vorgestanden. Ihr Mann, ein stiller Jurist, dessen einziger Temperamentsausbruch ein Beitrag in den juristischen Fachblättern darstellte, war tagsüber in den Sielen seines Dienstes und wünschte am Abend ungestört seinen Privatneigungen nachzugehen. Diese Privatneigungen setzten sich aus einem Skatabend, einem Angelabend und der Beschäftigung mit der Geschichte des nationalen Rechtsbegriffes zusammen. Er war wortkarg, und seine innere Zufriedenheit äußerte sich nur bei Tisch im behaglichen Zulangen und einem gesunden Appetit.

So waren die kleinen Träume der Frau Anna Werner bald erloschen. Um so inniger verwob sich ihr

heimliches und verhaltenes Jungsein mit den Spielen des kleinen Hans. In ihm wurden von ihr alle die Märchen aufbewahrt, deren fromme Verlogenheit ihr vor Jahren wohlgetan hatte. Frau Anna war immer rege. Und ihre Beschäftigungen, die ihr früher zu einem baldigen Feierabend hatten verhelfen sollen, waren in flinken Händen geblieben, obwohl sie jetzt hätten erkennen können, daß der Abend keine Freiheit, keine Erholung, keine Unterhaltung mit sich brachte.

Ein Abend wie alle. Sie war allein geblieben. Wozu ins Theater gehen? Wenn man dann die süße Erregung, die solch ein bunter und erfüllter Abend mit sich gebracht hatte, nicht ausplaudern durfte? Wenn man mit einem gegähnten: Nun, wie war es? begrüßt wurde, was in sich schloß, daß die Antwort knapp und klar, sachlich und leise entgegnet wurde.

Wozu ein Buch lesen und nach einer Welt sich das Herz schwer machen, die unerreichbar und unmöglich für die kleine, abgeschlossene Juristenfrau draußen, irgendwo, fern von ihr, ihr Glück erlebte?

Geselligkeit schätzte der Amtsrichter nicht, weil sie sich ihm als Fachsimpelei darstellte oder als Beziehungshascherei. Für beides waren ihm seine freien Stunden zu lieb. Rücksicht auf die Wünsche seiner Frau kannte er nicht; wußte nicht einmal um diese

Wünsche, so belanglos war ihm im Grunde das innere Leben seiner Gefährtin. Er registrierte nur gelassen die Pünktlichkeit der Mahlzeiten und lobte Sonntags ein besonders geglücktes Gericht.

Wenn sie gemeinsam spazieren gingen, bot später Hans Gelegenheit zu Gesprächen über pädagogische Themen im allgemeinen und besonderen.

Amtsrichter Werner war ein Mann, der wußte, daß er schon höher in der Stufenleiter seiner Karriere stünde, wenn seinem Leben der Stern irgendeiner Protektion gestrahlt hätte. So aber — er war der Sohn eines armen Dorfschulmeisters — hatte er sich durch Privatstunden, später durch Stipendien und Hauslehrerstellen in seinen Beruf hineingearbeitet, und seine Laufbahn wurde nur durch Alter und Verdienst bestimmt. Beide Faktoren kennzeichnen aber nur spärliche Anerkennung. Herr Werner war zu klug und zu nüchtern, um sich durch derartige allgemein gültige Voraussetzungen irgendwie verbittern zu lassen. Er hatte sich einen gewissen, verbissenen Humor angeschafft und im übrigen sich auf ein wissenschaftliches Selbstbewußtsein zurückgezogen.

Außerdem hatte die Mitgift seiner Ehe die wirtschaftliche Situation etwas unabhängiger gestaltet, so daß die Ansprüche seiner Natur nicht im geringsten gefährdet waren.

Als Hans während seiner ersten Gymnasialzeit bereits in seinen Zeugnissen zu wünschen übrig ließ, hatte er nur seiner Frau gegenüber geäußert:

„Er hat etwas von deiner Art! Eine gewisse frauliche Unruhe, die nicht streng genug bei der Sache zu bleiben vermag. Ich fühle es aus seinen Aufsätzen heraus!"

Hans mußte nämlich jeden Sonnabendnachmittag um drei Uhr seinem Vater die Arbeiten der Woche vorlegen. Dieser fragte ihn dann kurz aus über alle Vorgänge der Schule. Wenn Hans eine lustige Anekdote, eine kleine Lausbüberei zum besten geben wollte, hatte er ein ablehnendes Lächeln dafür übrig, so daß der Junge diese Geschichten bald nur bei der Mutter gut aufgehoben wußte.

In der Untersekunda mußte Hans repetieren. Der Vater warf unruhig den Kneifer über die Nase, sah in das unabänderliche Zeugnis und sagte — völlig im Tone seiner Amtsstube:

„Schade, daß es gerade beim Einjährigen passieren mußte! So trägst du es ständig in deinen Lebensutensilien herum, wes Geistes Kind du bist."

Die Mutter traf zu diesen Worten ein kleiner, vorwurfsvoller Blick. Es war inzwischen bereits als feststehend erkannt, daß die geistige Veranlagung völlig von der Mutter bestimmt sein mußte, denn Alexander

Werner hatte als Schüler nur erste Noten heimgebracht.

Diese Noten übrigens pflegte er halbjährlich seinem Sohne zu zeigen. Er hielt es für überaus erzieherisch, seinem Jungen den Vergleich zwischen der eigenen Ernte an guten Zensuren und dem mäßigen Ertrag an Hansens Leistungen deutlich festzustellen. Er spekulierte auf den Ehrgeiz von Hans. Doch war dies ohne jedes tiefere Verständnis geblieben.

Eines Abends hatte Frau Anna ihrem Manne ein Gedicht gebracht. Ihr Junge hatte es geschrieben, und sie war glücklich über dieses schöne Geschenk. Ihr Mann hatte herzlich geschmunzelt — wie selten herzlich — und hatte gesagt: „Ja, ja! diese Allotria hat man ja auch getrieben. Freilich erst als Student; denn da hat man mehr Zeit für solch eine unnütze Stunde, in der man anmutige Gefühle gewissenhaft freudig skandiert. Übrigens" — so war er fortgefahren und hatte seinen schmalen Kinnbart in die Hand genommen und darin mit den Fingern Verstecken gespielt, wie er es tat, wenn er für ein paar Worte Zeitverlust aufgelegt war. „Übrigens habe ich ja auch dergleichen Dinge an dich adressiert!"

Frau Anna sagte nur: „Ich habe sie alle aufbewahrt!" — In der Kehle saß ihr ein Stück Erregung, so fühlte sie sich jung werden in dieser Erinne-

rung. Sie wäre am liebsten zu der Kommode geeilt, in der sie alle diese vergilbten Wichtigkeiten aufbewahrte; doch schnitt diesen Ausflug ins Gefühlvolle ihr Mann sofort wieder ab, als er fortfuhr: „Das wäre nicht nötig gewesen! Man soll derartige Spielereien nicht ernster nehmen, als sie es wert sind. — Immerhin müssen wir jetzt wohl darauf achten, daß der Junge seine kostbare Zeit nicht an dergleichen Mätzchen verliert und mit dergleichen Belanglosigkeiten vertändelt."

Als sie heute einander zu Tisch begegnet waren, hatte Herr Werner seinem Sohn die Hand gedrückt und ihm gratuliert. Ohne die geringste Kenntnis aller inneren Vorgänge im Erleben seines Sohnes, setzte er voraus, daß Hans Jurist werden würde. Alles andere Gerede nahm er für Dummjungengeschwätz. Er gab ihm fünfzig Mark und wünschte ihm einen vergnügten Tag. Im Laufe der Woche könnten sie gelegentlich über die Pläne für das erste Semester sprechen, im übrigen dränge das ja nicht. Er habe ein gewisses Anrecht auf einige Wochen absolutester Freiheit. Damit war für den Amtsrichter Alexander Werner die Sache erledigt und alles Weitere im rechten Geleise...

Werners Mutter war tief erregt. Sie wußte nichts um ihren Jungen, aber in ihrem Gefühle wurde das

Herz ihr schwer von drohenden Gefahren. Sie hatte den Tod von Hansens intimsten Freunden miterlebt, und ohne daß Hans ihr Unnötiges erzählt hatte, war sie Mitwisserin all dieser Ereignisse.

Einmal hatte sie in ihrem inneren Verzagtsein sich an ihren Mann gewendet, doch der hatte nebenbei hingesprochen von Pubertätserscheinungen, die man um Gottes willen nicht tragisch zu nehmen habe; und wenn sich schon so ein junger Bursche aus dem Leben gestohlen habe, so sei er eben einer Krankheit erlegen, die sich nur im Namen von einer Rippenfellentzündung oder galoppierenden Schwindsucht mit tödlichem Ausgang unterscheide. Ein gewisser Prozentsatz von Menschen sterbe im Alter von 10—20, ein anderer von 20—30 usw. Die meisten stürben übrigens im Säuglingsalter, das seien einfach statistische Tatsachen, die man nicht mit Sentimentalitäten verbrämen solle, sondern sie hinzunehmen habe, wie alle Erscheinungen dieses Lebens.

Sie hatte zugehört, genickt und war wie immer nach solchen Anläufen einer Auseinandersetzung still wieder zu ihrer Arbeit zurückgekehrt. Das, was ihr Mann gesagt hatte, hatte sicher Hand und Fuß; nur war etwas hinter diesen Tatsachen, was ihr nicht Ruhe gab und von dem sie doch auch nicht wußte, was es von ihr wollte.

Sie hatte sich inniger an Hans gewendet, doch hatte dessen eigene Erregung keinen Raum für ein Verständnis seiner Mutter. Seine Mutter war ihm eine liebe Frau gewesen, die ihm heimlich einen Vorschuß, dann und wann auch eine kleine Delikatesse zusteckte und im übrigen ihm überaus belanglos erschien. Er hatte sie lieb, sich aber nie tiefer mit der Frage beschäftigt, was diese Liebe für ihn bedeute, ob und welche Forderungen sie in sich berge. Seine Mutter war ihm wie das tägliche Brot, eine jener Selbstverständlichkeiten gewesen, mit denen wir uns nie auseinandersetzen, sondern die wir nehmen wie sie sind.

Es war Nachmittag geworden. Hans Werner hatte nach Tisch, an den er sich mit der ganzen Hingabe seines Alters gesetzt hatte, bis jetzt geschlafen. Der Vater war im Dienst, und Frau Anna saß am Fenster. Über die Arbeit weg lief ihre Unruhe. Immer wieder rief es in ihr nach einer Aussprache mit ihrem Jungen, der mehr und mehr ihr Sohn werden sollte.

Hans Werner trat ein. Und wie er vor dem leisen Dunkel des Zimmers die Silhouette seiner Mutter sah, verklärt von der leuchtenden Flut des Lichtes, das sich weiß und schwer gegen das Fenster lehnte, war es ihm plötzlich, als ob er ihr ein gutes Wort geben

müßte, so vereinsamt und so seltsam entrückt erschien sie ihm.

Er schritt auf sie zu. Als er aber ein fröhliches Wort hinwerfen wollte, wie eine unbefangene Liebkosung, erkannte er und erschrak vor sich selbst, daß dieser Frau damit nicht geholfen sein könnte. Es ging in dieser Sekunde nicht um ein Wort und ein Wohlwollen — es ging um ein Tieferes. Dieser Gedanke aber wiederum erstickte seine anfängliche Natürlichkeit und unbeholfen, und wie von einer unsichtbaren Hand gebannt, blieb er mitten im Zimmer stehen.

Die Mutter sah ihren Jungen, groß und schmal. Er hatte sich nach dem Schlaf von seiner Chaiselongue erhoben, ohne das Haar zu bürsten, so fielen blonde Strähnen, wie breit und willkürlich verschüttetes Abendlicht, in seine Stirne. Das Gesicht war vom Schlaf gerundet und leise gerötet. Um die Augen nur liefen noch leichte Gräben voll Schatten. Frau Anna sagte, und sie sah dazu auf ihre Arbeit, als ob sie ihn nicht nötigen möchte und auch so, als ob sie sich wie ein junges Mädel schäme, einen jungen Mann dazu aufzufordern:

„Magst du dich nicht ein Weilchen zu mir setzen?“

Dem Hans Werner kam die Bitte zu Hilfe; er sagte:

3*

„Recht gern, Muttel!“ Er rückte einen Stuhl zu ihrem Platz, und wieder war verlegene Stille.

Das Zimmer war schlicht und gediegen eingerichtet, die einzelnen Möbelstücke braun gebeizt, schwer und wuchtig, wie aus dem Eichenstamm ungeschlacht herausgehauen. Die Stühle hatten leicht gerundete Lehnen und luden mit niederdeutscher Bequemlichkeit zur Ruhe. Ein dunkel getönter Teppich füllte den Boden aus und zwang jedes Schreiten zu verhaltener Befangenheit. Der polierte Regulator — ein Hochzeitsgeschenk — hing mit klingendem Pendel schmal und flach an einer dünnen Tapete. Die großen Möbelstücke, als fertige Zimmereinrichtungen eingekauft, standen unbeholfen im Raum zwischen Kleinigkeiten, mit denen Frau Anna versuchte, sie vertraut zu machen. So drängten sich auf den Schultern des Sofas eine ganze Serie bunter Nippes und verströmten eine Fülle lieber Erinnerungen. Auf dem Aufsatz des Vertikos lehnten Photographien von Verwandten und Reisen dicht aneinander. — Herr Alexander legte dagegen besonderen Wert auf eine reichgetriebene, silberne Schale, die breitbeinig mitten auf der weinroten Plüschdecke des Tisches stand und in ihrem von sphinxartigen Weibchen getragenen Bauche die Visitenkarten besserer Besucher und die grellfarbigen Ansichtsgrüße Bekannter barg.

„Mir ist es immer" — so fing Mutter Anna zu sprechen schließlich an — „als ob ich recht weit von dir weg wäre ... als ob ich eine Fremde, dir wenig sein könnte. Freilich lebst du in einer anderen Zeit; in einer Zeit mit schnelleren Entschlüssen und wohl auch früherer Reife. Was weiß ich von alledem, was dich bewegt und dein Leben ausmacht? — Du hast es früher oft für recht befunden, mir deine Erlebnisse und Begegnungen zu bringen, wie ein Bündel Wiesenblumen... Die Zeiten sind vorüber, die ganze letzte Zeit — und ich weiß, wie sehr sie dich anging — die ganze letzte Zeit ließt du mich nicht mehr teilhaben an deinem Geschick."

Als sie das unklare und trübe Gesicht ihres Jungen sah, sagte sie weiter:

„Ich will mich nicht aufdrängen. Sieh, davor habe ich die meiste Furcht. Ich weiß zu gut, was du mir gibst als Geständnis und Beichte, weil ich dich bat, ist nicht das letzte. Ist nicht das, um das es zwischen Mutter und Sohn gehen sollte."

„Das Innerliche, Muttel" — nahm hier Hans das Wort an sich — „will bedacht sein, ehe es Rede wird! Sieh, alle Gedanken, die in mir wach sind, sind letzten Endes Wünsche, Regungen — sind Sehnsucht. Würde ich sie dir sagen, ich möchte dir weh tun mit soviel verworrenen Ansichten. Und was ich heute gesagt hätte,

müßte ich morgen verändern, vielleicht schon leugnen. Meine Freunde waren mir gleich. Und wenn ich im Rausche über meine eigene Überzeugung hinausschrie und mich in irgendeinen Entschluß hineinredete, schritten sie mit und waren pfingstlich besessen wie ich. Am nächsten Morgen schritten sie wieder mit mir Hand in Hand zu entgegengesetzten Bekenntnissen, ohne daß sich einer vor dem andern hätte schämen müssen. Wenn ich aber vor dir und dem seltsamen Ernst deines Gesichtes beichten wollte, was in mir rege ist und mich heute hetzt und quält, wüßte ich im Geheimen schon, daß ich morgen — ernüchtert oder auch auf anderem Wege — mich dieser übertriebenen und vielleicht erhitzten Stunde schämen würde. So mußt du es sehen, wenn du nach meiner Verlegenheit aussiehst."

„Mich sorgt" — damit überbrückte Frau Anna die leichte Verlegenheit nach diesem scheuen Geständnis, ein plötzliches Schweigen — „deine Zukunft, Hans! Vater weiß einfach, du wirst Jurist wie er. Ich weiß das nicht. Ich kenne dich und glaube nicht, daß das Leben deines Vaters dich erfreuen und von Grund auf ausfüllen könnte. Ich hörte auch von dir zu oft Witze über diesen Beruf, als daß ich Demut vor dieser Arbeit in dir voraussetzen könnte. Und ein Beruf, vor dessen Ausübung einen nicht innerste Demut erfaßt, ein Beruf, der einen nicht überwältigt mit der Kraft

eigenster Bestimmung, einen solchen Beruf kann nur eine Natur ergreifen, die kühl und vielleicht ein gut Stück träge ihrem Leben entgegenschlendert, wie einem freien Sonntagnachmittag ohne innere Pflicht und ohne innere Stimme. Solch einer bist du nicht... So viel gerade noch weiß ich um dich. Nicht mehr — und dort liegt meine Trauer."

„Mehr weiß ich selbst nicht um mich, Muttel, und das war meine Verzweiflung! Aber jetzt bin ich gefaßt! Ich habe mir bestimmt, mir eine gewisse Zeit zu schenken zur Prüfung. Erst heute bin ich so frei geworden; und ich glaube, daß die wahrhaften Entschlüsse unseres Lebens nur in der Freiheit gedeihen. Wenn wir uns eingeengt wissen von Wünschen und Befehlen anderer Leute, wenn wir uns gefesselt sehen im schmalen Rahmen kleinlicher Vorschriften und Bedingungen, können wir nicht unsere eigne Art ergründen, sondern müssen eben die Geleise abrollen, in die man uns brachte, wie einen Waggon Ware mit irgendeiner Bestimmung, seelenlos aufgegeben. In ein, zwei, vielleicht in drei Jahren, denke ich, kann ich über mich urteilen; nach dieser Zeit muß ich um mich wissen! Was ich jetzt bekenne ist Schwärmen, was ich dann erkannte, muß Charakter heißen!"

Mutter Anna freute sich ihres Sohnes. Er sprach so anders wie Alexander, er sprach so beschwingt; seine

Hände glitten lebhaft über die Worte hin, als ob sie ein jedes mit Güte überdecken möchten, als ob sie ein jedes unmittelbar, sichtbar zum Herzen des Gegenüber tragen möchten...

Ängstlich fiel sie in ihr gedrücktes Wesen zurück, als sie sagte:

„Du mußt wissen, Hans, daß wir nicht reich sind. Und daß deine Jahre mehr und mehr ein kleines Vermögen bedeuten, das du deinen Eltern kostest. Ich meine, Vater wird froh sein, wenn du selbst für dich sorgst. — Und er hat recht! Wir leben ja nicht nur, um unsere Bestimmung zu ergründen und ihr zu dienen, sondern auch, und wohl doch vor allem, um unser tägliches Brot!"

Sie sagte diese Sätze scheu und beklommen. Sie sagte sie wie etwas Gelerntes her, das man nicht liebt, wenn man es auch besitzt.

Hans Werner lachte: „Muttel, aber das weiß ich gewiß! Das ist doch alles selbstverständlich! Nur meine ich, muß man auch rücksichtslos sein und seinen Teil nehmen als eine Selbstverständlichkeit. Ich kenne Menschen, die aus lauter Rücksichtnahme und vor lauter ‚Danke sagen' sich nie zu sich selbst fanden. Goethes: ‚Und was du bist, das bliebst du andern schuldig' — ist als Aufsatzthema ja äußerst lehrreich; praktisch, mir zu platonisch! Hättet ihr mich nicht ge-

boren, hättet ihr praeter propter 40 bis 50 000 Mark mehr Bankguthaben. So viel muß euch eben das Gefühl wert sein — ein Stück Unsterblichkeit gezeugt zu haben."

Frau Anna saß diesem radikalen Bekenntnis hilflos gegenüber. Hans fühlte es und fuhr fort:

„Du, zum Beispiel, Muttel, hast nicht dein Leben gelebt, sondern — wenn ich so offen sein darf, wie du nur fordern kannst — hast so gelebt, wie es Vater wünschte. Schließlich ist aber doch jeder und selbst das letzte Menschenleben noch etwas anderes, als bloß die Erfüllung der Wünsche eines anderen. Oder, wie man einem Kinde zu formulieren hätte: Dieses neue Leben hat seine eigene Kraftstation und ist nicht nur ein abhängiger Motor, der im Dienste seiner Eltern steht. Dankbar? Gewiß, ich bin es. Aber meine Dankbarkeit wird mich nie zwingen können, meine gesunden Forderungen an euch nicht zu stellen!"

Frau Anna wurde ständig verlegener. Und sie wurde es, weil sie sich unsicher fühlte, weil sie eigentlich ihrem Jungen recht gab. Auf der anderen Seite aber stand das Gewissen, das ihr Mann in ihr groß gezogen hatte, diese dienende Abhängigkeit und Duldsamkeit. So erschrak sie zu tiefst über die Selbstverständlichkeit, mit der Hans das forderte, was in ihrer Welt ständige, überdunkelte Dankbarkeit hätte blei-

ben sollen. Sie sah sich ihrem Jungen und dessen robuster Jugend nicht gewachsen: Ein Stück heimliche Sehnsucht gab ihm recht, und ihre geduckte und verkümmerte eigene Erfahrung stand dem entgegen.

So flüchtete sie ihre Gedanken in Worte und sagte: „Man müßte dich wohl beneiden um die Sicherheit, mit der du deine Pflicht dir gegenüber zum Anrecht erhebst und so zur Pflicht deiner Eltern machst.“ Still lächelnd fuhr sie dann fort: „Nun, das ist wohl Mannesart, und ich werde dir in diesem wenig sein können . . . Ein anderes ist es, worauf ich ausging, in dem ich dir vielleicht mehr sein könnte.“

Sie schwieg — hatte sie die Pflicht mit ihrem Jungen jetzt zu sprechen? Ihre unsichere Art wurde wieder wach, und mancherlei Bedenken machten ihr das Sprechen schwer. Sie fühlte das gespannte und pralle Selbstgefühl ihres Jungen, sie wußte, daß dieses Gefühl oft schon da war, aber ebenso rasch jugendlicher Melancholie zu weichen pflegte. Sie kannte es selbst nur zu gut, dieses Wechseln von gesteigerter Lebensfreude und Niedergedrücktsein. Würde in ihm sich Klarheit finden? Würde diese Schaukel, die in ihr täglich noch schwebte und bei geringsten Anlässen bereits ihr verquältes Spiel verjüngt aufnahm, würde dieses im Grunde haltlose Schweben das Wesen ihres Hans bestimmen? — Dann, so ahnte sie wie Gewiß-

heit, ging ihr Junge keinem Glück und keinem Unglück entgegen, sondern er würde wie sie, und so die meisten, um das eigentliche Leben betrogen, ein Dasein führen, dessen Sinn und Seele gebunden bleibt und abhängig. Aber etwas in Hans, irgend etwas in dem Jungen, war ihr fremd und unbekannt; das wurde ihr Trost. Dort mochte das sein, was sich zu sich selbst verhalf, was sich durchsetzte mit aller Energie um seiner selbst willen. Dieses Fremde erfreute sie, obwohl sie es ein Stück fürchtete; wie ihr auch die Selbstverständlichkeit, mit der ihr Mann ihr Leben in seine Dienste zwang, Anlaß war, und mehr und mehr wurde, zu Neid und gedämpfter Furcht. In ihrem Jungen glaubte sie, allen Worten zum Trotz, noch etwas von ihrer fraulichen Milde zu sehen; und um dieser zu begegnen, fuhr sie schließlich fort:

„Du sprichst so unendlich sicher über das Leben hin. Wir sind weit voneinander getrennt, denn wo dein Weg beginnt, ist meiner am Ende. Was uns verbindet, ist das Gefühl. Irgendeine Art des Blutes. Man nennt es Liebe. — Liebe? Mit diesem dunklen Wort erschließt man alle Dinge und Erscheinungen, deren man mit forschen Begriffen nicht habhaft werden kann. Ich habe viel darüber nachgedacht — Vater und du, ihr ließt mich ja reichlich allein — und wir Frauen, wenn wir schon denken, verfallen immer unserer Na-

tur und aus ihr heraus suchen wir die Welt zu ergründen. — Wenn ihr Männer aus dem Kampf heraus eure Thesen aufstellt und eure Begründungen holt, so finden sich unsere Bekenntnisse allein und alle — im Herzen."

Hans Werner sah seiner Mutter zu, wie sie sich an ihrem Sprechen abmühte, er war tief beglückt, als er sah, mit welcher Inbrunst sie sich ihm zu nähern suchte, indem sie sich ihm so erschloß. Er fühlte in dieser Minute seine Männlichkeit reifen, weil er sah, wie die Empfindungen seiner Mutter schamhaft waren und seines Schutzes und seiner Verschwiegenheit bedurften.

Er gab ihr seine Hand, die sie mit sanftem Druck faßte. Und sie blieben Hand in Hand, als Frau Anna weiter sagte:

„Die Güte von uns ist natürlich, und so ist sie kein Kunststück! Ihr aber habt es schwerer: Eure Natur ist härter, vielleicht grausamer gemacht, um an der Gewissenlosigkeit des äußeren Daseins nicht zu sehr zu leiden. Euch ist das Gebot der Güte ein Gesetz, an dem die meisten von euch sündigen. Was ich dir, Hans, zu sagen habe, ist dies: Sieh in jedem Menschen deinen Mitmenschen, ich meine einen Kameraden, der deiner Güte im Grunde so bedarf, wie dich die seine erfreuen würde! Wir leben alle von der

Schonung, die uns die anderen gönnen — wer von uns allen könnte bestehen, ohne Geduld und Nachsicht seiner Nächsten? Wir sind alle so anders, wie wieder andere, daß wir zueinander duldsam sein müssen. Es ist nicht wahr, daß wir Deutschen einfach Deutsch und die Franzosen meinetwegen Französisch sprechen. Soviel es Menschen gibt, soviel gibt es Sprachen. Jeder von uns ist in einer unendlichen, unsagbaren Einsamkeit, und wer das weiß und fühlt, der wird in der Zusammengehörigkeit des Blutes die einzige Heimat finden . . ."

In Hans war das Herz mächtig wach geworden. Heute am Vormittag noch hatte er sich über den Haufen schießen wollen, im Übermaß seines ungebundenen Lebensgefühles, seiner seelischen Revolutionen — und jetzt traf ihn diese Begegnung. Die Seele seiner Mutter schritt ihm entgegen; überwältigt von ihrer süßen Nähe sprangen ihm die Tränen in die Augen, und mit aller Andacht sagte er das Wort, wie zum erstenmal bewußt: „Mutter!"

## 3

Am Abend bestieg Hans lustig grüßend eine elektrische Straßenbahn, die zur Stadt fuhr.

Drei Kameraden standen breitbeinig auf dem Hinterperron, die Zigarren lässig im Munde und mit Gesichtern, wie sie vom Todesurteil Begnadigte haben mögen — blaß und voll einer Freude, die noch ohne klaren Ausdruck ist. Laut rühmten sie untereinander den Schneid, mit dem jeder sein Schäfchen ins Trockne gebracht, das heißt gemogelt habe. Sie sprachen in dem Ton, in dem Kenner nach dem Rennen über Gäule ihre Wetten vertreten.

Ein breiter, rundlicher Herr, der neben ihrem Kreise während der Fahrt lehnte und ihnen zuhören mußte, lächelte behaglich.

Wie ein altes Fenster, dachte Hans Werner, in das Frühsonne scheint.

Hans Werner wurde allgemein bewundert.

„Kerl!" — sagte der spitze und ständig bewegte Karl Löffler — „es ist unglaublich! als ich hörte, daß alle durch seien außer einem, wußte ich einfach, daß du der eine seist. Erstens hatten die Steißbeintrommler alle ihren gerechten Zorn auf

dich, und zweitens liefst du ja tatsächlich außer Konkurrenz."

Der Kreis grunzte, gab Löffler recht, nur der kleine Benndorf, dem man schon jetzt unter seinem niegelnagelneuen Steifen den kommenden Medizinmann ansah, weil sein Gesicht seelenruhig auf seinem hohen Stehkragen kauerte und wie die Gesundheit selbst förmlich suggestive Garantien jedem Nervösen gegenüber bot — nur der kleine Benndorf bemerkte trocken, er habe an sich gedacht; denn Hans Werner sei ohne Fitz, wenn es ums Ganze gehe, während er, den der Weltuntergang kühl lasse, im Examen als einzige Leistung Hemden durchschwitzen könne. Außerdem habe Hans Werner gestrebt wie ein Büffel die letzte Zeit.

„Die letzte Zeit schon!" meinte Hans Werner und wollte von diesem Thema ablenken, weil er wußte, daß das Gespräch nun bald wieder auf den Selbstmord der Klassenbrüder kommen müßte, und davor hatte er immer Angst. Nichts war ihm ekelhafter, als wenn Leute, mit denen er innerlich nichts gemein hatte, und die auch seinen toten Freunden ganz fremd geblieben waren, so über diese Ereignisse verallgemeinernd schwätzten, sich selbst in die Brust warfen und mit dem tragischen Erleben ihrer Kameraden renommierten auf die Weise, daß sie durchblicken ließen, sie selbst hätten vor der gleichen Entscheidung schwerkämp-

fend gestanden. Aber schließlich seien sie eben der Ansicht, und müßten sie eben doch den Standpunkt vertreten . . . Oh, war ihm diese Prahlerei mit inneren Ereignissen bei Kerlen zuwider, von denen er wußte, daß sie viel zu viel bürgerliche Wohlanständigkeit in den Knochen hatten, als daß sie je ernsthaft vor Fragen solch eigensinniger Natur gestellt werden könnten.

Zum Glück stieg Madame Zimperlich in diesem Augenblick auf den Wagen.

Madame Zimperlich war der französische Lehrer des Gymnasiums. Er hieß eigentlich Max Waner und war einer jener Menschen, die immer das tun, was in den Augen der anderen äußerst lächerlich, in den ihren aber korrekt ist. Madame Zimperlich trug immer einen schwarzen, langen Gehrock, den die Linke zu raffen schien, wie einen Frauenrock; statt dessen spielte sie in Wirklichkeit in der dort befindlichen Tasche sehr verlegen an dem Taschentuch herum, während die Rechte stets ein Buch krampfhaft an die Brust preßte und wie eine erkämpfte Überzeugung gegen eine feindliche Welt zu verteidigen schien.

Madame Zimperlich war von jener Bescheidenheit, die sich selbst für überflüssig hält; seine ganze Existenz schien die Summe von einem ständigen „Pardon" zu sein, das aus den Augen flehte und ununterbrochen aus dem Mund zu fallen drohte.

Madame Zimperlich grüßte die jungen Herren tief. Sie erwiderten den Gruß obenhin. Nur Hans Werner trat zu ihm und sprach ein paar Worte. Er sagte, er bedaure es, daß sie auseinandergingen, er hätte den französischen Stunden viel zu danken. Madame Zimperlich sah fast ungläubig auf seinen ehemaligen Schüler, vor dem das Lehrerkollegium ihn in Konferenzen, als dem Durchtriebensten, nicht genug hatte warnen können. Sollte das Ironie sein, fragte er sich, aber ebenso rasch sah er ein, daß dazu kein Grund vorlag; so freute er sich sehr über dieses kleine Geschenk. Als er bald darauf umstieg, drückte er hastig Hans Werner die Hand, sagte sehr rasch und fast unverständlich vor Aufgeregtsein, falls er, Hans Werner, Lust und Freude daran habe, so würde er sich sehr freuen, wenn sie vielleicht gelegentlich an einem freien Nachmittag ein französisches Werk gemeinsam lesen würden. Hans Werner dankte herzhaft. Madame Zimperlich vergaß in der Aufregung die anderen zu grüßen, so behielten diese die Hände in den Taschen und kamen sich dabei äußerst entschlossen vor.

Karl Löffler sagte:

„Vor acht Wochen hätte ich gemeint, Hans Werner spinnt oder kratzt, heute bin ich platt wie'n Kabinenkoffer! Suchst du Anschluß an diese Kreise?" fragte er mit spitzigem Lächeln Hans.

„Mein lieber Junge!“ — meinte Hans — „wenn man wie ich sitzen geblieben ist, hat man für Menschliches ein anderes Auge. Außerdem hat mir Waner nie etwas getan; im Gegensatz zu Leuten, bei denen ihr Abschiedsbesuche gemacht habt!“

Der Hieb saß. Alle hatten nämlich Abschiedsbesuche, wie es die Sitte forderte, gemacht; nur Hans Werner hatte keinen Lehrer aufgesucht. Für was sollte er sich bedanken? — Und den wenigen, denen er innerlich zu Dank verpflichtet war, denen begegnete er wieder. Das wußte er.

Unvermittelt sagte er dann „Adieu“ und sprang, ohne einem die Hand gegeben zu haben, von dem ziemlich rasch fahrenden Wagen. Er wußte, wie sie hinter ihm her ironisch über seine abseitige Überlegenheit herfallen würden. Er war ihnen im Grunde allen ein Stück fatal, weil er immer tat, was ihm einfiel und was er für recht hielt, und nie, was der sogenannte Klassengeist diktierte. Er war immer ein anständiger und verlässiger Kamerad gewesen; aber seine Klassenbrüder kamen nie an ihn heran, außer den wenigen, die seine Freunde waren.

Er war lustig gewesen, als er zu ihnen gestiegen war, so von innen heraus fröhlich, aber dann das belanglose Gekreisch um die Penne mit den ewigen Anekdoten und Witzen über die Pauker, schließlich die affektierte

Haltung Waner gegenüber, war ihm auf die Nerven gefallen, so hatte er sich, um seiner guten Laune nicht verlustig zu gehen, von der Bahn fallen lassen und schlenderte nun den geschäftigen Peterssteinweg herunter, um dann links, dem Reichsgericht entgegen, abzubiegen.

Er dachte an Waner. Das war der einzige Mensch gewesen, der, als er sitzen geblieben war, ein anständiges Wort gefunden hatte. Gewiß hatte Hans dieses Ereignis nicht schwerer genommen, als es an sich war; aber empfindlich für ein gutes Wort war er in der damaligen Stimmung doch gewesen.

Der Vater, nüchtern wie immer, konstatierte einfach die Tatsache, ein bissel sarkastisch, immerhin anständig temperamentlos.

Die Mutter war still gewesen; das hatte ihm aber eigentlich am wehesten an der ganzen Sache getan. Dieses Stillsein! Es hatte ihn geärgert, weil er fühlte, wie sich seine Mutter schämte. Daß sie nach guter, alter Sitte dieses Vorkommnis für eine Schande hielt.

Die Freunde hatten selbstverständlich die Sache kommen sehen, wie Hans selbst und hatten sie einfach hingenommen wie eine Angelegenheit äußerlicher Natur.

Die Lehrer waren sich ungeheuer wichtig vorgekom-

4*

men, hatten ein Haufen Gerede herumgemacht und zu guter Letzt ihn sogar getröstet. Der Religionsverwalter — wie sie ihn nannten — hatte die Augen fromm nach oben gerollt und auch dieses Vorgehen der Schule gegen die Trägheit des Schülers Hans Werner in Zusammenhang mit der großen, göttlichen Weltordnung gebracht.

Kurz, Hans Werner hatte bei dieser Gelegenheit alle Menschen besonders deutlich in ihren Masken und Verzerrungen gesehen. Wessen er bedurft hätte — eines anständigen und unmittelbaren guten Wortes —, wurde ihm nicht zuteil.

Nur eben Madame Zimperlich war nach der Stunde zu ihm getreten und hatte leise zu ihm gesagt — in einem Tone, in dem man etwas abbittet —, er hätte gehört, daß Hans Werner sich für Dramen interessiere, er solle ihn doch aufsuchen, er habe eine schöne, kleine Bibliothek, und er stelle sie ihm gern zur Verfügung. Hans Werner hatte erfreut und dankbar zugesagt und war nie dazu gekommen, seinen Lehrer aufzusuchen, hatte auch die damalige Güte gänzlich vergessen während der folgenden Jahre und gehörte entschieden mit zu denen, die auf Schabernack gegen Madame Zimperlich ausgingen.

Wie er jetzt so hinschlenderte, innerlich recht eigentlich ausgeschaltet und ausgespannt, kam es ihm vor,

als ob sein Höflichsein gegen Waner von seiner Mutter herrühre. Er freute sich dieser unbewußten Wirkung einer Lehre und gab dem Gefühl nach, daß das Leben schönere und sauberere, vertieftere Handhaben gebrauche, um zu überzeugen, als die Schule.

Eine Frau ging vor ihm, sie trug ein helles Kleid. Und ihre Art zu gehen füllte die Straße mit heller Lustigkeit; an ihrer Hand führte sie ein Kind. Die Mutter ging in Gedanken, das Gesicht senkrecht gegen das Licht des Abends gestellt. In ihre Augen mochte viel Sonne scheinen. Ihr Kind trippelte geschäftig mit dem Gesichte über die Steine gebeugt, die es zu zählen schien, oder die ihm alle etwas zu sagen hatten, etwas überaus Wichtiges und Neues.

Diese seltsame, einfältige Trennung, die Hand in Hand nebeneinander hinging und doch nichts gemein miteinander hatte, führte Hans Werners Gedanken wieder zur Mutter zurück.

Ehe er gegangen war, hatte seine Mutter in junger Verlegenheit ihn zu sich gerufen und ihm schnell und ungeschickt zehn Mark gegeben. Sie hatte ihn seltsam traurig dazu angesehen und gesagt:

„Ich verstehe von alledem nichts! — aber ich fühle, daß du in einem Punkte noch sehr ratlos bist; diese Ratlosigkeit aber leicht zu etwas Schlimmerem auswächst. Ich hörte . . ., daß die Juden ihrem Sohne

ein Mädel geben, das er lieben kann vor der Ehe. Du weißt jetzt, was ich meine. — Ich habe Sorge, daß deine Freunde überwältigt wurden von diesem jäh gewordenen Gefühl. Ich habe Sorgen, daß du mehr als nötig ist an all dem leidest. Es gibt ja Frauen, die Leuten deines Alters helfen können. So geh schon zu ihnen, wenn es anders nicht gehen will. Deine Pflicht wird es sein, doppelt streng in allen unberührten Mädchen und Frauen immer deine eigene Mutter zu sehen! Es spricht sich so schwer . . . Ich weiß auch nicht, ob ich recht tue und recht habe. Ich kann nicht anders, ich muß es dir so sagen . . . Du selbst mußt über dich Herr sein! Dein Leib sei dein Sklave! Hüte dich, Hans, daß nicht dein Leib dein Herr werde, auch daran sterben viele Menschen nutzlos und ekelhaft sinnlos hin."

Hans Werner fühlte die Liebe heraus, die zu diesem Entschluß gedrängt hatte. Wieviel Nächte mochte seine Mutter neben der selbstgefälligen Ruhe des Vaters wach gelegen sein — hilflos in der Torheit ihrer Sorgen.

Er sah, daß es unheimlich viel schwerer ist, für einen anderen zu sorgen, als sein eigenes Leben einfach hinzuleben. War es aber nicht gerade die Bestimmung der Mutter, ihr Leben zu leben, als Hingabe an die erborene Pflicht?

Er erfühlte dunkel, weswegen das Wort „Mutter"
wie ein unerträgliches Evangelium durch die Geschichte der Kunst und Religionen lief.

Dieses Gefühl beschloß er wieder und wieder zu prüfen. Er meinte vor einer großen Entdeckung zu stehen, so strömte das neue Gefühl seiner Kindheit über ihn hin.

Er wußte, daß er verwegen und töricht gewesen war, als er die letzten Jahre im Jungenstolz nur für sich mit seinen Freunden in allen Ideen des Lebens herumgewirtschaftet hatte. Es schien nicht auf die Größe der Gedanken anzukommen, sondern auf die Innigkeit und Demut des Gefühles. Er freute sich dieser Erkenntnis und beschloß, für alle diese Dinge ein offenes Auge zu behalten. Er beschloß absolut hinzunehmen und zu ergreifen, was immer das Leben ihm bot. Er konnte es ja, denn er wußte sich, wie es auch kam, einer Heimat gewiß. Einer Heimat, die nicht mehr jenseits des Lebens in verschwärmten Gärten dunkler Möglichkeit lag. Er fühlte sich einer Heimat gewiß — in diesem seinem jungen, werdenden Leben.

Immer freudiger ging er dieser Stimmung nach, immer tiefer bestätigte sich in dieser Freude das Recht dieses Glaubens.

Er erschrak, als ihn mitten heraus aus dem Schweben seiner Gedanken eine Stimme rief. Er sah auf,

wußte sich an der Biegung der Mozartstraße und erkannte sich der Eva Kohler gegenüber.

Sie stand lachend vor ihm, und in ihrer burschikosen Art sprudelte sie gleich über ihn her:

„Menschenskind, skandieren Sie Frühling? — Sie machen ja ein ganz verklärtes Gesicht! Ach, richtig, man muß Ihnen gratulieren — wie man mir zu kondolieren hat als der Schwester des einzigen Durchgeplumpsten! — Sie bringen mich zum Theater?" fuhr sie fort und lächelte mit schrägem Gesicht ihn an. Sie mußte nach oben blicken, um seine Augen zu finden; und sie tat es mit einem eigenen Reiz, der der ganzen feingliedrigen Person entsprach. „Sie gehen gewiß auch oft und gerne ins Theater?" sagte sie weiter, indem sie voraussetzte, daß Hans Werner nicht ungern ihr Kavalier sein würde.

Hans verneinte, und Eva plauderte lächelnd fort:

„Ich dachte, weil Ihr Aussehen etwas vom Theater hat."

Hans fragte entrüstet, ob er abgeschminkt aussehe? Sie lachte hell auf und versicherte, eben im Gegenteil, er sehe dem Ideal eines jungen Mannes ähnlich, verträumt, lang, schmal, ein bissel Prinz Homburg halt — mit einem Einschlag seines Dichters selbst.

Hans Werner tat das Kompliment sehr wohl. Und er war immerhin schon genug geschliffen, um in ihr

freudig und fast ehrlich überzeugt seine Natalie zu begrüßen.

„Ich kann mir übrigens, im Ernst gesprochen, nicht vorstellen, daß Sie als Referendar jeden besseren Nachmittag auf den Bummel gehen,“ brachte im Lauf des folgenden, tänzelnden Gesprächs Eva auf.

„Muß man das als Jurist?“ fragte Hans leicht ironisch.

„Nein, gewiß nicht“ — versicherte sie. „Aber für den anderen Typ sind Sie gleich gar nicht geschaffen! Und als Jurist ist das ‚Entweder-Oder‘ doch sehr auf der Hand liegend, entweder sind Aussichten vorhanden, als relativer Welt- und Lebemann Karriere zu machen, oder als trockner Streber und absoluter Paragraph bei Lebzeiten noch sich selbst einzubalsamieren. Für das eine ist zuviel Rasse in Ihnen. Ich meine Rasse als innere Form . . . Sie verstehen? Und für das andere sind Sie zu lebendig.“

„Meinen Sie?“

„Fragen Sie nicht, statt einfach recht zu geben, wie Sie es als ganzer und ehrlicher Jurist hätten tun müssen!“

Das Gespräch verlor sich in der Folge sprunghaft an allerlei Möglichkeiten der Entwicklung, und Eva vertrat den Standpunkt, daß ein Mann, der sofort nach dem Matur in seinen Beruf hineinrenne, ihr vor-

komme wie irgendeine Latte aus einem Zaun, die auch nichts für ihre Farbe könne, sondern eben aus den Umständen heraus grün oder braun angestrichen sei.

Hans tat dies wohl, und er gab ihr völlig recht. Er wendete ein, wie es heute seine Mutter ihm gegenüber gehalten hatte: daß aber der Mann vor allem Sohn sei; und das heiße bekanntlich: pekuniär sich nach der Decke des Vaters strecken!

Eva versicherte, daß er überaus gescheit sei, nur habe sie die Meinung, diese Decke habe sich dem Wuchse des betreffenden Kindes anzupassen. Und wer keine Kinder standesgemäß ernähren könne, solle die Finger von solchem Luxus lassen. Pflicht der Kinder sei es jedenfalls, kräftige Töne anzuschlagen, sonst seien sie von vornherein die Lackierten.

Hans Werner kam diese Unterstreichung seines Standpunktes überaus gelegen.

Schließlich, was Mutter gesagt hatte, war befangen gewesen vom Gesichtspunkte der Mutter; das heißt: der Frau ihres Mannes. Überhaupt, fiel ihm dabei plötzlich ein, müssen wir Jungen vor unserer Mutter auf der Hut sein, denn sie ist ja nicht nur Mutter, sondern selbst Weib für sich, und dazu noch die Geliebte ihres Mannes. Diese zwei Faktoren diktieren aber einen gewissen Egoismus, zum mindesten bezeichnen sie ein Gebundensein an Interessen, die denen ihres

Kindes nicht absolut unbefangen und ideell entgegen-
treten.

Er sprach zu Eva darüber. Sie gab ihm völlig recht
und sagte:

„Sehen Sie mich, Sie reiner Tor! Vater Kapell-
meister! Mutter Konzertsängerin a. D.! Zwei Brü-
der, drei Schwestern. Der Taler hat fünfzig Pfen-
nige! Kennen Sie den Satz? Nein, Sie Einziger!
Sie Solist, Sie! Sie verstehen nicht, was ich meine.
Einen Augenblick: Mein Vater hatte immerhin noch
einiges produktive Talent mit in die Ehe gebracht, und
meine Mutter war auch Künstlerin und Lebenskünst-
lerin; die Folge: Der Taler hat fünfzig Pfennige.
Für wen? Natürlich — für die Kinder! Vater muß
zu Gesellschaften, muß repräsentieren. Übrigens eine
herrliche Entschuldigung, dieses ewige Fremdwort!
Mutter singt noch dann und wann. Da sie nicht zu oft
mehr engagiert wird und ihre Konzerte auch nicht
recht tragen, stellt sie sich geschickterweise, als ob sie
es überhaupt nur uns zuliebe täte, des lieben Geldes
wegen. Lüge! Sie würde von sich aus lieber jeden Tag
singen! — wenn sie könnte, wenn sie Erfolg hätte.
Diese Verlogenheit haben alle Mütter. Sie stellen
ihr Unvermögen immer als Pflichterfüllung hin. —
Aber ich will zur Sache kommen. Wer badet die Lie-
besbrandung der Eltern aus? Wir! In meinem Leben

gilt der Taler fünfzig Pfennige. Für was also dankbar sein und verpflichtet? Dafür, daß ich lebe? Ja, dafür haben sie ja ihren Rausch gehabt, den ich wahrlich nicht gezeugt habe. — Eltern kommen mir immer vor wie ländliche Gäste in einer Bar, die sich eine vergnügte Nacht machen und am Morgen dumme Gesichter, weil sie bei der Rechnung einsehen, daß sie über ihre Verhältnisse gelebt haben!

Ich für meine Person habe resolut meine Schlüsse zu Entschlüssen umgebaut. Ich studiere Musik. Meine Mutter kreischt: Lerne kochen, werde Wirtschafterin. Weswegen wurde sie es nicht? Gleiches Recht für alle! Lotterie ist alles! Die Unschuld wie das Raffinement kann das große Los ziehen." — Eva hatte wie eine Frauenrechtlerin gesprochen, scharf und rechthaberisch. Sie war viel zu sehr mit dem beschäftigt, was sie sagte, als daß sie acht darauf gehabt hätte, wie die Wirkung ausfiel, die sie erreichte.

Hans Werner war voll und ganz mit sich beschäftigt. Er erstaunte, wie sein Gehör sich förmlich erneut hatte, wie er nur Wesentliches heraus hörte, und wie er in der Rede der anderen Verknüpfungen fand mit eigenen Gedanken.

Hatte er vor wenigen Stunden nicht das, was ihm seine Mutter gesagt hatte, als die Wahrheit genommen, und war das, was diese kleine Eva Kohler so vor

sich hinplärrte, nicht auch eine Wahrheit? Die Wahrheit, eben dieser Eva Kohler. Hatte nicht seine Mutter gesagt, daß es soviel Sprachen gäbe, wie es Menschen gibt; er schien den Nachsatz anschließen zu müssen, daß ebensoviel Wahrheiten sind, wie Sprachen.

Die Wahrheit schien auf alle Fälle eine Angelegenheit zu sein, bei deren Lösung man absolut auf sich angewiesen ist. Die sogenannten guten Ratschläge und seelischen Wegweiser hatten außer einem gewissen Plus an Gemüt den trocknen Lehrbüchern des Pennals an praktischem Gehalt und Wert nichts voraus.

„Ich warte im Grunde immer noch auf meine anfängliche Frage, ob Sie oft ins Theater gehen?“ — überbrückte Eva Kohler das ihr langatmig gewordene, schweigsame Nebeneinandergehen.

Hans Werner sagte, ihm sei das Theater das, was man gemeinhin Gottesdienst nenne; deswegen sei er selten dort, er meine, daß häufigere Besuche diesen feinen und tiefen Reiz löschen möchten, und der Andacht vor solchen Abenden dürfe er nicht verlustig gehen.

Als sie ihn fragte, was er gesehen habe, überraschte ihn selbst die geringe Auswahl an Erinnerungen, die er fand. Eigentlich nur ein Zyklus klassischer Werke: Minna von Barnhelm, Tasso, Götz, Gyges und sein

Ring, Hamlet und vor allem Don Carlos. An modernen Stücken: Gespenster und Erde.

„Aber ich habe den Faust schon dreimal gesehen, vom Kainz, vom Bassermann und vom Kayßler!"

Eva Kohler lachte hell und fröhlich auf. Hans Werner erschrak; hatte er etwas Dummes gesagt?

„Nicht doch, nicht doch" — strahlte Eva ihn an — „aber Ihr Gesicht, Ihr Gesicht glüht. Herrgott, Menschenskind! Sie sind köstlich! Ich bin gewiß kein Frosch, aber um Ihr Temperament möchte ich Sie beneiden. Sie haben mir ja bald den Arm zerdrückt, jedesmal, wenn Ihnen noch ein Stück einfiel."

Tatsächlich hatte Hans Werner, ohne es zu wissen, seine rechte Hand an ihren Arm gelegt und hatte im Suchen und bei der Vergegenwärtigung einzelner Bilder und Eindrücke, die sich mit diesen Abenden untilgbar verknüpften, seine Nachbarin wie einen Kameraden herzhaft gepreßt.

Er entschuldigte sich, aber Eva Kohler sagte:

„Sehen Sie, das ist nun wieder kitschig! Weswegen ein Pardon! Weswegen ein schön angestrichenes Bürgertum, wenn das Temperament solche Äußerlichkeiten überwand, ohne daß der kluge Herr Werner es merkte? Seien Sie froh, daß Sie lebendig und unbefangen sind. Mit solchem Temperament können Sie weiter kommen, als mit Ihrem juristischen Programm."

„Wissen Sie" — wendete Hans ein — „wie kommt es bloß, daß Sie heute mit mir reden, als ob Sie meine Mutter wären, und mit lauter guten Ratschlägen auf mich losgehen?"

„Mein Bruder hat mir oft von Ihnen gesprochen. Viel erzählt. Außerdem habe ich Ihren Einakter gelesen."

Hans Werner sah scharf auf sie. Lockte sie ihn auf das Glatteis der Selbstkritik und damit der Eitelkeit, um sich über ihn lustig machen zu können? Nein, sie sah vollständig klar in ihrer herzhaften Burschikosität vor sich hin, fühlte in ihrer Sicherheit nicht einmal die Prüfung seines Blickes.

Er hatte vor etwa einem halben Jahr eine Tragödie geschrieben. Ganz kurz und eigentlich nur eine Stimmung. Er hatte sie im Kreise seiner Freunde an einem Herbstabend, über dem ein roter Mond hing, verfiebert förmlich und zu tiefst überwältigt vorgelesen. Seine Kameraden waren begeistert, und er ihr Schiller geworden. Jeder hatte sie dann für sich noch einmal ausgebeten, und so also war sie auch in die Hände dieser Eva Kohler gekommen.

Diese Tragödie war nur eine Erzählung in Dialogform. Ein Dialog, der in einer Nacht zwei Eltern nicht schlafen läßt, weil langsam, wie ganz zufällig, durch lauter Äußerlichkeiten veranlaßt, ihr Schuld-

gefühl erwacht. Das Gefühl, wie grausam einsam sie ihren Jungen werden ließen aus Feigheit, aus Trägheit, aus Selbstsucht und aus falschem Ehrgeiz. Aus dem Schuldgefühl schattet die Furcht auf, und in ihr schreit plötzlich die Gewißheit, daß sie sich das Leben ihres Jungen verwirkt haben. In diese Gewißheit hinein klingelt das Telephon. Die Polizei meldet den Fund des Selbstmörders, ihres Sohnes.

„Wieso" — fragte schließlich Hans Werner weiter — „veranlaßte Sie diese Arbeit, mir gute Ratschläge zu verehren?"

„Weil diese Arbeit nicht duldet, daß ihr Schreiber als Jurist vertrottelt!"

„Ich kann für diese überaus ehrende Anteilnahme nur danken!" schloß Hans Werner. Es wurde ihm peinlich, selbst Stellung in irgendeiner Hinsicht zu dem von der Eva Gesagten zu nehmen.

Inzwischen waren sie vor der Oper angekommen. Es wurde „Mignon" gegeben, und vor dem Theaterplatze spielte sich das bewegte und farbige Leben ab, wie es sich vor den Eingängen einer besuchten Oper jeder Großstadt darbietet. Zudem sprangen in diesem Augenblick die grellen Bogenlampen an, sprühten ihr magisches Licht über die wogende und lärmende Flut eiliger Leute und gaben dem Ganzen das Gepräge einer verwegenen und wie entrückten Szenerie.

Eva Kohler sagte, daß heute ein Dresdner Gast singe, und deswegen diese süßliche Oper neue Anziehung ausübe. Dann gab sie ihm die Hand und fragte, wo er seinen Abend zubringe. Ihr Bruder sei zur Kneipe.

Weswegen er nicht dort sei?

Hans Werner sagte: „Weil ich etwas ganz Besonderes haben möchte an diesem Abend!"

„Das verstehe ich" — meinte Eva — „dann wünsche ich Ihnen Glück! Und hoffe, daß Ihnen die Begegnung wird, die Sie sich wünschen."

Hans Werner sah in ihr Gesicht hinein und sagte:

„Ich habe das Glück zum Teil schon gefunden!"

„Jetzt fangen Sie an, Lebemann zu markieren!"

„Nein! Darf ich Sie nach der Oper erwarten?"

„Schon nach dem zweiten Akt, so gegen neun Uhr! Aber sicher nur, wenn ich Sie nicht um Ihren Abend bringe!"

„Nein, Sie bringen mir den Abend," sagte Hans mit festem Nachdruck.

Er verbeugte sich, küßte ihr die Hand; sie schoß gewandt in die drängenden Besucher des Theaters. Er aber war sich selbst überlassen und freute sich darüber.

Wie weit der Augustusplatz in der Dämmerung wurde und wie klein die Gebäude — das Museum, die

Universität, Café Felsche. Ankersteinbauspielzeug, so hockten sie rings um die Fläche des Platzes, über die hin Menschen schossen wie flinke Wasserschneider, schwere Rollwagen fuhren wie fette Karpfen, und Autos sausten wie Forellen. Der Himmel hing ohne Licht als ein schweres, feuchtes Leinen darüber, und seine Wolken, die über den Gebäuden sich brandig schichteten, drohten auf den Platz zu fallen und alles zu erschlagen und zu ersticken. Der Lärm des Ganzen war ein ununterbrochener Rhythmus, der wie das Rauschen fallender Gewässer aus der Ferne herüberzuschwingen schien und in der Nähe sich an tausendfältigem, kreischendem und dunkeltönendem Echo zersplitterte. Die Gaslaternen woben ihre gelbe Girlande und faßten einander mit ihren fahlen Händen, wie zu einem Reigen, der flimmernd und dürftig sich um den Platz wand. Die großen, behäbigen und störrischen Bogenlampen schmissen ihr Licht in taghellen Fetzen über den Platz und färbten das Dunkel, daß es wurde, wie der Leib eines Tigers, gescheckt aus Tag und Nacht.

Die elektrischen Straßenbahnen, die sich längs des Platzes und durch seine Mitte knisterten und klingelten, waren dicht besetzt und schienen besondere Eile zu haben, ihre feierabendlichen Gäste aus dem dichtesten Trubel des Stadtzentrums in die breiteren Straßen

der Vorstädte mit ihren Gärten und ihrer aufatmenden Ruhe zu führen.

Hans Werner grüßte fast mechanisch ein paar Bekannte, während er durch all diese zitternden und wie auf der Leinwand des Kinos ununterbrochen schwebenden und wechselnden Bilder schritt, um die Wilhelmsche Weinstube aufzusuchen.

Dieses Lokal war eine jener Stätten, die nur für den Kenner ihren ganzen Reiz zu offenbaren wissen. Wie ein gedehnter Darm lief eine Reihe von Stuben aneinandergepreßt in das tiefe Haus hinein. Ein schmaler Eingang bot seinen unansehnlichen Willkomm; auch die innere Einrichtung war ohne jeden weltstädtischen Glanz, dafür aber von jener gediegenen, braunen Intimität, der wir in kleinstädtischen Ratskellern zu begegnen pflegen, die mehr halten als sie versprechen. Wein und Küche lockten Einheimische und Fremde; am meisten aber saßen hier die Theaterleute nach ihren Premieren. Hans hatte gelegentlich davon gehört und war daraufhin schon einige Male mit Freunden dagesessen, um durch ein Glas Wein in das gelobte Land von Bühnengrößen zu schauen.

Ein kleiner Tisch war frei. Das Weiß des Tuches und der zwei Servietten, die mit Hingabe aufgestellt waren, zerfiel in steife, gradlinige Brüche. Ein kleiner Aufsatz trug buntfarbige Früchte, wie willkürlich hin-

5*

eingeschüttet; und das Gedeck selbst spiegelte das Licht heller Kerzen, die von der ledertapezierten Wand her einander ihr sprühendes Gold zuwarfen.

Hans Werner lehnte sich behaglich in seinen breiten Stuhl zurück. Er stellte sich behaglicher, als er sich eigentlich fühlte; denn er war nicht so sicher in den Gesten, mit denen man in solchen Lokalen den Eindruck eines bewährten Stammgastes macht. Aber seine lange Figur und seine Fähigkeit, gesehene und ihm zusagende Bewegungen auf eigene Weise nachzuahmen, dazu sein persönlicher Geschmack in der Art seiner Kleidung, gaben seiner Unsicherheit den Reiz des Unberührten und knabenhaft Bescheidenen.

So wirkte er älter und vornehmer, als seine Natur es war, und seine Augen fanden die Bestätigung in einem Spiegel, der schräg übereck seinen Tisch einfing.

Er sah sich heimlich zu, wie er die Weinkarte und dann die Speisekarte zur Hand nahm. Der Ober stand exakt zur Linken; das Gesicht des Mannes war bei der Sache, ohne jede Prüfung oder gar Kritik. Hans Werner war mit diesem Tatbestand außerordentlich zufrieden und fand eine Ermutigung zum Genuß der kommenden Stunden.

Jetzt sah sich Hans Werner mit sicherer Muße um. Vor ihm ein größerer Tisch war bereits besetzt. Zwei

beleibte Herren im Smoking saßen mit ihren Damen hinter dicken Bordeauxflaschen. Eben steckte sich der Rothaarige seine Serviette in die Weste, die zwischen den einzelnen Knöpfen auseinanderstrebte wegen der asthmatischen Fülle, die sich unter ihr barg. Der andere saß neben einer Dame, die so klein war, daß sie es kaum vermocht hatte, ihre Brust bis auf Tischhöhe zu schnüren. Nun, da es ihr gelungen war, deckte diese den Zwischenraum von Gesicht und Teller, und die Löffel, die die Suppe zum Munde führten, glitten wie kleine, flinke Eisenbahnzüge über gefährliche Viadukte hin und her. Wenn diese fettige Frau ihren Mund öffnete, schloß sie die Augen, und Hans mußte an Schießbuden denken, in denen ähnliche Figuren als Ziel locken.

Der Herr also, der den Vorzug hatte, neben ihr zu sitzen, war hager, trug Backenbart, wurde Herr Ökonomierat genannt, und seine Stimme klang verrostet. Alle vier hatten die Hände voller Brillantringe. Und es war lustig zu sehen, wie das Licht närrisch von der Hand des einen an den Hals der anderen sprang, von da wieder wie eine vergnügte, silberweiße Spinne an den Chemisetteknopf des dritten lief und schließlich in dem öligen Haar der vierten protzig festhing.

Hans Werner saß beim dritten Glas, als er fühlte, wie sich Augen an ihn fast körperlich anlehnten.

Er sah eine Dame mit ihrem Kavalier, einem eleganten Herrn ohne Haupthaar, glatt rasiert, von dem wie mit Tusche aufgerissenen Gesichtsausdruck der Lebewelt. Ihr Gesicht, Hans Werner zugewendet, belagerte ihn förmlich. Ihr Kavalier las in der Abendzeitung. Noch nie hatte Hans in Blicken so seltsam werbende Versprechen empfunden. Sie zwangen seine Vorstellung, und der Atem sprang ihm in die Kehle, daß er vor jähem Erregtsein häufig schlucken mußte.

Er sah ihren Fuß; kaum fühlte sie wiederum das Eingehen seiner Augen auf ihre Wünsche, streckte sie ihren Fuß freier aus und gab, indem sie das eine Bein leicht über das andere schlug, ihre feste Wade preis. Hans Werners Augen spiegelten im Lack des spitzen Halbschuhes und schimmerten über die durchbrochene Seide, die gespanntes und flaumiges Fleisch ahnen ließ.

Als Hans, wie um sich zu besinnen, und aus haltloser Verlegenheit heraus zum Glase griff, tat sie lächelnd dasselbe. Ihr Lächeln, von dem er nur einen Schleier in die Senkung seines Blickes mitnahm, blieb vor seinem Gesicht und lockte und lud zu einer Nacht, die schwül und atemlos im Lichte einer blutenden Ampel verbracht sein sollte. Er schloß leicht nach vorn gebeugt die Augen, aber nur um so deutlicher, um so werbender mündete ein Bein mit hoher Spanne,

schmaler Fessel und festgewölbter Wade in einer wehenden Flut von rieselndem Weiß. Dort stachen die Knie ihren rechten Winkel, und in ihrer weißen Kehle mochte eine blaue Ader zittern.

Hans Werner fühlte, wie er jede Besinnung verlor. Wie sich alles in ihm an Sinnlichkeit hinwarf, restlos den verhetzten Halluzinationen des brennenden Blutes hingab. Er sprang auf, zahlte hastig und atmete tief auf, als ihn die kühle und nüchterne Luft der Straße umfing.

Das Leben war vereinzelter geworden; die Läden hatten ihre lockenden Augen geschlossen; die Toreinfahrten der Geschäftshäuser hockten mit ihren schwarzen Türen an die Häuser gedrängt und gaben ihnen das Aussehen von verbitterten, hingelagerten Unholden, die über die Straße herfallen möchten und die an unsichtbaren Drähten, wie feurige Blüten, schwebenden Bogenlampen erdrosseln. — Aus dem flimmernden Glanz des glatten Asphaltes grinsten verzerrte Gesichter, und die einzelnen Granitplatten des Fußsteiges noch fügten ihre dunkleren Risse zu lungernden Fratzen.

Hans Werner rettete seine Augen in das stürzende Schwarz, das über den Straßenschächten als Himmel lastete. Er fühlte, wie der Wein in ihm drängende Wellen schlug, und er wußte, daß diese

Nacht ihm noch viele heiße Forderungen zu erfüllen hatte.

Sollte er so der Eva Kohler begegnen? Es lohnte nicht. Ihre lebenspralle und tüchtige, nüchterne Art paßte nicht mehr zu seiner Stimmung. Sie würde ihren Heimweg auch allein finden. Was lag ihr außerdem an ihm? Sie war ein kluges, fertiges, selbständiges Mädel. Wenn er diese, seine heiße Nacht zu ihr bringen möchte, würde sie herzhaft lachen, ihn auf die Schulter schlagen, pfiffig blinzeln und sagen:

„Ja, das sind solche Sachen! Da muß man sich in die Kandare nehmen, in die Zügel fallen und achthaben, sonst gehen die Gäule in einem durch!"

Aber seine Gäule sollten durchgehen! Zum Teufel auch!

Die Zähne verbissen, daß die Kiefer aus den gespannten Backen knirschend heraus stachen, in den Augen die Stichflamme gehetzter Wollust, schritt Hans Werner mit steilen Knien in die Stadt, bis er die Straßen fand, in denen matte Lampen über den Türen wie dunkelrote, verfieberte Geschwüre am Darm grünlicher Häuserwände hingen.

## 4

Eva Kohler wohnte im sogenannten Musikerviertel, einem Häuserblock, der sich in der Nähe des Konservatoriums befand.

Sie hatte sich drei Zimmer gemietet und selbst eingerichtet. Die Neugierde der lieben Nächsten befaßte sich mit der Frage, woher dieser jungen und eleganten Dame die Mittel zufließen mochten, um diese Wohnung, diese Einrichtung, die Wirtschaft und die Bedienung zu bestreiten. Eva selbst kümmerte sich um diese moralische Neugierde nicht. Sie war 29 Jahre alt, übrigens glaubte ihr das kein Mensch, obwohl sie mit ihrem Alter nicht hinter dem Berge hielt.

Sie war ebenso flink, wie sie klein und zierlich war. Sie war nicht schön im landläufigen Sinne, aber ihre großen und freien Augen und ihr verwegen geschwungener Mund, der immer und unermüdlich hinter einem neuen Einfall herlief, gaben ihr einen eigenen und gediegenen Reiz. Sie war die Meisterschülerin eines berühmten Geigers, und man versprach sich von ihren Konzerten, die für die nächsten Winter geplant waren, Erfolge. Ihr selbst schienen diese Möglichkeiten außerhalb aller Erwägung zu lie-

gen; sie theoretisierte oder plante überhaupt nie im Blauen herum, sondern sie lebte, wie es schien, von einer Stunde zur anderen und wußte jeder ihr praktisches und unmittelbares Wesen abzugewinnen.

Sie ließ sofort bitten, als ihr das Mädchen die Karte des Hans Werner brachte. Es war gegen halb zwölf, und in ihr bestätigte sich eigentlich nur die Ahnung, der sie seit gestern Abend nachgegangen war.

Hans Werner trat ein und überreichte ihr einen Strauß langstieligen, ersten blaßblauen Flieder. Sie sah den Flieder leicht lächelnd an und sagte:

„Absolvo te!" Dann führte sie Hans in ihr Musikzimmer.

Einem großen Raum gab ein Flügel Charakter und ganzen Gehalt. Der Diwan brachte behagliches und molliges Ausruhen in die Ecke, an deren Wänden graublaue Gobelins gespannt waren. Ihm gegenüber stand ein gebeizter Musikschrank mit geschnitzten Türen. Vor dem Fenster lehnte ein steifer Stuhl, lederüberzogen mit bequemen Armstützen und einem altmodischen, starren Rücken. In diesen Stuhl warf sich Eva; den Flieder über den Schoß lässig gelegt, ließ sie ihre Arme, die ein blaues, leinenes Hauskleid freigab, links und rechts über die Armstützen fallen. Ihre Finger spielten am dunkeln Ledersaum des Sitzes, als sie endlich begann:

„Ich habe gestern keinen Augenblick gewartet, als ich Sie nicht sofort sah. Nicht etwa, daß ich wie ein Backfisch eingeschnappt wäre, dem sich der Gymnasiast verspätete, sondern ich wußte: entweder geht ein junger Mann an solch einem akzentuierten Abend mit seinen Kameraden zu Bier und Wein, singt Lieder und baut Luftschlösser; oder er geht allein!“ — Sie lächelte wieder. — „Dieses Alleinsein ist auf alle Fälle ungesund. Sie hat es übrigens mächtig angestrengt! Ihre Augen kommen ja fast am Hinterkopfe heraus, so tief sind sie hinter ihr Stirnjoch gekrochen. — Ich weiß, o, ich weiß; Alleinsein ist ein Wort mit zwei Lesarten. Es gibt ein gewissenhaftes Alleinsein, das hatten Sie gestern schon hinter sich, also kam für Sie das andere in Betracht. Finden Sie nicht, daß Genuß ein Wort ist, das ohne weiteres an ein schales und übernächtiges, stehen gebliebenes Glas Bier erinnert, in dem ein paar ersoffene Fliegen und ein stinkiger Zigarrenstumpel herumgondeln? In einem gewissen phantastischen Stadium glaubt man Wunder welche Mysterien hinter diesem Wort — und dann? mein Gott, wenn der Genuß die Krone des Lebens wäre, dann wäre diese ganze siebzigjährige Angelegenheit keinen Schuß Pulver wert — Genuß!? — wie die Fliegen um den Zucker! Genau so dämlich sehen die Menschen den Leim nicht — auf den sie dabei ge-

raten! — Aber schließlich wollen wir ja kein Handbuch einer praktischen Philosophie herausgeben. — Was also führt Sie zu mir?"

So unterbrach sie ihr eigenes, redseliges Gespräch. Hans Werner, der auf ihre Aufforderung hin ihr schräg gegenübersaß, hatte ihr gern zugehört. Er mochte überhaupt ihre rücksichtslose Stimme gern, die schnell und gewandt alle Hebungen und Senkungen der Stimmung oder des bloßen Satzes gefügig machte. Sie sprach — und das machte ihren eigentlichsten Reiz aus — nicht nur mit dem Mund, auch nicht nur mit den Augen, dem Gesicht — ihr ganzes Wesen, sämtliche Glieder und das Herz selbst schienen die Rede beseelt zu begleiten. Ihre Art zu sprechen glich nicht dem dünnen, eintönigen Vortrag eines Spinetts, sondern einem kleinen Orchester, in dem alle Kräfte mit ganzer Hingabe ständig beschäftigt sind.

Hans Werner sah sie an, mit Augen, die viel sagen wollten und eben deswegen ohne rechten Ausdruck blieben. Immerhin fühlte Eva, daß sie ihm zu Hilfe kommen mußte.

„Ich weiß, Sie sind nun frei und nun wollten Sie sozusagen ein paar freien Menschen Ihren Besuch machen. Und da Sie mich gestern versetzten, hatten Sie heute einen guten Grund. Gelt, so liegt ungefähr unser Fall?"

„Ich muß sagen, ich habe Sie eigentlich ohne jede Überlegung aufgesucht! Ich wußte heute früh nicht einmal Ihre Adresse. Ich nahm an, Sie würden bei Ihren Eltern wohnen. Denn eigentlich hatten Sie es mich doch so gelehrt: Man schimpft auf seine Eltern — und nutzt sie aus!"

Eva lachte fidel auf.

„Aber" — so fuhr Hans durch dieses Lachen gesicherter und gelockerter fort — „dort erfuhr ich Ihre Adresse hier. Was ich will? — nun, da ich Ihnen gegenübersitze, nichts mehr! Ich weiß es selbst nicht, vielleicht ist es ungehörig, aber ich muß es schon sagen — ich bin immer eingedenk Ihrer gestrigen Lehre — Ihr Wesen und Ihre Sicherheit habe ich nötig. Und deswegen vielleicht bin ich hier . . ."

Eva warf ein:

„Also kurz und bündig: der Kater führt Sie zu mir! Eva Kohler als seelisches Katerfrühstück. Sie sind herrlich!"

„Wenn Sie sich auch über mich lustig machen, jetzt verstehen Sie mich wenigstens!"

„Sagen Sie" — fragte hier Eva ernster werdend, unvermittelt — „was denken Sie eigentlich von mir?"

Die Frage kam Hans innerlich erwünscht, er hatte selbst auf der Suche nach ihr darüber nachgedacht. Freilich ohne den geringsten Anhalt gefunden zu haben

für irgendeine bestimmte Stellungnahme. Äußerlich brachte sie ihn also in die größte Verlegenheit. Was sollte er sagen?

Eva sah die Bestürzung und dachte sich ihren Teil; sofort aber ergriff sie auch für sich selbst Partei und sagte:

„Sie sahen die schöne Einrichtung und überlegten sich, daß so ein Leben, in dem der Taler fünfzig Pfennige wert ist, immerhin erträglich sei. Kurz — schneiden wir jedem Bedenken den Kopf ab; Sie dachten, diese kleine Eva Kohler wird wissen, was sie will. Und da hat sie halt einen Freund gewollt, der ihr die gedankenlose Dummheit ihrer Eltern mit seinem Kurs ausgleicht!"

Hans hatte in Wirklichkeit daran überhaupt nicht gedacht. Denn Eva Kohler, der er erst ungefähr drei bis viermal kurz begegnet war — hatte sich ganz auf der Peripherie seiner Bekanntschaften gehalten, und eigentlich erst seit gestern hatte er angefangen, sich mit ihr zu beschäftigen. Jetzt, wo er das Neue und Freie suchte, erkannte er in ihr einen Menschen, der selbst frei und ständig neu seiner Wege ging, — sich selbst nur treu, sonst ohne jede Bindung. So ungefähr hatte sein Gefühl die Art der Eva Kohler empfunden. Er erschrak jetzt, wie er hinter ihren Worten ein Stück Schamlosigkeit herauszuhören meinte; denn ein Mä-

del, das solche Dinge einfach hinsprudelte, war ihm fremd. — Er teilte die weibliche Gattung nur in Frauen ein, die wie seine Mutter waren — sauber und unsinnlich — und in solche, die Huren waren und für Geld den Leib verdingten. Er überschätzte die Mütter nicht und verachtete die Huren ebensowenig.

„Ich glaube" — sagte Eva Kohler in Hans Werners erschrockenes Gesicht — „daß Sie so oder so auf uns stoßen, zu uns kommen. Uns? — Ich meine uns alle, die wir jung und uferlos der Kunst entgegendrängen. Mit oder ohne Erfolg, mit oder ohne Bestimmung — wer wagte das zu entscheiden? Eine Zukunft, die tief in der Ferne uns bevorsteht . . . Mir persönlich steht sie vielleicht näher, als ich selbst weiß und wissen will —, Sie sind ihr ja noch so fremd, daß Sie überhaupt nicht um sie wissen — ja noch nicht einmal um sich selbst wissen. Vielleicht ist das eben Ihre Bestimmung, dieses verklärte Nichtwissen, das, von Zufällen über alle Möglichkeiten hingeschleudert, eines Tages sein Ziel fand. Aber das sind alles törichte Phantasien! — Man sollte nicht glauben, nicht wünschen, nicht hoffen, nichts wissen — nur schaffen sollte man können. Man sollte seine Gegenwart so füllen können, daß all diese anderen Dinge, die Sehnsucht und dieses seltsame Heimweh in einem

ausstürben, wie verwirrendes Unkraut in Beeten unter der Hand des Gärtners!"

Hans Werner saß ratlos in diesem Ausbruch. Er wußte nicht mehr aus noch ein. Ihm gegenüber saß ein Mensch und sprach Dinge durcheinander, die ihn alle angingen. Für die er aber noch keine klaren Worte, kaum geklärte Gefühle fand.

„Wir Menschen können einander nicht viel mehr geben als ein bissel Beichte! — Das wissen Sie vielleicht noch nicht. Aber Sie werden es bald haben, dieses fatale, schmerzhafte Wissen!"

Hans Werner sah jetzt starr auf sie, und seine Augen waren dankbar und Frage. So fuhr sie fort:

„Was mich zwingt, zu Ihnen zu sprechen? — der Junge Ihrer Tragödie, der selbst kein Wort sagt, der nur aus dem Gewissen seiner Eltern heraus wie ein tragisches Gespenst auf uns zuschreitet, der Junge hat es mir angetan. Es war mir, als ob er meine Hand gesucht hätte in seiner Not, um ‚Schwester' zu sagen. Gestern sah ich in Ihnen nun diesen Jungen, und diesem Jungen gegenüber will ich mich freisprechen."

Hans Werners Gesicht gab ihr recht, als sie es mit kurzem Blick in sich faßte.

„Im Hause meiner Eltern, zwischen den dürren, raschelnden Lorbeeren an den Wänden und der Wag-

nerbüste aus Gips, verkehrte ein Mann. Seine Kinder waren meine Spielgefährten. Aber er, er war mir nicht nur der Vater meiner Freunde, er sah mich oft, und später immer häufiger, mit seltsam hungernden Augen an. Als die Frage aufschoß, was aus mir zu werden hätte, gewann ich in ihm einen tapferen Freund, der sich ganz auf meine Seite stellte. Ich weiß es noch genau; ist es mir doch, als ob es gestern gewesen wäre. Er holte mich eines Tages ab. Und dann, während wir im Walde schritten, legte er sein ganzes Leben offen vor mich hin. Schließlich erzählte er von seiner Ehe, seiner Frau, seinen Kindern. Und dann sagte er von einem neuen Frühling, der über ihn hereingebrochen sei mit ungestümer Sehnsucht. Ich war völlig harmlos und fragte weiter: als ich ihn dabei ansah, schrak ich hell auf, die Röte sprang mir ins Gesicht und ich wußte mit einem Male um eine Pflicht. Ich wußte, daß ich dieses Mannes kleine Geliebte werden würde. Es ist alles so gekommen, wie es die Gesinnung der braven Nachbarn verbietet. Ich verkehre in seinem Hause, bin fast die Freundin seiner Frau geworden und bin doch seit fünf Jahren seine Geliebte. Er hat alles gehalten, was er versprach. Ich habe die besten Lehrer, die teuersten Stunden. Er ist reich, und so habe ich für alle Wünsche des äußeren Lebens in ihm meinen Vater. Dabei ließ er mir alle

Freiheit, er ist ja so bescheiden. — Nur in die Augen seiner Mutter hat man auf diese Weise verlernt zu schauen, aber das findet sich wohl auch wieder. Vielleicht ist diese Sehnsucht überhaupt nur eine dumme Kindergeschichte, die man seelenruhig aufgeben sollte. Was weiß ich?

Auf alle Fälle war mir Ihr Junge so ein Trost. Hätte ich diese Liebe damals nicht auf mich genommen, damals, vor dieser Entscheidung hier" — ihre Augen streiften die Gegenstände des Zimmers —, „hätte ich das größte Unrecht an mir — vielleicht auch an ihm getan. So tat ich es an meiner Mutter und an der Frau meines Freundes. Aber sie wissen es beide nicht und werden es nie glauben, selbst wenn die gefräßige Neugier der Leute es ihnen zutragen möchte. Ein Unrecht ist alles Tun! Denn was wir auch schaffen, immer nehmen wir einem anderen etwas. Selbst wenn wir geben. Irgendwoher haben wir es erst genommen. Und unser Nehmen hat immer weh getan. Ob wir es wissen oder nicht!"

Wie es ihre Art war, hatte sie sich wieder an Verallgemeinerungen verloren.

Hans Werners Hände lagen hilflos im Schoß. Sollte er dazu jetzt etwas sagen? Es war ja im Grunde alles so natürlich und selbstverständlich gewesen, was sie da eben erzählt hatte. In ihm war

aber eine altmodische Stimme, die einfach, wie aus der Pistole geschossen, ohne Prüfung der persönlichen Umstände, ihr „Nein" zu diesem Geschehen sagte. Er mußte sich zusammennehmen und gegen diese instinktive Abneigung angehen, um nicht sein Gesicht zum Spiegel dieses strengen, ererbten Gewissens werden zu lassen. Sein Verständnis zum Ausdruck zu bringen, schien ihm reichlich flach, so war es ihm lieb, daß Eva weiter sprach, wie für sich selbst, ohne Sinn für jedes Echo.

„Frei, das heißt schnell vogelfrei! Und wer sich vogelfrei fühlt, der wird von den anderen für vogelfrei erkannt. Das ist ihr Schutz — vor Neid vielleicht. Ihre heimliche Rache! Es gibt ja wohl Künstler, deren Tagebücher noch wohl anständig sind im Sinne des bürgerlichen Katechismus. Alle, die ich kenne, wurden schuldig im Sinne der Bürgerlichkeit und dadurch frei. Aber das ist ja im Grunde so furchtbar äußerlich. Arbeiten und auf sich halten ist die einzige Parole, die gilt. Alles andere ist unnützer Ballast. Ich las einmal in einem jungen Drama:

O! Narr sein des Lebens
Und sinnloser Tor!
Nur der kann sich finden,
Der sich selber verlor!

Sich wegschmeißen? — Die Hauptsache ist, daß man sich fein säuberlich wieder aufhebt.

Nun habe ich immer über mich und von mir gesprochen. Sie haben zugehört, und Sie waren doch mehr wie Zuhörer. In der Musik würde man sagen: Sie waren die Begleitung zur Melodie. Jetzt wollen wir zu Ihnen kommen. Sie werden nun" — und mit einem Male war sie wieder die bewegliche Eva Kohler, der man ihr Alter vergaß — „dieser Tage sich immatrikulieren lassen? Sie werden Kollegs besuchen. — Übrigens, wissen Sie, woran ich immer denken muß, wenn ich an der Universität vorübergehe? An den Zoologischen Garten! Genau wie dort sind in Kästen exotische, seltene Tiere eingepfercht. Die Fütterung erfolgt nach dem Stundenplan. Es ist viel Gebrüll hinter Gittern — viel freies Leben wird eingefangen zum Zwecke der Allgemeinbesichtigung. Es ist schade um die jungen Menschen, die zum Fraße vorgeworfen werden! Wieviel Fakultäten werden Sie belegen?"

Hans sagte, daß er einfach Hunger habe. Worauf, wisse er selbst noch nicht. Nun, er werde die Speisekarte einmal durchversuchen, er glaube, schon seinem Leibgerichte zu begegnen.

Sie fühlte die Unsicherheit und war klug genug, abzulenken. Sie wollte Hans Werner nicht verwirren,

nicht ängstlich machen, sondern im Gegenteil das sichere Gefühl der Unabhängigkeit bringen.

Deswegen stand sie jetzt auf, sah Hans Werner lange dunkel an, nahm den Flieder und stellte ihn in ein steiles Kristall, dessen gedrängter Schliff im weißen Licht zitterte.

Über dem Flügel lag eine perlgraue Seide, diese raffte sie zusammen, warf sie über einen Stuhl, öffnete den Flügel und präludierte ein paar flüssige Läufe.

Hans hörte kaum hin. Er saß in tiefer Unruhe. Er kam sich vor wie ein Verrückter. Weswegen war er hier eingebrochen? Weswegen hatte ihm diese Frau ihre Geheimnisse angeboten wie eine Handvoll Zigaretten? Weswegen stand er nicht auf, verbeugte sich völlig korrekt und hatte seinen letzten Besuch in diesen Räumen gemacht? Hatte diese Frau — seine Gedanken noch gaben diesem Wort einen gewissen kritischen Akzent — die geringste Rücksicht auf ihn etwa genommen? Sie hatte sich einfach frei geschwätzt. Er war dumm genug, alles für bare Münze zu nehmen. Diese Eva Kohler ernst nehmen? — sie nahm sich ja selbst nicht ernst, sonst hätte sie nicht einen fremden Menschen auf der Straße angehalten, sich aufgedrängt und ihre Beichte abgeschnurrt wie einen auswendig gelernten Spruch. Er steigerte seinen Widerwillen

gegen diese Stunde gewissenhaft, indem er fortfuhr: und du? — sitzt da . . . völlig Opfer! Wolltest du nicht dein Leben in eigene Hände nehmen? statt dessen läßt du dich von jeder ersten, besten Person ansaugen, glaubst im Grunde sogar den Humbug von deinem Drama; weswegen? oh, liebe Eitelkeit!

Was war das? Eva hatte ihre Geige aus dem Schranke genommen, jetzt stand sie vor dem Dunkel der offenen Türen, die Geige unterm Kinn. Ihr Gesicht, entrückt von Hingabe an die Melodie, die ihr Bogen den Saiten entsang, lag schräg im Schatten des Zimmers, auf dem hellgetönten Leib der Geige. Ihr Arm schwebte, selbst wehender Klang geworden, über das Lied hin . . .

Das Lied aber . . .

Hans Werner saß mit einem Male überwältigt. Was war ihm? Alle Worte waren erloschen, töricht geworden und sinnlos. Was nagten immer Gedanken an ihm? Sich gar nicht verlieren in diese höhlenden Gänge! — Sich hingeben diesem Strom — er trug, er trug zum Meer, zum freien Meer!! Wie wohltuend er trug! Die Gedanken, die Hemmungen und das sich ständig im Auge haben gab sich auf, löste sich auf. Alles wurde Gefühl. Und alles Gefühl war süße Leichtigkeit, war Gleiten, Schweben...

Immer tiefer zu sich selbst und tiefer den heimlichen Stimmen seiner klingenden Seele trug ihn die Geige der Eva Kohler.

Was sie gesprochen, war plumpes Leben gewesen, Alltag! Was sie jetzt sagte, war Musik. Und die Musik war Andacht, die sich über das Leben breitete wie Himmel über arme Erde.

Hans Werner sah nicht mehr auf Eva, er sah nicht mehr Raum und Ding. Seine Augen, wie erlöst, sanken in sich und tranken durstig von den Gesichten der inneren Welt.

Hans Werner löste sich mächtig, und aller Ton wurde Echo eines Rufes, der aus verlorenster, eigener Einsamkeit rief. Diese Musik war nicht die Sprache der Erde, sie war der Abglanz seiner Seele. So fand sich Hans Werner seltsam festlich geführt zu sich selbst. Er fand sich nicht bestimmt, nicht in Bezirke gedrängt, er fand sich nur als flammende Fülle, als heißeste Kraft. Er wußte um sich nicht mehr, als daß in ihm starke Gabe war.

Wie durch spiegelnde, hohe, verlassene Säle raste er dem einen nach, was vor ihm zu locken schien.

Als er atemlos zu sich kam, hatte Eva Kohler seinen Kopf in ihre Hände genommen und führte ihn in die Kissen zurück. Dann nahm sie seine Füße vom Boden und hob sie wie eine stumme Dienerin zum

Liegen auf den Diwan. Hans Werners Hände suchten ihr Gesicht.

Sie sagte fast streng: „Nicht doch!“

Aber Hans Werner, ohne Weg in seiner Erschütterung, wollte sich auflehnen und mit seinen trockenen und brennenden Lippen ihren Mund suchen. Sie sah ihn hart an und wie ohne jedes Verstehen seines Drängens.

„Das sollst du nicht, Hans Werner!“ sagte sie zum anderen Male streng.

„Was soll ich denn?“ so Hans Werner.

„Mich verlieren und alles! Nur den Tönen nachlaufen, die in dir wach geworden sind und die in deinen Adern noch klingen! Lauf ihnen nach, sie führen dich den rechten Weg!“

„Was will das werden?“ fragte Hans, und sein Gesicht war groß in Hilflosigkeit und verwirrtem Müdesein.

„Was fragt der Frühling anders, als daß er blüht, aus allen Poren blüht? — Fühlst du den Frühling?“ fuhr sie fort mit schwebender Stimme.

„Ich glaube!“ sagte Hans und schloß die Augen.

Die Hand der Eva Kohler legte sich fest auf seine Stirne. Sie war kühl und ohne jede Erregung. Hans Werner aber schluchzte auf; regte sich aber nicht, um die Hand nicht zu scheuchen, die Flieder atmete und

schien ihm süß und leicht wie weißer Taubenflug in hellem Himmel.

Die tolle Nacht, die Erregung der Musik und die Freude seines Glaubens fielen über ihn her. — Ihm ist es gewesen, als ob im Schlafe Töne auf ihn zutänzelten, einander bei silberhellen Händen genommen und sich verschlungen hätten zu zierlichem Menuett. Plötzlich hatte sie eine kichernde Melodie auseinandergeweht, und blaue Wolken regneten weiße Blüten. Er wollte traurig sein, weil alle Blüten so ohne Heimat fielen — wie Schnee; aber eine feste Stimme sagte:

„Du wunderlicher Kleingläubiger du, willst du die Wunder des Frühlings ergründen? Nimm dein junges Herz und wirf es zum Jubel des Frühlings, daß es aufblühe zum Lobgesang!"

# 5

Als Hans Werner dann zum ersten Male am Portal der Universität stand, mußte er vor sich hin lachen, als er an den Vergleich dachte, den Eva Kohler vor diesem Gebäude der Wissenschaft empfand.

Die Sonne lag frei auf dem Platze, der sich vor den kühlen Toren gelb, wie eine Fläche zerronnener Butter, dehnte. Ein laufender Brunnen suchte mit seinem dürftigen Wasserspiel den brennenden Durst des Junivormittags zu löschen. Aber er verhalf nur ein paar sich plusternden Spatzen zu frischerem Gekreisch. Die Luft blieb dick und glühend durchwoben von feinen Säulen flimmernden Staubes. In dem Museum, das den Platz zur Rechten mit seiner breiten, steinernen Freitreppe einfing, waren die steilen, quadratischen Fenster mit hellbraunen Gardinen verhängt, um die kostbaren Bilderschätze vor den grausamen Stichen des Lichtes zu schützen. So spiegelte sich in dem abgeblendeten Glas grell die Sonne und wurde förmlich verdoppelt über den Platz in blendenden Blitzen geworfen. Im blauen Schatten des Museums, gerade gegenüber dem Eingang zur Universität, hielt eine Rabatte Blumen eingeschlossen, die, dicht bei

dicht gepflanzt, einem lebendigen Teppiche glichen. In ihrer Mitte stand eine bronzene Statue, die über die Blumen der Beete hinwegzuspringen schien, um sich, unzufrieden mit ihrer jetzigen gestellten Pose, behaglich in ihrer Nacktheit auf dem dürftigen englischen Rasen zu lagern, der sich der vielfarbigen Rabatte anschmiegte.

Die Uhr schlug elf Schläge, und mit Hans Werner suchten sehr viele junge Leute die Universität auf, um sich für das neue Semester umzusehen. Dicht drängten sie sich an die Anschläge des Schwarzen Brettes in der Vorhalle.

Ein feistes Kastellansgesicht musterte die Leute, die hastig oder gelassen an seinem Schiebefensterchen vorüberpassierten; es schien einen jeden aufmerksam und pfiffig daraufhin zu prüfen, wieviel wohl an Trinkgeld der betreffende Neuling im Laufe seiner Semester bis zum Examen springen lassen würde. — Während man an diesem frühen Tage die älteren Semester noch ganz vereinzelt sah, waren die jüngsten um so zahlreicher und geräuschvoller vertreten. Sie trugen, neben einer Zigarette, einem Paar neuer Glacéhandschuhe oder einem eleganten Spazierstock, alle wie auf Verabredung Kollegbücher unter dem Arm. Diese Bücher, in schwarzes Glanzleinen gebunden, hatten einen brennroten Seitenschnitt und gaben nicht zu, daß man sie übersah.

Von den marmornen, hohen Wölbungen der Wan-

delhalle, deren Wände mit weißen Köpfen von Königen und Gelehrten geziert waren, fielen die Stimmen der plaudernden, einander grüßenden Gruppen, ihre Schritte, die sandig auf dem glatten Stein des Bodens kreischten, zurück und vermengten sich aufs neue mit dem allgemeinen Lärm und Trubel. Es war, als ob Schwärme von summenden Bienen wieder und immer wieder gegen das Milchglas des Oberlichtes stießen und immer dringender versuchen würden, das Freie zu gewinnen, je aussichtsloser sich ihre Bemühungen herausstellten.

Gerade schossen zwei Studentinnen an Hans vorüber, zwei Studentinnen, die ihn einen Augenblick belustigten. Sie trugen jede an ihrer Mappe unter dem linken Arm, die dick mit Büchern gefüllt war, derartig schwer, daß ihre linke Schulter, tief niedergezogen, scheinbar einen Anlauf nahm, um über den Kopf weg auf die spitze, rechte Achsel zu springen. Ein paar Worte flatterten aus ihren nichtssagenden Gesichtern und glichen in ihrem Rhythmus der Hast, mit der die breiten, abgeschliffenen Glockenröcke an ihre ausgetretenen Schuhe schlugen. Da gewahrte Hans Werner: Walter Ratt!

Es war ihm, als hätte ihn ein Traum angefallen. Der dunkle Schatten der Wandelhalle fiel entzwei, und gedehnte Wälder, blitzende Bäche und rauschende

Felder sprangen aus flutendem Lichte auf. Mit einem Schlage war die süße Lust reicher Ferientage lebendig.

Walter Ratt selbst war nicht daran schuld; denn er lief kurzsichtig und vornübergebeugt hinter seiner Brille her, die, in blindes Nickel gefaßt, schräg auf seiner Nase hockte. Die Brücke über dem Nasenrücken war mit weißem Zwirn umwunden, um die Entzündung zu schonen, die das schwere Glas gescheuert hatte.

Seine Beine liefen in Hosen, die nicht eng genug waren, um verhüten zu können, daß ihr Stoff in vielen Ringen auf Ziehstiefeln stand, deren eine Strippe zerfahren im Freien hing. Der Kragen des Rockes war voller Schuppen, und über seinen mageren Glanz lief bei jedem knochigen Schritt das lange Haar des Hinterkopfes, als ob es versuche, den Stoff zu säubern. Ein schmaler, schwarzer Schlips wurde von einem Umlegekragen aus Gummi aufgenommen. In einer roten Hand hing der Hut, dessen weiche Krempe durch die Demut zahlreicher Grüße sich geradezu unterwürfig dem nervös spielenden Griffe der Finger anzugleichen schien.

Als diesen Walter Ratt die Stimme des Hans Werner traf, sank er förmlich in sich zusammen, als ob ihn eine Faust auf den Kopf geschlagen hätte; dann sammelte er aufgeregt seine sämtlichen Glieder, die wie selbständig jedes sein eigenes Dasein geführt hatten.

Endlich erkannte er Hans Werner. Sein Gesicht, das etwas von der Trostlosigkeit dürrer Lehrbücher darstellte, wärmte sich auf, und durch die Augengläser kam Hans Werner eine ganze, erfreute Menschengüte entgegen.

„Na,“ sagte Walter Ratt, und er machte kleine schnelle Verbeugungen hinter seinen Worten her, wie um sie mit der Stirne noch dem Hans Werner zuzuschieben. — „Daß man sich hier mal wiedersieht!“

Er sah Hans Werners gediegenen Anzug, die braunen Handschuhe, die dessen Hände elegant umschlossen, so verlor er das vertrauliche „Du“, das sie früher einander gaben, und fuhr hastig fort:

„Ich habe Sie ja seit langem nicht gesehen. Sie sind jetzt schon erstes Semester? — wenn ich nicht irre.“

Zwischen allen den kleinen Ausrufen und Fragen kroch sein Atem geräuschvoll herum, wie um die schmalen Pausen mit überzeugter Freude zu füllen. Hans Werner gab ihm die Hand und sagte:

„Aber, Walter, du tust ja, als ob wir Wunder wie weit auseinandergekommen wären. Freilich ist es höchste Zeit, daß wir wieder einmal aufeinandertreffen, sonst hätte es schon passieren können, daß wir uns wie Fremde ansprechen.“

Walter Ratt nahm Hans Werners Hand, und man

fühlte, daß er selten herzlich begrüßt wurde, soviel Spannung löste sich in seinem Handdruck.

„Besuchst du schon ein Kolleg?“ fragte Hans Werner.

„Nein, ich habe eben nur belegt und mir einen guten Platz reserviert.“

„Wie wäre es, wenn wir dieser Begegnung einen kleinen Frühschoppen anschlössen und Erinnerungen austauschten?“

Walter Ratts Gesicht strahlte auf; so schritten sie aus der Universität — Hans freute sich heimlich, wie schnell sein erster Besuch der Alma mater erledigt war —, am Café Felsche vorüber, einer Bierstube zu, die, der alten Nikolaikirche gegenüber, ihr frisches Pilsner direkt aus dem Keller als Spezialität verschenkte.

Hier nahmen sie an einem freien Tisch dicht am Fenster Platz. — Als dann ein Bündel Sonnenstrahlen sich am Henkel ihrer Gläser in allen Regenbogenfarben auseinanderschnitt, und der Ober wieder müßig am Schenktisch neben einem saftigen Büfettfräulein lehnte, begann ihr Gespräch.

Hans Werner nahm es auf, und er fragte danach, wie es zu Hause stehe.

„Das ist, möchte man sagen, eine kurze und lange Geschichte“ — so meinte Walter Ratt — „die Eltern

sind wohl" — und die Geschwister seien alle frisch und munter. Daß der kleine Rudolf gestorben sei, das wisse er ja wohl?

Freilich wußte es Hans Werner. Der kleine, vierjährige Held war damals im Frühjahr im Fieber geblieben, als sie die Großmutter aus dem Auszug ihres schönen Gutes auf den Schultern der Nachbarn nach dem Gottesacker trugen. Hans erinnerte daran, und Walter sagte, daß der Flieder auf Frau Allers Grab — so hieß die Großmutter von Hans — schon geblüht habe, als er jetzt draußen war. Das Grab ihres Rudolf sei zusammengesunken gewesen wie die Brust eines Kranken. Aber der Wilhelm — ob er sich dessen noch entsinne? — der Wilhelm habe neue Erde draufgefahren, und nun könnten die Eltern das kleine Grab in Stein fassen lassen und so besser vor dem Verfalle bewahren.

Ob sie noch immer so alle an Rudolf hingen? fragte dann Hans. Er wisse es noch so genau, wie die Familie trostlos gewesen sei, wie sie alle behauptet hätten, daß gerade der Rudolf der beste und klügste gewesen sei. Das sei ihm so seltsam vorgekommen, er habe immer gedacht, wenn so viel Geschwister seien wie bei ihnen — es waren elf —, da könnte die Trauer gar nicht so groß sein.

„Nimm" — so erwiderte Walter — „einen Ring

und nimm ein geringstes Teilchen heraus. Ist nicht der ganze Ring sinnlos? So ist es uns ergangen. Vielleicht ist es auch so schaurig gewesen, weil wir zehn Geschwister alle zum ersten Male in unserem fröhlichen Leben dem Tode begegnet sind.

Wir sind eben einfach jeden Morgen aufgestanden und wußten, bald würden wir alle am Frühstückstisch sitzen und lachen. Und da ist mit einem Male einer nicht dagewesen. Es hieß, er sei krank, und wir müßten stille sein. Ja, krank waren wir alle schon gewesen. Als ob das weiter etwas wäre! Im Gegenteil, man wurde gepflegt und war für ein paar Tage der Wichtigste. Plötzlich hat es geheißen, wir sollten unsere guten Kleider anziehen. Dann ist der Vater in der Stube gestanden, die Mutter an ihn gelehnt, beide Tränen in den Augen, als ob wir etwas ganz Furchtbares angestellt hätten. Uns ist es allen sehr bange gewesen. Der Vater hat gesagt, daß Rudolf gestorben sei. Wir sollten Abschied nehmen. — Rund hat sein Gesicht im Bett gelegen. Ich habe aber gesehen, daß sein Haar klebte, so feucht war es gewesen. Es mußte eine schwere Aufregung und furchtbare Sache um das Sterben sein. Ja, wir haben uns damals alle bang herumgedrückt und uns nicht zu spielen getraut. Wir dachten, es wäre ein Unrecht an Rudolf!"

Walter Ratt hatte breit die Bilder dieser Erinne=

rung vor Hans hingestellt, und Hansens Auge hatte darüber hinaus in die liebe, vertraute Ferienheimat geschaut.

Ob er sich des Rotschwänzchennestes entsinne, das sie beide am Giebel des Pfarrstalls gefunden hatten, mit den drei verlassenen Eiern?

Ja, und er hätte oft an die silberbestickte Schärpe gedacht, die sie einmal an einem Regentag auf dem Boden bei Hansens Großmutter entdeckten. Frau Allers hätte erzählt, daß sie ihrem Manne gehört habe, als er Hauptmann war um 1848 herum.

„Herrgott, ob der Haferapfelbaum noch steht hinten im Hof beim Hentschelbauer? Weißt du noch, wir waren immer am Abend drin wie die Bienen in der Blüte. Und ganz grün schon haben wir die Äpfel gegessen. Dann hat es immer Bauchweh gesetzt!"

„Die Stachelbeeren bei Kantors waren auch nicht übel. Einmal hat er die Lore erwischt, die war auf dem Zaune hängen geblieben und hatte vor Angst so dumm geschrien!"

„Ja, freilich, die Lore!" warf Hans ein — „was macht denn die Lore? Wenn wir Pferd und Wagen spielten, mußten immer ihre langen Zöpfe als Zügel herhalten."

„Die ist jetzt bei einem Rittergutspächter in der

Kohrener Pflege und lernt die Wirtschaft. Verlobt ist sie auch."

„Verlobt? — Herrgott, wie oft haben wir zusammen Hochzeit gehalten. Wenn wir Jasminzweige ernsthaft in den Händen hielten, und Lore hatte irgendeinen alten Rock als Schleppe, und auf ihrem Kopf hatte sie einen Kranz aus Wiesenblumen gewunden."

„Ja, erst kamen Glockenblumen, dann Gänseblümchen, dann ein paar Butterblumen, dann ein oder zwei Margeriten, dann in die Mitte ein Büschel Zittergras und dann wieder Glockenblumen, Gänseblümchen und so fort, bis sich das Kränzchen schloß."

„Ja, und deine andern Schwestern bekamen auch Kränze, aber nur aus Blättern zusammengesteckt, und der Ernst hielt immer die Predigt. Und der Fritz war der Kantor, und die anderen: der Richard, der Felix — hat der immer noch krumme Beine?" — eh die Antwort kam, fuhr Hans fort, „die Christel und die Marianne waren der Kirchenchor."

„Eigentlich" — sagte Walter dazwischen — „waren aber doch die Begräbnisse schöner. Wenn wir so auf einer kleinen Bahre irgendeinen Sperling — mal hatten wir auch einen alten Igel, in dem liefen so viel rote Käfer herum mit putzigen, schwarzen Punkten, weißt du es noch? — zu Grabe trugen, unseren Choral sangen und mit Glockenblumen läuteten, und die

7*

dummen Mädel heulten dann immer so lange, bis sie glücklich wirklich ganz im Weinen waren und vor Schluchzen nicht mehr singen konnten. Und dann waren wir immer alle traurig, bis wir wieder auf etwas anderes kamen."

„Krebse sind wohl nicht mehr im Bach?" fragte Hans.

„Doch! Aber so schöne nicht mehr wie damals. So große!"

„Was macht denn der alte Wilhelm?" kam Hans unvermittelt, wie das ganze Gespräch, das sprunghaft von Einfällen lebte, es mit sich brachte, auf den alten ehemaligen Knecht seiner Großmutter zurück.

„Der alte Wilhelm säuft immer noch. Jede Woche so an die zwei- bis dreimal ist er toll und voll. Dann sitzt er bei der Sägemühle auf den Stämmen, die dort immer noch zum Dörren liegen und hält jeden an, der vorübergeht, und will ihm seine ‚Fahrte' erzählen. Er blinzelt dann immer noch so, als ob sie ihm gerade eingefallen sei und nicht, als ob er sie seit 40 Jahren fast täglich zum besten gäbe. Aber jetzt kommen schon Spinneweben vor seine Augen und manchmal weiße Mäuse. Seine Frau hat ihn kürzlich gerade noch aus der Schlinge gezogen. Und der Vater meint, es wird wohl alles nichts mehr helfen, eines Tages ist der gute Wilhelm doch in seiner Schlinge erwürgt."

Hans sah den alten Wilhelm vor sich. Wie oft hatte er auf seinem Schoß geritten. Aus seiner Pfeife, sie hatte einen Porzellankopf, auf dem zwei braune Rehe über einen schlafenden, grünen Förster sprangen, hatte er den ersten Tabak versucht; mit Wilhelm war er, wie oft, hinter dem Pflug hergestapft, und hatte gewartet, ob sie ein Mausenest fänden. Und dann hatten sie eines getroffen, manchmal mit dem Pflug mitten durchgeschnitten, durch ein Nest quiekender, nackter, kleiner Mäuse. Sie hatten sie totgeschlagen, und die Krähen, die in gemessenem Abstand hinter ihnen herstelzten, hatten es sich schmecken lassen. Für ihre schwarzen, großen Schnäbel war das ein rechter Brocken gewesen, und während sie ihn verschlangen, hatten sie mit ihren runden Augen, die wie Schuhknöpfe im Kopfe glänzten, dankbar auf ihre Gönner geschaut.

Und nun würde der alte Wilhelm, der immer so gern erzählte, warum die Erde sich drehe, und der überhaupt wie aus Schnaken und Schnurren zusammengesetzt schien, nun würde der alte Wilhelm eines Morgens mit gestreckter Zunge mausetot in einer Schlinge stecken.

So kamen sie aus überstürzten und zufälligen Fragen, Einfällen und Erinnerungen mehr und mehr in ruhigere Erzählung. Es war Hans Werner, als ob

aus dem Gesicht des Walter Ratt förmlich der Atem des Dorfes käme, wie er in brauenden und würzigen Schwaden von den Ställen und Wiesen her die Straße überschwemmt.

Hans Werner sah jetzt wie zum ersten Male in das Gesicht seines Freundes. Es war voller Einfalt, und die Züge waren alle offen und klar, wie die Schrift in altmodischen Gesangbüchern; dennoch dunkelte aber etwas Heimliches und Verhaltenes darüber, nichts Böses, aber irgendein Trauriges. Hans wußte sofort, daß Walter Theologie studierte wie sein Vater, er fand die Bestätigung nicht zuletzt in der dürftigen, schwarzen Krawatte, die wie ein verschüchtertes Bekenntnis von dem Knopf aus, mit dessen Hilfe sie sich an den Kragen klammerte, hilflos in den schmalen Westenausschnitt fiel.

Hans Werner hielt es jedenfalls für richtig, zu fragen, mit welchem Berufe sich Walter befasse.

„Ich studiere Theologie!“ — kam die Bestätigung.

Jetzt sah Werner nicht mehr die Erinnerungen verklärend über das Wesen seines Gegenüber spielen, er sah nur noch den jungen Menschen, der sich zu einem Beruf, zu einem Berufensein bekannte. Er beneidete zunächst die ruhige Sicherheit, mit der Walter Ratt das sagte. Hans Werner hatte die Erfahrung gemacht, daß die meisten seiner Klassenbrüder ein dum-

mes Lächeln aufbrachten, wenn man sie nach der Wahl ihres Berufes befragte, so, als ob sie sich deswegen zu entschuldigen hätten, oder auch so, als ob sie natürlich nicht etwa Theologie im gewöhnlichen Sinne zu studieren gedächten, sondern nach bewußter Prüfung erst sich zu dieser Wahl entschieden hätten. Nichts von alledem bei Walter Ratt! Er nannte mit schlichtem Überzeugtsein seinen Beruf, fast gedankenlos, wie man seine Visitenkarte abzugeben gewohnt ist.

Hans Werner hatte von Natur aus einen tiefen Widerwillen gegen alle diese unterernährten Kandidaten des christlichen Glaubens, die später wie gemästete Aktionäre des Himmelreichs sich durch das Leben schieben würden. Er war noch keinem reformatorischen, hungrigen Fanatismus begegnet in diesen Kreisen, sondern immer nur einer gemütlichen Gewißheit, einer händegefalteten Verantwortungslosigkeit. Feistes Bürgertum in der Potenz — das waren ihm die Diener des Wortes.

Wenn einer Zahnarzt wurde — gut, dann war es sein gutes Recht — nur seine verdammte Pflicht und Schuldigkeit zu tun, nur um sein täglich Brot zu sorgen; aber in dem Berufe des Geistlichen sah Hans zu viel Ideelles, zu viel seelisch Aufregendes, zu viel vom Besessensein der ersten Märtyrer, als daß ihm

nicht vor diesem Beamtentum, das sich verdunkelnd vor das Sakrament des Glaubens drängt, zu tiefst hätte grauen müssen. So sehr liebte er Christus und seine wahre Idee, daß ihm vor ihrer Inkarnation in Pfarrherrnbäuchen und kirchlichen Verordnungen ekelte. Von all der inneren gespannten und durchkämpften Welt der Arbeit hatten sie nur das Phlegma des Sonntags erfaßt.

Hans hatte Gelegenheit gehabt, in einigen Pfarrhäusern zu verkehren. Was war die immer wiederkehrende Einsicht? Höchstens brave Verwalter der göttlichen Domäne, die ihren Herrn groß nannten, weil sie ihn weit weg wußten — im Himmel; sie selbst aber standen mit beiden Beinen in der Erde, liebten runde Tische, runde Frauen und runde Gesinnungen. Sie sagten: „Ihr Kinderlein, liebet euch untereinander!" — sie sagten es so schmalzig, daß ein Schock Familien ihre Pfannkuchen damit hätte backen können und glaubten, daß mit Wiederholung des Wortes der Gedanke zu Ende gedacht sei, der ewige und ewig-tragische Gedanke der Liebe! Sie begruben ihre Pfarrkinder, wie sie sie tauften und zur Ehe segneten, gefühlvoll, wenn es hoch kam, mit Rührung, sie gaben ihr Scherflein zu jedem besseren Missionsverein und ließen den Herrgott einen frommen Mann sein, der wohl gewußt haben mochte, wozu er Obstbäume

und Bienen schuf; denn dorthin trugen sie mit ganzer Anteilnahme ihre fetten Hände.

Ihre Frauen aber, die vielleicht die Mütter der Gemeinde hätten sein können, buken gute Kuchen, schenkten mit Gottes Hilfe gesunden Kindern das Leben und gifteten im übrigen mit ihrem sprichwörtlichen Neid und ihrer verfressenen Neugier im Leben anderer Leute herum.

Immer in der süßlichen Atmosphäre solcher Häuser mußte Hans Werner an die Austreibung aus dem Tempel denken!

„Der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach!" Vom Nachwort lebten sie fröhlich und gediehen wie die Schwämme, die ja auch sozusagen am schlechten Gewissen der Erde wuchern.

Einmal hatte Hans Werner bei dem Pfarrer einer Kleinstadt, in der er mit seinen Eltern zur Sommerfrische war, Nachhilfestunden gehabt. Er hatte ihm gegenüber mit dieser seiner Ansicht nicht zurückgehalten. Der hatte dieses junge Pathos überlegen freundlich angelächelt und überzeugt erwidert: man könne nicht immer Geist sein und des Geistes Jünger!

Hans Werner hatte damals geantwortet: „Wenn man nicht Geist ist im innersten Wesen und immer Jünger des Geistes, dann hat man es nie zu sein; denn man kann es nicht werden oder scheinen, oder

auf Stunden sein. Diener des Wortes sein, heißt Ringen ohne Unterlaß." Der Herr hatte ihn fast erschrocken angesehen damals und geäußert, derartiger persönlicher Fanatismus schade immer der Sache. Diese sei Gemeingut und vertrage — um Gottes willen keine Revolution des objektiven Gefühles, die nur Verwirrung bedeutet. Als Jurist könne er auch nichts bei einem Urteilsspruch mit persönlichen Erwägungen anfangen, so ungefähr sei es auch in der Kirche.

„Aber das Wesen der Religion ist persönlich. Gott ist persönlich, und er will zu jeder Person noch seiner Gemeinde ein persönliches Verhältnis haben; hätte er sonst seinen Sohn geschickt, und dürften wir sonst beten: Vater unser?"

„Die Kirche jedenfalls" — war dann der seltsame Seelsorger ausgewichen — „ist eine objektive Erscheinung! und hat es als solche nicht mehr mit der Stimmung des einzelnen zu tun, sondern nur mit seinem objektiven Bekenntnis. Ist dieses gegen die Kirche — nun, man kann schließlich auf mancherlei Fasson selig werden!"

Seine Konfirmation tat ihm fast körperlich weh, wenn er sich ihrer später entsann.

Es war die Reihenfolge, in der die jungen Christen zum Bekenntnis und dann zum heiligen Abendmahl

geführt wurden, nichts anderes, als eine anschauliche Darstellung der Vermögensverhältnisse ihrer Eltern. Zuerst die Gymnasiasten, dann die Realschüler, die Volksschüler folgten und schließlich die Waisenkinder.

Den Jungen hatte die Grausamkeit vor dem Tische des Herrn nicht viel anhaben können; aber bei den Mädchen, in deren Leben die Eitelkeit und der Glaube so dicht verschwistert sind, brachte diese Trennung von arm und reich eine Ernüchterung, die sicher für das ganze Leben anhielt. Wo sollten diese armen Menschenkinder anders einen gerechten Kommunismus erwarten als bei der Kommunion; statt dessen fanden sie auch diese Stelle schon besetzt von sattem Bürgertum.

Hans Werner war nie wieder zur Kirche gegangen. Um was hätte er sich in derartigen Gebetskasernen bereichern sollen? Er wußte, daß er nur verbittert worden wäre, mehr und mehr, je inniger er sich um das Wesen des Gebetes bemühte.

Nun saß ihm heute einer gegenüber, der sagte fest und ohne Überhebung, bescheiden und einfältig: „Ich studiere Theologie!“

Das einzige Pfarrhaus, das Hans Werner kannte, in dem ein gesundes, lutherisches Wesen die Räume und Herzen füllte, das war das Elternhaus eben dieses Walter Ratt. Sein Vater war Bauernsohn,

seine Hände hingen wie Gewichte an den Armen. Sie schienen zu verkümmern, wenn sie nicht jeden Sonntag wacker auf das Lesepult schlugen, donnernd, sodaß kein Bauer einschlief, und jährlich das Pult erneuert werden mußte, weil es sonst völlig zersplittert war. Der Fürchtegott Ratt war kein Stubenhocker oder Duckmäuser, er war ein breiter Mann mit einem Nacken, auf dem man hätte Holz hacken können, so hart und steif schien er. Er war hart im Glauben, weil der Glaube bequemer war wie der Zweifel. Diesen hielt er für eine Krankheit.

„Wir sind die Ärzte der Seele" — pflegte er zu sagen — „in einem gesunden Herzen ein gesunder Christ."

Gegen Bücher hatte er eine Abneigung.

„Wir sind Diener des Wortes! Man hat uns zu Sklaven der Druckerschwärze werden lassen!" So äußerte er sich, wenn vom Konsistorium eine neue Verordnung auf seinen Schreibtisch flatterte.

„Diener des Wortes? Das Wort ist die Wahrheit, die Wahrheit ist Gott!" An dieser Logik hangelte er sich zu einer ständigen und klaren Gewissensruhe. Er las Sonntags redlich seinen Text und um ihn herum hing er seine Predigt. Wie ein Metzger in seine Auslage lockende Würste um ein unscheinbares Stück Fleisch.

Das Fleisch ist Natur, aber die Würste sind sein Stolz!

Er war ohne Falsch und unterschied sich von den meisten seiner Kollegen dadurch, daß er sich zu seiner Freude an der Welt bekannte. Er hatte schon Walzer am Abend auf der Orgel in seiner Kirche gespielt und dazu gemeint, daß der Herrgott den Johann Strauß auch geschaffen habe und also einen Spaß verstehe.

Sein Vermögen waren seine Kinder; denn auf der Sparkasse hatten die Ratts nicht einen Pfennig. Sie lebten sozusagen von dem Spruche: „Bis hierher hat Gott geholfen, Gott wird weiter helfen." Und er half weiter, bis der Fürchtegott Ratt mit einem Male Vater von elf Kindern gewesen war.

Seine Frau paßte zu ihm, sie war drall und hatte einen gesunden Menschenverstand. Sie war keine Pfarrfrau, sie war einfach Mutter ihrer Kinder. Und da sie ihre sinnliche Natur kannte, kreischte sie nicht entsetzt auf, wenn es hieß, die oder jene soll sich verlegt haben mit dem oder jenem Kerle; sondern sie nahm ein Stück Kuchen oder sonst ein „Gutserl", wie sie das nannte und suchte die Betreffende auf. Dann sprachen sich einfach zwei Frauen unter vier Augen aus; die eine heulte dann mächtig, und Frau Ratt tröstete, ging zu dem Burschen und brachte die Sache zur Hochzeit. Damit war das Gerede aus der

Welt geschafft, und das Leben ging seiner Wege weiter, ohne groß den Kopf zu schütteln über dieses Jammertal.

Ein Sohn also dieser Eltern nun bekannte sich zum Berufe seines Vaters!

Hans Werner schätzte in Walter Ratt nicht nur den lieben Kerl, der mit dankbaren Augen, förmlich schüchtern im Leben steht, sondern er wußte, daß hinter der Dürftigkeit dieses Menschen ein gutes Stück sauberes Denken zu Hause war.

So fragte er weiter:

„Weswegen gerade Theologie?“

„Es ist das kürzeste und billigste Studium“ — gab Walter kurz und wie abweichend zur Antwort.

Diese Ehrlichkeit, die wie geduckt in eigener Scham geantwortet hatte, sprang Hans ergreifend an. Er hatte sich auf eine Phrase gefaßt gemacht, und nun diese anspruchslose Offenheit. Aber er wollte nicht an Walter Ratt vorübergehen; denn nur deutlicher erkannte Hans für sich hinter der schrägen Stirn des Pastorsjungen irgend etwas, was ihn selbst anging. So fragte er langsam und überlegen weiter:

„Ist aber eigentlich eine Berufswahl nicht etwas anderes, als auf schnellstem Wege sein Auskommen zu suchen?“

„Es gibt Pflichten!“ — sagte darauf fast störrisch und erregt Walter Ratt.

Die Pause, die folgte, war erfüllt von innerer Spannung. Beide wollten einander näher auf den Leib. Hans Werner wollte diesen Ratt ganz sehen, und Walter Ratt spürte das Bedürfnis, sich nicht schlechter sehen zu lassen, als er war.

Walter Ratt stand im sechsten Semester. Er war der Älteste zu Hause und von seinem Vater schon früh ins Vertrauen gezogen worden. So wußte er um die wirtschaftliche Lage. Auf dem Dorfe war ihm nichts abgegangen; als er aber zur Stadt mußte, um das Gymnasium zu besuchen, hatte er bald erkannt, wie schmal sich ein Leben gestaltet, das von der Gnade einer Freistelle abhängt. — Er war im Internat bis zum Matur gewesen. Als er frisch und munter, wie es ihm gelegen, seinen Einzug in die düsteren, klösterlichen Räume des Instituts gehalten hatte, war es ihm mit einem Male traurig zumute gewesen, als er sah, daß aller Lärm, alles Lautsein verpönt war. Daß nur die Aufgaben galten, und nur die Bücher gelernt sein sollten, alles andere stand außerhalb der Fenster, draußen im Garten, und dieser war nur auf knappe Stunden im Tage frei. Die ganzen Jahre, wenn er sie jetzt überflog, waren wie eine unübersehbare Flut von Heimweh und Sehnsucht nach Freiheit.

Kam er dann in die Ferien, und wollte er einmal tief atmen und ganz frei sein, dann trat der Vater zu ihm und rechnete mit ihm die Möglichkeiten aus, mit denen sich die Familie die nächste Zeit wirtschaftlich über Wasser halten mußte. Er sah dann auch in seinen Geschwistern bald Aufgaben, nicht fröhliche Spielgefährten lustiger und leichter Stunden; er fühlte hinter ihnen die Zusammenhänge mit den Verpflichtungen für die Zukunft, und das Jungsein, an dem er sich erholen wollte, war schnell wie umgewandelt. Als er endlich sein Matur erworben hatte, nahm ihn sein Vater vor, und sie sprachen darüber, wie Walter nun billig selbständig werden könne. Wieder mußte er tiefe Bücklinge machen, um Stipendien zu bekommen, in feineren Häusern den Jungen Nachhilfestunden geben, um ein Taschengeld zu verdienen. Wo sollte Walter Ratt eine freie Entscheidung hernehmen, wo alles, was er berührte, Pflicht und nichts anderes als Pflicht wurde. Es schien ihm zu gehen wie jenem Griechen der Sage, dem sich alles zu Gold wandelte, was er berührte, zu wertlosem, tödlichem Golde. In Hans Werner sah er nicht plumpe Neugier, dann wäre er mit seinen Antworten weiter ausgewichen; er fühlte die Menschennähe heraus, die wohl fremd war, aber dennoch irgend-

wie Güte mit sich brachte, als Hans Werner nun weiter fragte:

„Kann man seine Pflichten nicht auch wählen? Ich meine, auf seinem bestimmten Acker arbeiten?" — ging er mehr aus sich heraus und sprach, während er seine Schultern mit dem blassen Gesicht in seine Arme sinken ließ, um, schräg über den Tisch gebeugt, dem Ohr des Hans Werner näher zu sein und offener sprechen zu können.

„Es mag schon Menschen geben, die eine Bestimmung in sich tragen; im großen und ganzen haben wir aber keine Stimme in uns; und die kein Ruf absolut zwingt, die haben keine Verpflichtung sich selbst gegenüber, sondern nur die Pflicht den andern gegenüber. Schmerzhaft ist die Prüfung! Sich selbst sagen, daß man einfach Mittelgut ist und einem eigentlich nur die Pflicht blüht, ein anspruchsloser, anständiger Mensch zu werden, ist vielleicht schwerer, als sich selbst bei seiner Jugend einen falschen Glauben vorzugaukeln! Bei meiner Wahl erkannte ich die Pflicht meinen Geschwistern gegenüber als Bindung. Später im Amt werden neue Pflichten neue Verzichte mit sich bringen."

Hans Werner sah wie mit schmerzenden Augen in die farblose Trauer dieser Worte.

So früh — so reif! Hier war kein Anprall, kein

Sichdagegenstemmen. Hier schien alles kluges, glattes Durchdachtsein. Der Verzicht noch war ohne Bitterkeit, vom Verstehen sauber überdeckt.

Und dennoch, hinter diesen einfachen Worten, hinter dieser klugen Offenheit stand so viel Trauer, daß Hans Werner fühlte, dies alles war nur Zucht eines gehämmerten Menschen. In diesem Walter Ratt flehte etwas um Mitleid, in diesem Walter Ratt war ein gestautes Schluchzen, das, wenn es sich löste, uferlos sein würde vor Anklage und Sehnsucht...

# 6

Die Morgenpost, die Frau Anna ihrem Jungen an das Bett gebracht hatte, und nach deren Empfang Hans Werner noch einmal in flüchtige und gejagte Träume gesunken war, brachte für Hans, als er sie beim endlichen Erwachen las, eine Einladung zu einer Fuchsenkneipe des Korps der Lussiten.

Eine Karte von Erich Pöscher trug die Ansicht vom Goethehaus zu Weimar, und es stand auf ihr mit forciert männlichen Schriftzügen: „Es ist ein anderes um das Sterbezimmer eines Goetheschen Lebens als um die Urne eines launischen Todes. Klingt es Dir grausam, erkenne dennoch die Wahrheit! Immer getreu Dein Erich."

Hans hielt die Karte lange in der Hand. Diese gemeißelte Grammatik hatte etwas in sich. Erich war nicht ohne Erleben über Weimar gefahren, und er schien doch nicht nur das Echo seines Vaters zu sein, denn er war allein, und dieser Satz schien aus ihm selbst herausgewachsen.

Die Mutter kam. Hans sagte ihr, daß er heute der Einladung eines befreundeten Korps Folge zu leisten gedenke. Er sah in ihrem Gesichte Freude.

Der Frau Anna wäre es recht gewesen, wenn Hans aktiv würde. Der Korpsgeist hatte schon so oft unruhige Gemüter gebunden, auch wußte sie, daß ihr Mann sich darüber freute. Alexander Werner scheute eine Ausgabe nicht, wenn er ihren Ertrag für voll nahm. Und er wußte aus seinem Leben heraus, wie wenig es schadet, wenn man als Bundesbruder eines gediegenen Korps auftritt.

An diesem Abend klopfte er Frau Anna auf die Schulter und sagte freundlich, mit einem behaglichen Kopfnicken:

„Ich wußte es! Der Bursch findet sich bald zur Räson! Ein Anhieb Romantik von dir! Aber jetzt scheine ich in ihm durchzubrechen. Morgen wird Hans aktiv sein. Ich kenne den Rummel. Du wirst einen schneidigen Sohn haben mit Stürmer und Band. Du wirst dich ganz gern — und kannst dich mit ihm auch — sehen lassen. Hans ist ein Kerl, den jedes Korps herausstellt! Auf alle Fälle hat das Leben jetzt in ihm einen tüchtigen Menschen gewonnen. Ein paar frohe Semester, gediegene Arbeit und der Karren läuft wie geschmiert. Also nun die Sorgen über Bord. Gute Nacht!"

Er hatte ihr den leichten Kuß gegeben, den sie gewohnt war, dessen Gedankenlosigkeit wie ein kühler Schatten über ihren Mund lief; dann war die Tür

ins Schloß gefallen. Hans Werner war schon vor dem Abendbrot nach der Stadt.

Er pendelte durch mehrere Straßen, ehe er direkt dem Hause der Lussiten zuging. Der Frühling lag in der Luft, und obwohl kein Grün zu sehen war, atmete über die Häuser her der Abend doch von jener tauigen Kühle, die irgendwo am Ende des Häusermeeres blühende Wiesen und duftende Gärten verrät. Eine Kirche schüttete in diese schwebende Ahnung hinein ihre rauschenden Glocken. Aus den Augen der Leute, die mit eiligen Schritten nach Hause strebten, strahlte das Rot des Abends, wie es uns oft aus Fenstern lockt, hinter deren gemütlichem Leuchten wir das zufriedene Glück einer heimlichen Stunde vermuten.

Die Mädel, die aus der trockenen Luft der Warenhäuser strömten, trugen helle Blusen und atmeten tief. So tief, daß durch den dünnen Stoff ihrer Blusen ein farbiges Band, eine spitze Brust zitterte. Ihre Hände blühten in der Dämmerung auf wie erregtes Verlangen nach verstohlener Liebkosung. Die jungen Burschen pfiffen keck, hier und da grüßte einer eine von den versehnten Dingern. Und hier und da bog ein Pärchen in eine dunklere Seitengasse ein, um einen Park aufzusuchen und dort den Abend zu trinken wie einen köstlichen Trank. — Eine Schwalbe warf ihre

willkürlichen Blitze in dem schmalen Bett der Straße, und wie erschrocken glitten ihre Rufe an den Häuserwänden ab, die mit trostlosen Reihen von gleichen Fenstern nach der Tiefe liefen.

Eine braune, eingedörrte Frau bot auf ihrem Handkarren erste Kirschen feil. Sie schrie den Preis und schmatzte dazu mit dem Munde, der in ihr Gesicht eingebrochen war wie eine Grube voll Unrat. Ein Hund, alle viere von sich gestreckt, lag vor dem Wagen auf dem warmen Asphalt und blinzelte auf die gelegentlichen Käufer, als ob er sie warnen wolle vor der Übervorteilung, die ihnen von seiner Herrin drohte.

Dann drückte Hans Werner den Klingelknopf am Hause der Lussiten.

Ein alter Mann öffnete. Er trug Uniform, und alles an ihm war dienende Bewegung. Sein Gesicht hielten zwei silberne Bartsträhnen in die Länge gezogen, und das frei rasierte Kinn wackelte unter dem Munde wie bei einem Nußknacker, den Kinder malträtiert haben. Zwei junge Menschen kamen auf Hans zugestürzt. Knapp vor ihm rissen sie die Hacken zusammen, zogen ihre Mütze in scharfem rechten Winkel und nannten gleichzeitig ihre Namen. Sie trugen Kneipjacken; dunkelblau mit grellroten Schnüren geflochten. Hans stellte sich gleichfalls vor und wurde daraufhin nach der Garderobe geführt; als er dort ab-

gelegt hatte und noch einigen Herren mit zerrissenen Gesichtern vorgestellt war, geleitete man ihn nach dem Kneipzimmer. Etwa dreißig Menschen hockten an einem langen Tisch. Er wurde dem Präsidium vorgestellt und mußte sich dann mit jedem folgenden bekannt machen. Als er diese erste Begrüßung hinter sich hatte, wurde ihm als Gast ein Platz zwischen den alten Herren angewiesen. Diese saßen beim Oberhaus; am unteren Ende der Tafel drängten sich die krassen Füchse um ihren Fuchsmajor. Blauer Tabaksqualm lagerte bereits wie Regengewölk über der Runde. Das elektrische Licht drohte von dem Ring dieser Luft erdrosselt zu werden, so wenig vermochte es den Raum zu erhellen. Man trank einander zu. Das Präsidium begrüßte die P. P. Gäste, die alten Herren usf. Der Komment begann in seine Rechte zu treten. Ein Lied nach dem andern wurde annonciert und stieg. Bierverschiß wurde erkannt, Löffelungen erfolgten, Bierjungen wurden ausgefochten, man brachte sich einen kräftigen Schluck, gestattete sich ein Halbteil vorzukommen. Dann wurden Salamander gerieben und die Füchse hatten nachzuklappen.

Hans Werner kannte die Bräuche schon alle von den Klassenkneipen her, auf denen sie schon seit Jahren todernst, möglichst unter Leitung eines aktiven Studenten, diese akademischen Trinksitten gepflegt

hatten. Er hatte sich selbst oft schon als Präsidium bewährt. Seine Klassenbrüder hatten ihm sogar einen Schläger dediziert mit der Widmung: Ihrem lieben Hans Werner zur Erinnerung an feuchtfröhliche Stunden! Diese Ehrung hatte ihm damals in der Untersekunda sehr wohlgetan. Er hatte nämlich die Klasse, in die er nach seinem Sitzenbleiben kam, auf Kneipenkomment eingepaukt.

Fast jeden Samstag hatten sie nachmittags gemeinsame Ausflüge gemacht, die in irgendeinem abseitigen, geschlossenen Zimmer zu endigen pflegten. Dort hatten sie ein Faß Bayerisches angezapft und nicht eher geruht, bis das Quantum „inhaliert" war. Sie hatten Kommersbücher dazu aufgeschlagen und aus vollem Halse gesungen. Geraucht, bis daß die ganze Gesellschaft um jeden einzelnen herum Karussell fuhr, sich gegenseitig „stärken" und „spinnen" lassen, bis keiner mehr völlig für den Heimweg garantieren konnte. Die frische Luft hatte sie dann gegen elf oder auch schon zwölf Uhr vor dem Hause sanft an die Türe gelehnt, bis die Knie nach einer Pause, in der sich das Bewußtsein langsam wieder zusammenfand, ihre Dienste antraten. — Sie hatten ihre Stöcke geschwungen und waren durch verschlafene Dörfer gezogen mit Radau oder Marschliedern. Sie hatten sich Kalauer und Zoten zugerufen und waren schließlich alle miteinander

eingehenkelt gerade noch an der Endstation in irgendeinem Vorort auf die letzte elektrische Straßenbahn gestoßen. An solchen Abenden waren sie sich immer fürchterlich männlich erschienen: und sie nannten sich untereinander die Zahl der vertilgten Glas Bier, wie sich brave Schüler die Noten zeigen mögen . . .

Hans tat auch heute kräftig Bescheid, er kam korrekt nach, erlaubte sich seinem Nachbarn ein Spezielles anzubieten, und das Präsidium lächelte schon dem Fuchsmajor zu, wie um diesen Dachs da für den Fuchsenfang zu billigen.

Neben ihm saß ein Staatsrat von Miller. Ein zugeknöpfter Herr mit dem distanzierten Gestus, der höheren Beamten zur zweiten Natur wird. Seine Rechte ruhte auf seiner Weste, in der Weise, daß der Zeige- und Mittelfinger sich zwischen zwei Knöpfe gebohrt hatten und so der ganzen fleischigen Hand Halt und Stütze gaben. Über den Bauch lief, wie ein Kiesweg über einen ansehnlichen Hügel, eine breite, goldene Kette. Ein Berlocke lag wie ein kleines Denkmal auf der Mitte des Leibes, war mit Brillantsplittern gefaßt und gab dem Bauch etwas Heidnisches.

Die linke Hand ruhte wie eingeschlafen neben dem Gemäß und hielt in einer Meerschaumspitze eine schwarze Zigarre. Ein matter Siegelring schien in den Goldfinger eingewachsen zu sein, dessen ver-

schnörkeltes Wappen den Adel seines Trägers sichtbar unterstrich.

Links von Hans saß ein Bürgermeister. Ein beweglicher Mann; dessen vielseitiges Amt hatte es mit sich gebracht, daß er selbst hier auf der Kneipe nicht unruhig genug auf seinem Platz hin und her rutschen konnte. Er war das Haupt einer kleineren, mitteldeutschen Stadt und besuchte die Kneipe seines Korps bei jedem Besuch der Großstadt, schon damit er seinem Stammtisch sozusagen die neuesten Witze mitbringen konnte. Auch die Stadtverordnetensitzungen bekamen auf diese Weise eine belebende Zufuhr von Lachgasen. Er hatte Hans sofort für sich in Beschlag gelegt und auf ihn seine ganzen Korpserinnerungen losgelassen wie einen Schwarm blutgieriger Bremsen. Er war in Heidelberg und hier aktiv gewesen.

„Heidelberg? Sicher viel tolle Sachen gebaut, wissen Sie? Wagenfahrten! Mein Gott! Na, ganz wie in der Schmiere da, von dem Kerl da, der aus seinen paar Heidelberger Semestern Gold geplumpt hat. Sie wissen schon?"

Er warf alle seine Worte hin wie Lasten, die man einen Berg hinangeschleppt hat und froh ist, sie abwerfen zu können. Dazwischen saugte er bei jedem Absatz an seinem Zigarrenrest. Der war zerbissen und feucht geschnullt. Er hielt ihn förmlich wie andächtig

vor sich hin zwischen seinem Daumen und dem Mittelfinger. Er hielt die Finger steif und spitz und achtete darauf, sie nicht zu verbrennen, so klein war der Stumpel. Bei jedem Zug ließ er seine Augen genießend dem Rauche folgen, den er mit gespitzten Lippen von sich stieß, und der wie ein verrußter Güterzug aus einem Bahnhof über den Tisch hindampfte. Die Zigarre hatte dieser Herr aus dem Etui des Herrn von Miller bekommen, und er schien Wert darauf zu legen; seinen Bundesbruder von dem Genuß, den ihm gerade diese Zigarre bereitete, zu überzeugen.

Wenn ein Witz explodierte, schlug er mit der Faust auf sein Knie, das er dann schnell an sich zog; und er schien am liebsten sich ganz auszuschütten, auf alle Fälle schaukelte er eine gute Viertelstunde lang hin und her, immer aufs neue von der Pointe gekitzelt. Zuletzt half ihm endlich ein langer Schluck zu einem gewissen Gleichgewicht.

„Wissen Sie" — so fuhr er gelegentlich weiter —, „Kleinstadt ist Kleinstadt! Und Heidelberg ist schließlich Kleinstadt. Hier, das war ein gefundenes Fressen für mich! — ‚Es ist ein Klein-Paris und bildet seine Leute!' — Herrgott, hier haben wir schon redlich geschweinigelt, mit Respekt zu sagen, was Miller?" wendet er sich an Herrn von Miller, der weniger Wert auf diese gemeinsamen Reminiszenzen zu legen

schien, freilich ohne dadurch Herrn Großmann, so hieß dieser Mann aus Quecksilber, zu treffen. — „Das waren Zeiten, damals gab es noch Jugend! Wir kannten keine Nächte, so ein Semester war einfach ein Tag. Gepennt wurde in den Ferien bei Muttern!"

„Nun," warf Herr von Miller ruhig dazwischen, mit einer Stimme, die aus einem überlegenen Standesbewußtsein kam, „wir haben auch manchmal gearbeitet, wenigstens manche von uns! Ich komme dir übrigens nach!" Dann wandte sich Herr von Miller seinem rechten Nachbarn zu, einem Bankier mit rötlichem Bart und Augen, die auszulaufen schienen, so standen sie ständig unter Wasser. Neben Herrn Großmann saß ein Rechtsanwalt. Ein blasierter Mensch, der das Gespräch gern auf Autos zu bringen schien, um dann von seinem neuen Mercedes plaudern zu können, der ihm ein banniges Geld gekostet habe, aber, so fuhr er mit dünnem Lächeln fort — sein Geld wert sei. Er habe den Brenner genommen, daß der Graf Sextow von den Bonner Preußen übrigens zu ihm gesagt habe . . . — — Herr Großmann sprang sein Gegenüber an. Er fragte einen behäbigen Landgerichtsrat, ob er immer noch so überlaufen sei mit Ehescheidungen wie im vorigen Jahr. Dieser hatte gerade an einem Zahnstocher herumgeschnitzt und lächelte viel=

sagend. Als er Antwort geben wollte, würgte ihn erst ein saftiger Husten ab. Er zog sein Taschentuch und räusperte sich gründlich, nicht ohne den Auswurf kritisch geprüft zu haben, dann meinte er, so lange die Ehen nicht im Himmel geschlossen würden, so lange würden sie wohl auch auf Erden geschieden werden. Übrigens scheine jetzt wieder einmal eine Epidemie zu herrschen. Er wäre ein gemachter Mann, wenn er für jede Kundschaft ein Fixum statt des Gehaltes erhielte. Ein Lächeln machte alle seine belanglosen Worte schlüpfrig, und die Ausübung seines Berufes schien ihm eine verkappte Befriedigung seiner Natur zu bedeuten. Die Augen trugen einen satyrhaften Abglanz jener peinlichen Protokolle, in denen sich ihre Aufmerksamkeit ausgab . . .

Als er sich im folgenden an einzelne saftige Anekdoten verlor, nach denen Herr Großmann mit seiner Frage ausgegangen war, stützte er seinen eckigen Kopf in die Hand, nicht ohne die Brille auf die Stirne geschoben zu haben und so die Augen, die jetzt häufiger blinzeln und unterstreichen wollten, für dieses Spiel offen zu halten. Bei gesuchteren Redewendungen nahm die freie Hand die gedunsene Nase an sich und schien aus ihr die derbsten Fälle förmlich zu melken . . .

Als es dann später geworden war und unter der Fidelität des neuen Präsidiums, das ein feister „alter

Herr", ein Regierungsassessor, dessen Gesicht durch eine ungezählte Folge blutiger Mensuren sich dem konfusen Grundriß eines Rangierbahnhofs anzugleichen schien, übernommen hatte und mit einem gediegenen Bierorgan führte, wurden die Spe- und Keilfüchse unter die Aktiven genommen, um einerseits die alten Herren zu entlasten und andererseits den jungen Leuten Gelegenheit zu geben, sich persönlich und ungezwungen in den Reihen der zukünftigen Kameraden umzutun.

Hans kam zwischen den dicken Benndorf, seinen ehemaligen Klassenbruder, und einen langen Menschen zu sitzen, dessen Gesicht eingewickelt war, derart, daß nur der Mund freigegeben wurde und ein Auge. Er roch stark nach Karbol und erzählte natürlich seinem neuen Nachbarn den Hergang dieser „Kiste".

Er hatte die Sache als Charge gefangen. Er hatte abgestochen im fünften Gange. Er selbst hatte drei Knochensplitter. Er sei schwach auf Terz. Übrigens hatte sein Sekundant von den Preußen schneidig drin gelegen. — Er war in Halle gewesen, um diese Sache auszupauken.

Hans hörte alle diese Schlagworte ungeheuer ernst und wichtig auf sich losmarschieren.

Er dachte: erst spielt man mit der Schwester in der Puppenküche, dann mit Bleisoldaten, und dieses Spie-

len staffelt sich so mit den Jahren über die erste Zigarre, die Geheimkneipen, bis zu den Mensuren.

Aber er nickte korrekt zu der begeisterten Schilderung von Einzelheiten, die dieser seltsam unsichtbare Mensch neben ihm von seiner Heldentat gab.

Wenn man — so dachte Hans Werner vorsichtig — alle diese Köpfe völlig einwickelte wie seinen Nachbarn, ginge nicht ein Kopf verloren; denn kein Gesicht lungerte um diesen Tisch herum von auch nur einigermaßen bedeutendem oder gar eigenartigem Schnitt. Ausdruck brachten nur die Schmisse, die durch ihre Brutalität Übermut markierten.

Der dicke Benndorf kam sich äußerst wichtig vor in seinen Versuchen, Hans Werner zu keilen. Es sei herrlich, so konnte er, vom Alkohol süß-pathetisch gemacht, nur immer wiederholen, und dann zog er ihn sogar ins Vertrauen.

„Weißt du, Werner" — so fing er behutsam an —, „das Leben ist Arbeit, sagen die Pauker! Es ist aber auch Erfolg! Und weißt du, was Erfolg ist? Das ist das dicke Ende von guten Beziehungen aus seinem Korps!"

Hier wurde die Stimme dieses praktischen jungen Mannes vorsichtig, und Benndorf schaute nach der Seite aus, wo die alten Herren jetzt in ungezwungenem Vereine zusammenhockten und zu zoten schienen,

denn ihre Gesichter schwammen im Tabakgewölk wie schmunzelnde Fettaugen in einer scharfen Suppe, als er fortfuhr:

„Mensch, werde bloß bei uns aktiv, wir haben einfach alle Stellen aller Disziplinen sozusagen zu vergeben. Du wirst Jurist! Gut! Man hatte dich schließlich nicht umsonst neben Herrn von Miller gesetzt. Hast du deinen Referendar, dann brauchst du nur noch deinen Brief aufzusetzen und ein Pöstchen ist in der Verwaltung gesichert. — Ein Pöstchen, nach dem sich zehn Kollegen die Finger lecken und zehn ‚Einser' die Beine krumm gondeln."

Die weiße Mumie hatte das Gespräch mit verfolgt. Sie warf jetzt ein:

„Protektionswirtschaft, schreien dann die lumpigen Außenseitler. Unsinn, der Mann oben kennt unsere Leute eben, die anderen nicht. Persönlicher Schliff ist aber ebenso nötig wie Kenntnisse. Kenntnisse kann sich jeder Maurer erochsen. Schliff, das kostet Geld — und fordert Rasse —, deshalb keilen wir auch nicht wie die Blinden. Unser Fuchsmajor äugt wie ein Lux. Kerle müssen gewachsen sein wie die Pappeln. Unnahbar wie Stacheldraht und Familie keine Dunggrube; dann läßt sich zur Not aus jedem Fuchsen ein kleiner Minister ziehen. Man studiert ja nicht, um als Rechtsanwalt zu verhungern oder als Referendar zeit

seines Lebens in einer Versicherung Prämien auszuknobeln. Da hat der krumme Fuchs" — Benndorf bekam einen kurzen Blick aus dem Schacht, der im Wickelkopf die Lage des Auges verriet — „nicht so unrecht, Beziehungen und — aber da seid ihr beide noch zu grün — eine gute Ehe ist unbedingt nötig zum Vormarsch. Unsere Bälle haben Ansehen. Partien werden geschleppt, es könnten einem die Augen übergehen, so dicke Moneten rollen in den Tanzkarten rum . . ."

Wieder war Hans Werner am Lachen. Immer diese Sprache, die in den Scharnieren stehender Redensarten rollte. Er wußte auch weswegen. Die Sprache dieser Leute vertrug eine Uniform genau so, wie ihre Gesichter Bandagen und Schmisse, wie ihre Brust Kneipjacke und Band. Alles an diesen Menschen war gemeinsam. Essen, Trinken, Schlafen und Leben. Leben, das hieß eben essen, trinken und schlafen. Erfolg haben, hieß trinken und während des Trinkens Beziehungen und Geschäfte machen. Das ganze Leben war eine Tatsache, im Grunde viel einfacher, als man es sich hätte träumen lassen können. Die Examen wurden eingepaukt von Repetitoren für Vaters Geld. Das Ganze war eine Art Verdauungsprozeß, die gesunde Natur hatte sich zu beweisen und durchzuhalten.

Hans Werner fühlte, wie seine Gedanken unruhig

wurden und anfingen, einander kichernd anzurempeln. Seine Gedanken schlugen Purzelbäume und hatten nicht übel Lust, ihn zu veranlassen aufzustehen, mit der Faust auf den Tisch zu schlagen und zu brüllen:

„Meine Herren, Sie sind die gefährlichsten Tunichtgute der Menschheit. Faul und hinterrücks. Sie machen geistige Führerschaft zu einer Sache, die ererbt wird wie ein Sack Geld. Sie geben einander die Hand und sagen: ‚Nun wollen wir mal sehen, wer an uns rankommt'. Sie sind schlimmer wie die Pfaffen, denn, betrügen diese das Volk um den lieben Gott, der sich selber helfen mag seinem Volke gegenüber, so betrügen Sie das Volk um Aufstieg, um Ehre, um Geld!"

Er ärgerte sich über sich selbst. Mußte er denn immer Reden halten und kritisch herumsitzen? Konnte er keine Stunde einfach hinnehmen als Verlust an Zeit, aber jedenfalls als Genuß? Immer mußte er die Menschen reformieren wollen, nie ließ er sie gelten. Was ging es ihn an, mit welchen inneren Ansichten solche Leute ihr Leben abspulten. Die Hauptsache blieb, daß er es sah, betrachtete, er war jung und hatte nur die Pflicht: Augen auf!

In diese Erregung hinein lief ihm die Stimme des Herrn von Miller entgegen: „Ich komme Ihnen ein Halbteil, junger Freund!"

Fast mechanisch folgte er der Sitte des Hauses, sprang von seinem Sitze auf, führte gediegen forsch das Glas zum Munde und erlaubte sich „sehr geehrt mitzuziehen".

Als er sich setzte, sagte Benndorf:

„Du hast Schwein! Die alten Herren sind für dich sehr eingenommen, sonst hätte nicht der Senior persönlich zugetrunken."

Das Bier begann seine dumpfe Wirkung. Hans Werner geriet in eine Rolle hinein, er kam sich plötzlich sehr wichtig vor. Diese Leute wollten ihm wohl. Zogen ihn in ihren Kreis. Wer sonst in aller Welt bemühte sich um ihn. Kein Mensch brauchte ihn. Keiner hielt ihn für etwas Bestimmtes. Diese Menschen aber nahmen ihn ernst als werdenden Juristen. War das vielleicht nichts, daß eine Exzellenz ... Die eigene Großmutter würde ein Leben lang damit renommieren! Zum Donnerwetter, das war doch ein Anfang!

Hans Werner tat mit. Er trank begeisterter zu. Er wurde kameradschaftlicher.

Auf der Retirade hörte er, wie hinter seinem Rücken der Fuchsmajor und ein anderer aktiver Bursch folgendes Gespräch führten:

„Traktiere bloß" — so sprach der Fuchsmajor — „diesen Ebner nicht zu sehr! Sein alter Herr ist Fleischer!"

9*

„Ich bitte dich" — erwiderte erregt der andere, während er sich die Hände schäumend wusch und sich im Spiegel links und rechts besah.

„Fleischer! Sein Vater ist Hoflieferant."

„Hoflieferant? Fleischer ist Fleischer!"

„Der Kerl hat Geld wie Heu, und wir können nicht nur auf Familie sehen. Die Füchse werden sowieso immer knapper."

„Jedenfalls nehme ich keine Fleischerjungen auf. Damit basta!"

Dieses Gespräch schmeichelte Hans. So war es richtig. Er hatte nicht das geringste Bedürfnis, sich mit der Wurstbranche zu liieren. Er trat zu dem Fuchsmajor straff und in Haltung. Er lächelte leise und sagte:

„Erlauben Herr Fuchsmajor eine Bemerkung?"

Dieser beeilte sich eines „Bitte!" Hans Werner nahm auf:

„Ich war ohne Absicht Zeuge Ihres Gesprächs eben. — Darf ich — gestatten Sie mir diesen Freimut? — Sie versichern, daß ich außerordentlich erfreut bin, sozusagen hinter den Kulissen einem Ton noch zu begegnen, der mir wohltut? — Ich selbst bin — wie Sie wissen, aus einfachster Juristenfamilie —, aber gerade deswegen, vielleicht nur um so mehr, sehe ich auf Umgang und

unterschreibe Ihre strenge Ansicht. Ich freue mich Ihrer Meinung!“

Er verneigte sich. Die Worte schwammen ihm vom Munde weg, und der Blick, der anfänglich sein Gegenüber scharf gefaßt hatte, ertrank in einer Welle von Vierrührung, die die Augen unter Wasser setzte. Der Fuchsmajor gab ihm die Hand:

„Sie haben nur recht gehandelt, daß Sie mich über Ihre Mitwissenschaft — die mir bei jedem anderen äußerst peinlich wäre — aufklärten. In Ihrem Falle weiß ich mich einem Ehrenmann gegenüber und freue mich seiner Zustimmung.“

Erneuter Handdruck. Beide gingen der Bestimmung des Ortes nach, und über die Schulter weg fragte der Fuchsmajor, wie es ihm gefalle. Hans Werner betonte das Wohlbehagen, das ihn an diese Räume förmlich binde; dann waren sie bald wieder im Trubel der Kneipe und tranken einander mit neugewonnener Vertrautheit zu. Gegen Mitternacht wurde die Kneipe unterbrochen zugunsten eines allgemeinen Schinkenessens, das nebenan im Speisesaal stattfand. Gebeizte Wände rollten auseinander, und den Blicken bot sich ein tiefer, gewölbter Raum. An dem langen, weißgedeckten Tisch hin eilte der Couleurdiener und brachte die Bestecke in Ordnung. Ein junger Mensch, scheinbar sein Sohn, und eine dralle

Frau gingen ihm geschäftig zur Hand. Hans Werner wußte, daß jetzt seine Manieren bei Tisch geprüft werden würden. Er lächelte; denn aufgelockert durch die Wirkung des genossenen Alkohols sah er sich in Wilhelms Weinstube als fertigen Lebemann.

Herr von Miller rief ihn zu sich. So kam er wieder zwischen ihn und Herrn Bürgermeister Großmann zu sitzen.

Herr Großmann hätte sich an diesem Abend gern geteilt. Auf der einen Seite zog es ihn mächtig nach dem Fahrwasser der Junggesellenzoten. Andererseits aber forderte sein gutes Gewissen die Nachbarschaft des Herrn von Miller von ihm, mit der sich dann zu Hause so angenehm renommieren ließ. Wie ließ sich im Rathaus ein Antrag überlegen behandeln, wenn man seiner Erwiderung ganz unauffällig einflechten konnte: „Im Vertrauen, meine Herren" — — er sah sich im Geiste mit den Händen schon am leeren Wasserglas herumspielen, wie um zu bedenken, ob er das intime Bekenntnis seines Freundes an dieser Stelle preisgeben dürfte, und dann entschlossen fortfahren: „Mein lieber Korpsbruder von Miller" — im Kreise rings stiegen die Köpfe auf, denn jetzt wurde die Sache endgültig — „sagte mir andeutend natürlich nur und nebenbei, daß man" — das „man" wurde in einem verständnisvollen Lächeln gereicht —, „daß man das

Projekt, wie ich es Ihnen vorschlug, mit größter Anteilnahme begrüßen würde usw. usw."

Oh, er würde schon diese Begegnung in den nächsten Sitzungen ausschlachten. Auch seiner Frau, wußte er, konnte er keine größere Freude machen, als wenn er einen Gruß von Miller ausrichtete, der dann in den nächsten Kränzchen auf immer neue Art und Weise angebracht werden konnte und immer wieder den lieben Kränzchenschwestern auf die Nerven ging.

Die Schinkenplatten, die die Runde machten und die mit Schüsseln von Kartoffelsalat abwechselten, jagten förmlich einander, so rasch leerten sich die Teller, hinter denen ausgepichte Studentenmägen hungerten. Große Pullen Berliner Kümmel zierten an Stelle von Blumenschmuck die Tafel. Zwischen die fettigen Scheiben des Fleisches pflegten die Herren einen Schnaps zu schütten, um dem Ganzen einen soliden Halt zu geben.

Hans fühlte, wie seine Hände ohne Gewicht von selbst die Gabel zum Munde führten, wie überhaupt sein ganzes Wesen freier und sicherer wurde. Er fühlte sich der Runde weit überlegen.

Herr Großmann neben ihm verschlang mit unheimlicher Schnelligkeit die größten Schnitten Schinken. Und wenn er ein Stück Brot — in dem der Schinken nach Prager Art gekocht und gebacken war — kaute,

krachte es zwischen seinen Kiefern in so jäher Folge, daß Hans sich immer nur wundern konnte, wie er das ohne zu ermüden fertig brachte. Vor jedem neuen Kümmel saugte Herr Großmann genießerisch seinen Schnurrbart durch den Mund, um ihn dann flüchtig an der Serviette völlig zu säubern. Hans Werner dachte an den Zyklopen Polyphem und sein homerisches Verfressensein. Herr Großmann war im Gespräch bei der Musik.

„Wissen Sie" — so sagte er nach den ersten drei Portionen, die er wortlos verschlungen hatte —, „Tischmusik ist gut, weil sie das Essen angenehm verdeckt. Ich meine die Geräusche. Sonst bin ich für Musik gar nicht zu haben. Außer für die Operette. Aber seien wir ehrlich, da ist die Hauptsache eben schließlich auch die Begleitung, ich meine die Ausstattung." Seine Augen hüpften über den Tisch wie dreiste Meisen, die Futter suchen.

Sein Gegenüber war jetzt ein Freiherr von Selten, pensionierter Legationsrat. Dieser elegante Herr hatte eine reiche Vergangenheit. Er liebte es, die Welt eine Vorstadt zu nennen, um damit anzudeuten, daß sie im allgemeinen noch nicht auf der Höhe sei.

„Wer wie ich an den verschiedensten Höfen sich mit der Unsitte von musikalischen Abenden auseinandersetzen mußte, kann unsern Großmann nur unterschrei-

ben. Musik geht gerade noch für Militär. Denn schließlich wegen der Geräusche bei Tisch, nicht wahr, die kann man doch unterdrücken; mehr oder weniger schon!" warf er zu Großmann herüber, der dem natürlich nicht recht geben wollte.

„Aber", so fuhr er fort, und seine Sprache drückte sich durch die Nase, um den Mund nicht unnötig zu belästigen, der mit anderen Dingen beschäftigt war. Er hatte die Eigentümlichkeit, die Sätze im Diskant verklingen zu lassen, eine Reminiszenz an seine Unwiderstehlichkeit in der französischen Sprache, außerdem kokettierte sein G mit dem klingenden J, um die Potsdamer Schule leise anzudeuten. — „Aber das Militär, Anstrengung, Schweiß usw. usw., Gegengift — sozusagen eben doch nur Musik. So 'n richtiger Marsch bringt sozusagen erst die Beine in Schwung."

Herr von Miller warf ein, daß die Oper schließlich doch nicht ganz zu übersehen sei. „Übersehen? Nee!" — meinte Großmann — „Was so 'n Abonnement bloß kostet! Die Frauen halten es ja ohne Wagner nicht mehr aus. Das ist alles bloß Mode! Und was Mode ist, ist immer teuer. Ob es gut ist — ist eine ganz andere Frage!"

„Ich muß sagen" — vertrat Herr von Miller seine Äußerung, er sprach immer, als ob er in die Schreib-

maschine diktiere, überlegt und endgültig —, „meine Familie wird förmlich durch die Musik zusammengehalten. Sie besucht fleißig die Oper und es ist ein Genuß, dann am Abend zu hören, mit welchem Erfolg die Gören sich um das Wesen irgendeiner Ouvertüre abmühen.“

Herr Großmann triumphierte.

„Ja, Hausmusik, lieber Miller! Hausmusik, wohlverstanden, das ist etwas ganz anderes. Hausmusik, das ist Gottesdienst. Freilich — aber gewiß! Hausmusik ist natürlich für mich keine Musik mehr, das ist Kunst!“

Dieses seltsame Bekenntnis wurde allgemein ernst aufgenommen. Alle trennten reinlich die Musik ihrer guten Stuben von der bezahlten, öffentlichen. Zu Hause ernteten ihre Kinder, ihre Frauen, sie selbst Beifall, in den großen Sälen der Konzerte oder den Riesenhäusern der Oper gingen sie unter, und das lief ihrer Eitelkeit zuwider. — Dann griff das Gespräch auf das Schauspiel über. Man war einer Meinung, zur Zeit wurde unter dem Deckmantel des Mitleides Schweinerei versteckt, zumindest Häßlichkeit; oder unter Flagge sozialer Reformen Zuchtlosigkeit gepredigt. Oh, man wurde erregter. Man gedachte der Töchter, die man einer neuen, freien Zeit überlassen mußte, man sprach von deutscher, bewährter

Einfalt und ausländischem Wesen, das sich unter dem Deckmantel der Literatur anfange breitzumachen. Zola und Dostojewski, Tolstoi und Ibsen seien Schlagworte, hinter denen im Grunde mehr Zote als Wahrheit blühe.

Hans Werner fühlte die Verpflichtung, sich vorsichtig für die Ausländer in diesem Sinne zu verwenden. Er fragte, ob jemand den Raskolnikow z. B. gelesen habe, oder „Die Macht der Finsternis" kürzlich gesehen? Da begegnete ihm aber der behäbige Landgerichtsrat, der jetzt schräg gegenüber neben Herrn von Selten Platz hatte, sehr energisch:

„Wissen Sie, junger Freund! Ich habe das Buch in der Hand gehabt. Natürlich hat unsereiner nicht Zeit, solch ein Volumen auszuplumpen; aber ich las im Feuilleton eine Angabe der Fabel, die alles zusammenfaßte, was dazu zu sagen ist. Um Geisteskranke breite Bücher herumschmieren, warum nicht gar? Werden die Kranken dadurch gesund? Höchstens die Gesunden krank! Das Gebiet gehört dem Arzt, und dessen Diagnosen über Nervenzustände pflegen exakter zu sein, als der lyrische Schwatz, den so ein Wortathlet um eine arme Tatsache macht."

Er pustete mehrmals, als er sich jetzt energisch im Kreise umsah mit Augen eines jener Weiber, die mit Zinktellern um den Zirkus herumstreifen und Pfen-

nige kassieren. Sein Gesicht war rot angelaufen. Das viele Essen, das gute Trinken und die lange Rede eben brachten es mit sich, daß auf seine Stirne weiße Tropfen traten. So saß er da, wie ein Mensch, der eben tauchte und noch blind gegen das Licht blinzelt.

Herr von Selten übernahm das Wort und sagte:

„Was übrigens den Tolstoi da anbetrifft und die Aufführung kürzlich, die ja wundervoll war ..."

Hans Werner fuhr begeistert dazwischen:

„Ach, Sie waren auch drin?"

„Nee" — explizierte Herr von Selten trocken weiter —, „aber ich las eine sehr gediegene Kritik darüber, die mir außerordentlich gefiel und zusagte. Der Mann da sagte, daß die Aufführung —, hier unterbrachen Sie mich, nicht wahr, junger Freund?" — Ein freundliches und nur ganz leise zurechtweisendes Kopfnicken unterstrich die Frage — „die Aufführung also war glänzend, ohne jede Erhebung, natürlich Herr Tolstoi. Ja zum Teufel, ist nun das Theater zur Erbauung und Erhebung geworden, oder ist es 'ne Sektionshalle für Selbstmörder und dergleichen krankhaftes Gesindel?"

Die Runde war geradezu begeistert. Dieser Selten hatte eine Art, den Nagel auf den Kopf zu treffen, das war enorm. Großmann resultierte gewandt aller Ansicht, als er die Diskussion schloß und sagte:

„Ich denke, damit ist unser aller Meinung sozusagen festgelegt! Prosit, meine Herren!“

Man griff zum Glas, begrüßte einander mit dem kleinen Finger, warf den Kümmel in die Kehle und erhob sich gedämpft aufstoßend, um mit einer frischen Zigarre im Munde sich wieder um den Biertisch zu gruppieren.

Es war hier inzwischen gelüftet worden, so kam es, daß jetzt in der klaren Luft, durch die wieder erste blaue Rauchwölkchen flatterten, die Gesichter der Runde schwammen wie rote Lampions.

Das Präsidium schnarrte von neuem seinen Komment; die alten Herren warfen wieder fettes Lachen in ihre Gläser, die Inaktiven disputierten erregt über die verschiedenen Methoden, mit denen man im Staatsexamen gute Geschäfte machen kann; die Aktiven besprachen Ramsche, Mensuren und vor allem Verhältnisse. — Die Füchse rissen in übernächtigen Gesichtern groß die Augen dazu auf, so, als ob sie damit hören könnten.

Hans saß auf einer Insel.

Neben ihm erzählte gerade ein Referendar von seinem Tübinger Mädel.

„Kurz und gut, das Luder war scharf auf grüne Socken. Aber nicht etwa Baumwolle oder Halbseide; die hatte Geschmack und ging aufs Ganze. Es mußte

Seide sein. Ich lasse mir also aus Stuttgart ein Dutzend kommen — übrigens, als ich nach Hause kam, ist meine Familie beinahe an Scham in die Wicken gegangen, na, jedenfalls in Tübingen fing ich meinen Spatzen. Aber das Wunder — — — ja, staunt ihr Füchse! Ich komme euch ein Halbteil und erwarte sofortige Löffelung der Fuchsenkorona auf das Seelenheil meines Mariechens!"

Die Löffelung erfolgte, die Gemäße klapperten. Der Referendar fuhr fort:

„Ich mußte, ob ich wollte oder nicht, ob ich konnte oder nicht, ihr auch ein Dutzend Strümpfe kommen lassen, das war der Pachtzins. — Wißt ihr übrigens, was meinem alten Herrn die zwei Dutzend Strümpfe gekostet haben? — Ich sage das nicht, um zu renommieren, sondern um der Fabel einen moralischen Schluß zu geben. Gute dreitausend Mark! Er war nämlich Großvater geworden. Mariechen hatte sich infolge der zwei Dutzend Strümpfe gleich doppelt multipliziert ..."

Gelächter erstickte das Folgende.

Hans Werner hörte Worte. Er hielt sich fest an seinem Glas an. Der Tisch sauste wie eine ekelhafte Rutschbahn immer an ihm vorüber. Wenn seine Augen sich an einem Gesicht anklammern wollten, verzerrte sich dieses immer wie in einem jener tollen

Spiegel, die zu Volksfesten aufgestellt werden und der Belustigung dienen.

Nach seinen Füßen wagte er nicht zu schauen. Sie hingen wie fremdes Fleisch an ihm, und er wußte, daß er unweigerlich zu ihnen herunterfiele, wenn seine Blicke sie aufgesucht hätten, so sehr schwindelte ihm. Ein Entschluß faßte ihn immer krampfhafter. Die Leute hatten vorhin über die Kunst gesprochen. War er nicht zum Judas an ihr geworden? Hatte er, dem sie soviel Offenbarung schon gegeben, sie nicht feig verraten? Mit einem Male wandte sich Hans Werner an das Präsidium mit dem korrekten: Tempus peto. Das „habeas" erlaubte ihm, den Platz zu verlassen. Er nahm sein Glas, mit gespreizten Beinen und steifem Rücken schritt er zu den alten Herren. Er fühlte, wie die Korona auf ihn achtete.

Er kam sich wie ein Missionar unter Wilden vor. Er sah sich selbst neben sich herlaufen. Der andere in ihm stellte ihm immer Beine und suchte ihn aus dem Gleichgewicht zu bringen, aber Hans achtete genau auf sich; dann lehnte er sich an den Stuhl des Herrn von Miller und sprach über diesen weg zu Herrn von Selten, dem Bürgermeister und dem Landgerichtsdirektor. Er sah ihre Gesichter an sich kleben. Er sagte: „Meine Herren, die Art mag Ihnen befremdend erscheinen, übersehen Sie bitte die Form.

Es ist mir ein Bedürfnis als Mann" — die Korona schwieg, und er nahm sich in diesem Schweigen nur voller und erhob seine Stimme noch mehr — „eine Dame in Schutz zu nehmen, der Sie üble Nachreden gaben, die Kunst!"

Die Gesichter wurden länger, gespannter.

Hans Werner fuhr fort: „Die Kunst ist keine Dame ohne Unterleib . . ."

„Nee, da haben Sie leider nur zu recht!" bestätigte Herr von Selten unter dem ausbrechenden Gelächter der Runde.

„Sie ist keine Dame, nach der man mit Witzen und Zoten greift, wie nach einem Verhältnis; sie ist eine Dame, für die ich mich nicht entblöde, als Kavalier einzutreten; Sie aber haben leichtsinnig über diese Dame gesprochen, so sehe ich mich gezwungen, Sie um Ihre Karten zu bitten."

Ein homerisches Gelächter riß die Erwartung entzwei. Herr von Miller stand auf, legte die Hand mit dem Adelsring beinahe zärtlich auf Hans Werners Schulter und sagte:

„Sie sind köstlich, junger Freund! Alle Achtung! Mir ist in meinem ganzen Leben noch kein solch gediegener Ritter begegnet. Ich schlage meinen Freunden vor, Ihnen Satisfaktion zu geben. Und zwar in der Form, daß wir revozieren und auf das Wohl der

Kunst einen entsetzlich langen Schluck tun. Einverstanden?"

Die Herren erklärten sich fröhlich lachend bereit zu dieser Sühne und Hans Werner nickte königlich.

Er ging zu seinem Platz zurück und fühlte gerade noch zur rechten Zeit, daß ihn sein Magen an einen anderen Ort zwang.

Herr Großmann stand hinter ihm, als sein Bewußtsein aus schwarzen, schweren Wellen wieder hoch kam. Herr Großmann grinste ihm zu und sagte:

„Immer feste, das erleichtert! Sie sind ein goldiger Kerl! Oh, ich beneide Sie um die kommenden Semester. In denen werden Sie noch oft Walfisch und Jonas spielen!"

Hans Werner wußte, daß er bodenlos betrunken war. Er gab Herrn Großmann die Hand und sagte:

„Man hat es nicht leicht. Man ist so einsam!"

Herr Großmann, selbst nicht mehr im rechten Geleise, wurde von der Rührung gepackt. Er erwiderte:

„Sagen wir du zueinander! Sind wir nicht zur Herrlichkeit geboren?"

Sie gaben sich den Bruderkuß. Zwei Inaktive platzten herein und riefen die anderen herbei. Alles lachte Tränen, nur Hans und Großmann blieben todernst. Sie hielten einander bei der Hand, drückten

und schüttelten sie ununterbrochen und waren für den Rest des Abends unzertrennlich.

Es mochte gegen fünf Uhr sein, als die Kneipe aufgehoben wurde. Der alte Diener, der hinter ihnen abgeschlossen hatte, sah in der ersten Dämmerung wie ein Gespenst aus. Das weiße Gesicht, die Hände, die wie welke Klaviertasten mit den Schlüsseln klapperten, die Beine, die über das Pflaster schlurften, machten ihn für Hans zum Tod. Er riß ein paar Zweige von einem Bäumchen am Haus, steckte die an seinen Hut und wartete auf den Nachen, der ihn hinübertrüge...

Vor der Türe umfaßte ihn ein triefender Wind. Man nahm einander unter den Arm, bildete eine Kette, die ganze Straße breit, und sang. Die Straße stob vor Hans immer schräg in die Höhe. Die Laternen machten ein atemloses Wettrennen. Das trübe Licht des Morgens fing sich in den dünnen Pfützen, die auf dem Asphalt standen wie silberne Teller.

Ein Schutzmann brüllte: „Ruhe, meine Herren!" Die alten Herren stiegen in ein paar Autos, die zum ersten Dienst fuhren. Die Studenten lösten sich voneinander in den Richtungen, in denen ihre Buden lagen.

Schließlich war Hans Werner allein. Er lehnte sich an einen Briefkasten.

In den Bäumen, die die Straße säumten, lärm-

ten schon die Spatzen. Die erste Elektrische sauste an ihm vorüber. Hans wußte, wenn er jetzt ginge, würden bei jedem Schritt seine Knie läppisch nachgeben. Vor seinen Kameraden war es gegangen, sie waren selbst alle betrunken. Aber die Menschen, die jetzt an ihm vorüberschritten, waren nüchtern, gingen zur Arbeit! Er schämte sich.

Immer wieder krampfte sich sein Magen. Er ließ sich endlich fallen, als er sah, daß er nichts ändern konnte, daß er keine Gewalt über sich hatte.

Als er zu sich kam, fand er sich auf einer Pritsche in einem Wachtlokal der Polizei. Ein schnauzbärtiger, breiter Wachtmeister wünschte ihm guten Morgen. Man gab ihm seine Papiere zurück. Der Wachtmeister führte ihn ein paar Stiegen hinauf, die Stube lag unter der Erde, und meinte trocken: „Auf Wiedersehen!" Hans gab ihm fünf Mark für eine Runde Bier. Der Wachtmeister schmunzelte vergnügt.

Hans sah auf seiner Uhr, daß es schon zehn Uhr war. Er war ganz nüchtern. Ihn fror. Sein Taschenspiegel zeigte ihm in einem Torweg, in den er trat, um sich zu besichtigen, ein ekelhaftes, käsiges Gesicht. Er brachte sich soweit als möglich äußerlich in Ordnung und ging, wie verfolgt, schnell nach Hause. Hier stellte er sich sofort, ohne seiner Mutter begegnet zu sein, im Badezimmer unter die Dusche.

Es war ihm wie eine Befreiung, als das kalte Wasser über seine Glieder hinsprang. Die Hitze im Blut ging langsam zurück. Er atmete wieder tief und ruhig. Die Scham verging. Er ließ seine Muskeln spielen und freute sich der Wiederkehr seiner Kraft. Er hatte sich wieder im Zügel. Er machte zehn Minuten lang nackt vor offenem Fenster Freiübungen, bis der Schweiß den letzten Alkohol aus den entzündeten Poren trieb. Er stellte sich von neuem unter die eiskalte Dusche, die mit ihren Strahlen wie mit klingenden Nadeln nach ihm stach. Dann ließ er sich frische Wäsche und seinen neuen, leichten Sommeranzug bringen, kleidete sich an und begrüßte seine Mutter.

Als er zwei Eier und viele Schnitte Brot mit kaltem Braten, als er einen Schnaps und vier Tassen Kaffee genossen hatte, antwortete er seiner Mutter auf die Frage, wie es ihm gefallen habe, nebenbei: „Ganz gut!"

Auf seinem Zimmer schrieb er dem Korps diesen Brief:

Dem P. P. Korps Lussitia

die Zeichen meiner vorzüglichsten Hochachtung zuvor!

Ich erlaube mir heute, Ihnen meinen ausgezeichnetsten Dank zu sagen für die genossene Gastfreundschaft; wie ich Sie gleichzeitig versichern

darf, daß mir dieser Abend in Ihrem Kreis als ständige Erinnerung verbleiben wird.

Nur Gründe zwingendster, persönlicher Natur können mich abhalten, von Ihrem Vorschlag, Ihrem P. P. Korps ganz anzugehören, abzusehen.

Was ich gestern Abend noch gesprochen haben sollte, bitte ich — als im Zustande der Trunkenheit geäußert — vergessen zu wollen.

In aufrechter Hochachtung

Hans Werner.

Er adressierte. Als der fertige Brief vor ihm lag, wußte er, daß er am Nachmittag mit dem Vater den Studienplan für das erste Semester regeln, daß er dieses erste Semester exakt arbeiten würde, und daß er, ohne nach rechts und links zu schauen, nur Student der juristischen Fakultät sein wollte!

# 7

Hans Werner hatte das erste Semester im Rücken. Er hatte den Plan durchgeführt und war die ganze Zeit über nüchterner und fleißiger Student gewesen; nicht mehr und nicht weniger.

Um sechs Uhr ließ er sich täglich wecken. Eine Stunde wurde der Vorbereitung zum Kolleg gewidmet. Frühstück — dann Kolleg bis Mittag. Mahlzeit mit Gesprächen über juristische Themen, an denen der Vater Freude hatte. Ein kurzer Schlaf — Bad; dann wieder Kolleg bis zum Abend. Abends war er mit dem Vater hier und da angeln gewesen.

Eine Tätigkeit — pflegte Herr Alexander Werner zu begründen —, wie für uns Juristen eigens gefunden! Ruhe und Geduld! Zwei Forderungen, die das Wesen unseres Berufes ausmachen.

Mit Mutter Anna war keine neue Auseinandersetzung erfolgt. Sie sah ihren Sohn straff in der Zucht seines Programms. Er sagte kein Wort zu ihr, und sie fand keinen Grund noch Anlaß, sich ihm von neuem zu nähern. Sie wunderte sich seines Fleißes und bewunderte die Energie, mit der er täglich seiner Pflicht

nachkam. Er schien ihr seit der Entlassung vom Gymnasium wie ausgetauscht.

Wo war ihr revolutionärer, lauter Hans geblieben? Vielleicht war eben doch dies alles von ihm abgefallen, und Vater hatte diesmal recht gehabt. Ihr sollte es lieb sein.

Immer wieder — wenn sie gelegentlich über Hans nachdachte — wunderte sie sich nur, daß Hans nicht aktiver Student geworden war, denn, daß er mit einemmal so absolut brav geworden sei, konnte sie noch nicht glauben.

Alexander Werner dagegen atmete förmlich Wohlbehagen aus. Auch ihn hatte anfänglich die Entschiedenheit, mit der Hans jeden Gedanken noch an eine Verbindung ablehnte, erschreckt; als aber Hans dann seine Ansicht kurz auseinandergesetzt hatte und gesagt, daß er für derlei Kindereien und Zeitverlust als moderner Mensch mit einem Gewissen der Zeit gegenüber nichts übrig haben könne, fand er, daß diese Auskunft Hand und Fuß hatte und mehr Charakter als Sinn für ungesunde Eigenbrödelei verriet.

Frau Anna, für die die Stunden immer noch etwas Verschwiegenes und Märchenhaftes an sich hatten, war über diese kaufmännische Ökonomie der Zeit gegenüber bei ihrem Jungen fast verletzt. Mit einer eingehenderen Frage aber ihren Zweifel laut werden

zu lassen, dazu fand sie nicht den Mut und die Sicherheit.

Hans bekam keine Post, ging abends nie mehr aus, und in seiner Stube trieben sich weder Romane noch Bücher anderen als rein juristischen Charakters herum. Es mußte denn doch seine Richtigkeit haben, und ihr Hans hatte seinen Beruf in sich entdeckt. Sie war mit dem Befund nicht recht glücklich, ja sie fühlte, wie in gleichem Grade sich ihr Hans innerlich entfremdete, mit dem er seinem Vater wahlverwandter wurde.

Alle Sehnsucht, von der sie leise glaubte, daß sie lebendig und fruchtbar in ihrem Sohne aufblühen würde, war nun auf so nüchterne und scheinbar klanglose Weise verschüttet und für immer ihrer inneren Welt verloren.

Sie hatte gehofft und nach der Aussprache mit Hans nur bestärkt und erneut erwartet, daß für sie nun eine neue Art Frühling erwacht sei, daß sie ihre Kleinigkeiten, die ihr das Herz abdrückten: ihre Gedanken über den Tod und das Leben, ihre Freude über die Mitmenschen gemeinsam mit Hans vielleicht auf Spaziergängen hinaustragen könnte in die Natur.

Sie hatte recht wie ein eingefangener Vogel in ihrer Mietswohnung gehangen und von Tag zu Tag

nach dem Wetter Ausschau gehalten voll versteckter Hoffnung, daß einmal Hans zu ihr sagen würde:

„Mutter, wie wäre es, wir könnten einmal ein Stück Weg unter die Füße nehmen. Es tut uns beiden wohl, und wir können uns wieder einmal von Grund auf ausplaudern. Das ist uns nötig, findest du nicht auch?"

Sie wäre dann so beglückt gewesen; heimlich hatte sie, die sonst ohne Eitelkeit war, sich ein leichtes Sommerkleid geschneidert, das ihr gut stand, sie jugendlich erscheinen ließ, und in dem sie sich — wenn sie sich allein wußte und vor dem Spiegel förmlich andächtig besah — wie eine jener reifen Bräute vorkam, die lebenslang auf ihren Verlobten warten...

Es war Sonntag. Gestern war das letzte Kolleg geschlossen, und Hans stand vor einer Ferienfrist von zehn Wochen. Die Hände auf dem Rücken, schlenderte er die Wege des Albertparkes entlang, die wie mutwillig hingeworfene, braune Bänder im Grün der Anlagen ungezählte plaudernde und müßig Schreitende führten.

Vom Palmengarten herüber wehten seltsam auseinandergepflückte Melodien, deren letzte Stimmung wie verstreute Blüten von achtlosen Schritten auf dem knirschenden Kies zertreten wurde.

Hans besann sich — ganz eingesponnen in seine Betrachtung — auf sich selbst.

Er hatte sein Wort — zu arbeiten, ohne nach rechts und links zu schauen — ehrlich gehalten. Er wußte, daß ein Semester ein armer Anfang ist und nicht mehr. Aber er wußte jetzt auch ganz gewiß, je mehr ihm gerade die Augen dafür aufgegangen waren für das ungeheure Feld dieses Berufes, daß er für ihn nicht geschaffen war. — Was nützen alle Energien, mit denen man sich in den Dienst seiner Pflicht stellt, wenn außerhalb dieser Bezirke die eigene Stimme ruft?

Er fühlte — und wie er sich freudig klar wurde — nur mit größerer Spannung, daß für ihn das Leben eine andere Aufgabe hatte.

Walter Rart stand vor ihm. Bei aller Achtung vor dessen Zucht, dieses Entsagen ging über seine Kraft. Er erkannte, daß sein Temperament ihn hinaustrug aus dessen Enge, und wenn er verrecken sollte, lieber Zigeuner am Waldrande, als breiter Titel in einem Ehrenamte.

Er sah die feisten Herren, die abends die runden Stammtische umlagerten, die für alle Ereignisse Schlagworte und für alles eine öffentliche Meinung wußten; darüber hinaus trug ihn sein Leben; wohin?

Er hatte gelernt und er wußte heute bereits, daß

damit viel gewonnen war: nur in einer Tätigkeit läßt sich das Leben erfassen. Man kann erst ablehnen oder erkennen, wenn man sich an eben der Sache betätigte, über die man spricht und der man mit Gedanken nachgeht. Er hatte sich mit strengster Gewissenhaftigkeit in die Kollegs gesetzt.

Da waren vor ein Auditorium von ein paar hundert Bleichgesichtern — er verstand jetzt, die Sprache der Indianer zu schätzen — Männer getreten mit einem ungeheuren Wissen, das sie nun aufgeregt an den Mann zu bringen gedachten. Die ersten Stunden hatte er es wichtig genommen und war schreibend dem Faden, der den einstündigen Vortrag zusammenhielt, nachgefolgt, bis er sich ein Werk des betreffenden Professors eines Tages von der Universitätsbibliothek auslieh und so erkennen mußte, daß der Vortrag nur eine verwässerte Auflage des im Druck viel knapper und übersichtlicher gestalteten Werkes war. Er machte die Probe aufs Exempel und erprobte an sich, daß er das Pensum einer Woche auf diese Weise bequem an einem Vormittag zu Hause erledigen konnte. So wurden für ihn die Kollegs breite Stunden, eine Art Repetition, und außerdem pflegte er sich in ihnen zu erholen dadurch, daß er Beobachtungen machte. Zum Beispiel notierte er sich, wie oft die hysterische Studentin vor ihm — deren

spitze Schultern wie verkappte Schmetterlingsflügel durch einen verwaschenen Voilestoff stießen — wöchentlich die Wäsche wechselte und wieviel Hemden sie hatte. Da er auch den Wäschewechsel bei seinen Kommilitonen verfolgte, bekam er bald eine Art Statistik in die Hand, die ihn über den Seifenverbrauch des Auditoriums aufklärte.

Am lustigsten erschienen ihm die Widersprüche, mit denen die einzelnen Professoren einander bekämpften. Die von außen so gepriesene — freie und objektive — Wissenschaft zerfiel bald im Prisma dieser aufgeregten Gelehrten in Parteipolitik und vor allem in eitel Eitelkeit!

Wie konnte dieser kleine, lebhafte Privatdozent von Hartwig spitz werden, wenn er an der Hand seiner Methode seinem ordentlichen Professor, ganz sachlich natürlich und angeblich unpersönlich, bewiesen hatte, daß nur Altersschwäche zu einer Interpretation und Auffassung der und der Paragraphen in diesem Sinne gelangen könne. Jeder vernünftig denkende Mensch, einfach jeder gesunde Menschenverstand, der nicht in einem bureaukratischen Korsett von Vorurteilen oder einer siebzigjährigen Arterienverkalkung stecke, müsse mit ihm der Ansicht sein, daß...

Wenn dann ein paar Studenten, die wegen irgendeiner Examennot auch etwas gegen den Vertreter der

ordentlichen Professur hatten, begeistert trampelten, wie geschmeichelt und äußerlich doch wie erschrocken und ohne klares Verständnis der Ovation gegenüber dieser engbrüstige Schelm sich dann bedanken konnte!

Anderseits wie nervös stand der Außerordentliche die Tage nach des Königs Geburtstag hinter seinem Pult, wie zerfahren zerrieb seine knochige Hand ein armes Stück weißer Schlemmkreide, mit der er die Entwicklung irgendeines Rechtsbegriffs graphisch darzustellen gewohnt war, weil der Hausorden, den er für sein fundamentales Werk über die Geschichte des Naturrechts an diesem Tag erwartete, der eingebrochenen Brust des greisen Kirchenrechtlers neuen Glanz verlieh.

Wie erhaben und von der Höhe endlicher Reife aus schließlich belächelte dann der Ordentliche den Sturmschritt der Herren Privatdozenten, mit dem sie meinten, die endgültige Wahrheit erobern zu müssen.

„Ich weiß, daß ich nichts weiß!" pflegte er zu sagen, in einem Ton, der keinen Widerspruch duldete und voraussetzte, daß man wußte, daß er alles wisse. Er kritisierte überhaupt nicht die Bemühungen seiner Fakultät hinter sich; es war ihm gewiß, daß sie mit steigenden Jahren seinem Standpunkt zualtern mußte, er belächelte nur von der Endgültigkeit seines Lehrstuhles aus die Gegensätze im Lager des Auslandes.

„Es gibt in der heutigen Welt nur zwei Rechtswissende,“ sagte er, „der andere ist in Heidelberg vor nunmehr siebzehn Jahren gestorben!“

Sah er auf einer Reihe das Lächeln eines unerfahrenen, jungen Semesters, so wurde das Lächeln noch nach Jahren in der Prüfung wiedererkannt und mit Fragen vergolten, die den betreffenden Kandidaten zumindest zu einer politischeren Menschenkenntnis verhalfen.

Angeekelt hatte dieser Mann Hans aber erst, als eines Tages der König bei einem Besuche der Stadt die Vorlesung besuchte. Wie war die freie Wissenschaft in ihrem Vertreter in sich zusammengesunken vor der formalen Überlegenheit dieser zufälligen Geburt.

Hans achtete der Worte: Gebe dem Kaiser, was des Kaisers ist — aber war es nötig, daß solch eine Person durch ihr Greisenalter, dem Ehrgeiz bereits entrückt, durch die Werke seines Kopfes berühmt, sich vergaß zu solcher krummen und förmlich verzagten Demut?

So stand es um die menschlichen Begegnungen, die ihm die Fakultät bot, und die er ungeschminkt, so wie er sie wahrnahm, buchte.

Die Wissenschaft selbst verlor sich an Haarspaltereien, spezialisierte sich vom Hundertsten ins Tau-

sendste, baute Wabe an Wabe und dachte nicht daran, diese mit köstlichem, lebendigem Honig zu füllen.

Immer wieder wurde betont, die Wissenschaft sei Selbstzweck. Wie sich ihre Professoren dazu stellten, bewies im allgemeinen ihre Karriere, der sie mit dem häßlichen Ellenbogen des Neides und der Feindschaft nachjagten. Wenn aber im besonderen hier und da einer um der Sache willen schaffte, blieb es nicht eben doch im Grunde die nur anders gefärbte Befriedigung eines persönlichen Selbstzwecks; eines Selbstzweckes, der sich im Dienste dieser Tätigkeit genug tat?

Hans Werner kam über diese Stellungnahme nicht hinaus. Alle Themen, wenn sie sich befreiten vom Druck rein materieller Belastung, wenn sie begannen, sich auf ihr Wesen zu besinnen und auf ihren philosophischen Ursprung zurückgeführt waren, mußten von einer Persönlichkeit vergewaltigt werden, um sich als Anschauung Geltung und Wirkung zu verschaffen.

Nur im rein Stofflichen, in der Niederung der exakten Kleinarbeit, in den Übungen der Seminare galten Fleiß, Ausdauer, Konsequenz; dann, wenn es darauf ankam, Resultate zu verknüpfen, wenn es galt, das Gewebe als Ganzes zu übersehen, setzten sofort Faktoren ein, die weit hinaus über das gewohnte Format von Honorarprofessoren wiesen und vor das Fo-

rum eines eigensinnigen und herrischen Schöpfers drängten.

Für den Straßenbau war sich Hans Werner zu gut und als Schöpfer fühlte er sich nicht berufen.

Wie er nun heute unter den plaudernden Menschen in den lichten Sommersonntag hineinschritt, ordnete er eigentlich nur alle die Gedanken, mit denen er sich die Zeit über nicht zu beschäftigen getraut hatte, um nicht zu bald fahnenflüchtig werden zu müssen.

Als einziges Buch, das abseits von seinem Studium ihn bedrängt hatte, war eine kleine Ausgabe von Novalis nicht aus seiner Jackentasche gekommen.

Wie ein heimliches Gift hatte er in freien Stunden diese Weltanschauung auf sich wirken lassen. Das tiefe Verzücktsein dieses zwischen der Wissenschaft und der Philosophie schwebenden Geistes war ihm wie eine Erlösung, wie eine junge Religion gewesen.

Immer wieder hatte er über juristischen Büchern das Gesicht dieses fanatischen Fühlens und Denkens verloren, heute aber stand es ihm gegenüber und rief ihn stark an.

Hans Werners Hand faßte fest nach dem in braunem Leder gebundenen Werk, er mußte lächeln; ging es nicht seiner Seele wie der des Saulus, der, unterwegs überfallen von seiner Bestimmung, zum Paulus wurde?

Heimlich und nur geduckt hatte die Sehnsucht in ihm gezehrt, in diese Welt sich einzuarbeiten. Dort lag Arbeit, die nicht in die Fläche, die in die Tiefe führte; und deren Tiefe — so fühlte er gewiß — sollte in ihm ihrem Meister begegnen.

Der äußere Plan war rasch gefaßt. Morgen noch würde er dem Vater eröffnen, daß er zwei Semester in München studieren möchte, teils um die Ablenkung einer neuen Atmosphäre, teils um die Anregung neuer Professoren zu haben. Sein Vater, der ihn sicher und fest wußte, würde ihm diese Zeit gern bewilligen; ob er Mutter die Wahrheit bekennen sollte, würde sich finden. Sicher hatte er so freie Zeit gewonnen und unabhängig von täglichen Rügen konnte er ungestört für sich arbeiten.

Die nächsten Wochen würde er hier noch darauf verwenden, sich tüchtig in die Anfangsgründe der Germanistik einzuleben, um dort nicht ganz als homo novus auftreten zu müssen. Hans Werner — wie er so das nächste Programm festgefügt wußte — war außerordentlich glücklich. Immer neue Möglichkeiten stürzten auf ihn ein und boten in lockenden Farben vielfältige Wege.

Aber alle sah er in der Sonne liegen und in Sonne hineinführen, so wurde ihm der Weg, den er schritt, zur guten Vorbedeutung.

Seine Augen tauchten aus ihrem Versunkensein auf und liefen wieder übermütig und erneut über die Anlagen hin.

Gespräche flatterten an ihm vorüber. Und alle Worte hatten, wie die Kleider der Menschen, ein helles und frisches Aussehen. Immer gingen zwei zu zwei, als ob eine große Schule einen unaufhörlichen Ausflug mache. Dicht bei dicht schritten die Paare, und ob sie nun alt oder jung waren, in ihren Gesichtern lag eine Glückseligkeit, die nicht nur von der Sonne herkam, in die hinein sie einander führten . . .

Viele Frauen schritten schwer und ihre Hüften hingen in den Gelenken, als ob sie eine Geburt trügen. Die Männer neben solchen Frauen stützten ihre Gefährtinnen zärtlich und achteten des Weges, als ob sie Blinde am Arm hätten, und wenn sie sprachen, war ihre Rede voll schöner Nachsicht. Alte Paare schienen hingegen so eins, daß man fühlte, wie sie mit den Jahren bis auf die Gewohnheiten der Glieder verwachsen waren. Sie lehnten beide sanft gegeneinander, und man wußte, daß, wenn der eine erlöschen sollte, der andere hier ohne Heimat war. Sie trugen dunkle Kleider, und die weißen Haare waren gepflegt und verrieten die viele Zeit, die diese müden Leutchen für dergleichen Dinge übrig hatten.

Wieder andere Paare schoben gemeinsam einen

Kinderwagen vor sich her, an den sich wohlmöglich noch eine Kette bunter Kinder hing, die des langen Wegs und vielen Spielens überdrüssig, mit hängendem Munde gezogen wurde, um zu Hause in den Betten bald mit lauter grüner Welt und goldner Herrlichkeit vor den Augen in einen neuen Tag hineinzuschlafen.

Die Eltern hatten einen Gang, der alles schnell erzählte, was ihr Leben füllte. Man sah den Mann jeden Morgen nach der Post, der Bahn, der Bank hetzen. Dort schrieb er den langen Tag über, während seine Frau in der Küche und mit den Kindern ihre liebe Not hatte.

Dann aber kamen die Paare, die dem Sonntag erst sein rechtes Gepräge gaben. Die vielen, vielen jungen Liebespaare. Ihr Gang war Zärtlichkeit, ihre Worte flüsterten sich von Gesicht zu Gesicht, und die Hände noch konnten nicht voneinander lassen. Die Mädel waren weiß gekleidet, ihre Schritte raschelten in lauter frisch gestärkter Wäsche, und ihre Füße standen in kleinen, zierlichen Schuhen. Die Hüften tänzelten auf den Schenkeln prall und sehnig, und man wußte, daß sie, wenn erst am Abend ein verlangender Arm an ihnen lehnte, sie nur sehnsüchtig nachgeben konnten und sich willig lagern würden.

Die Männer, ob sie nun Arbeiter waren oder Stu-

denten, Prokuristen oder Soldaten, hatten heiße Gesichter, und in den Augen nistete schon die Sinnlichkeit, die bei dem ersten Alleinsein über den Mund, die Brüste und den geschlossenen Leib der Liebsten herfiel.

Über die Wege her lief auf Hans der Geruch warmer Leiber zu, der trockene Atem Verzückter flocht sich um die Gruppen von Bäumen, die den Weg umdrängten. Er ging dieser schwülen Vorstellung nur zu gern nach und fühlte, wie ihn diese Bilder tief zurück zu den ersten Begegnungen seines Blutes führten. Drei Mädel kamen mit verschränkten Armen an ihm vorüber. Sie sangen zweistimmig ein Liedel für sich hin. Sein Blick zog die Augen aller drei auf sich. Das Trällern stockte. Die Augen waren groß, rund und unberührt. Die Mittelste war schmal, und eine braune Locke fiel ihr mutwillig in das längliche Gesicht, spielte über eine Stirn, die im Schatten eines zitternden Florentiner Hutes weiß, steil und ohne heimliche Gedanken erschien. Rechts und links von ihr gingen zwei Freundinnen, die Schwestern waren; denn ihre Art war einander verwandt, und ihre Kleider, gleich blau, schlossen sich um gleiche Figuren. Stahlblau faßten sie duftiges Weiß in die Mitte.

Die drei Mädel lachten gleichzeitig in die neugierigen Augen des Hans Werner, und Hans Werner grüßte zurück mit der erschrockenen Freude, mit der

einer nach dem Hut greift, den man aus einem nachdenklichen Alleinsein riß.

Die Mädels waren vorüber, verweht wie eine Wolke, verklungen wie ein Volkslied. Hans Werner kannte das Gefühl schon längst, und es war ihm vertraut, dieses melancholische Gefühl, einen schönen Augenblick besessen zu haben, der unwiderruflich und unwiderbringlich zerging. Der an sich nichts bedeutete, in der Erinnerung aber wuchs und sich verdichtete zu einem schwebenden Rhythmus, zu einem scheuen und verlorenen Reim.

Als er einmal zu seiner Großmutter fuhr, er trug die erste lange Hose, war in sein Kupee ein Mädel gestiegen. Auf irgendeiner Station, der er sich später nie wieder entsinnen konnte. Das Mädel war rot geworden, als sie sich gleichzeitig einander in die Augen sahen. Hans auch. Beide hatten mechanisch nach einem Buche gegriffen. Sie waren über eine Stunde allein in dem Abteil gewesen, ohne daß Hans den Mut fand, ihr ein Wort zu geben.

Er hatte sich später ganze Nächte noch darüber geärgert, daß er damals nicht gesagt hatte: „Sie fahren gewiß auch in die Ferien?" oder „Na, Sie freuen sich gewiß auch, endlich wieder aus der Schule heraus auf das Land zu können?" oder so ähnlich. Nur etwas sagen hätte er müssen.

Aber daran litt er überhaupt, immer zu spät kamen ihm die glatten Worte, die sich als Brücke zu einem ersehnten Menschen boten.

Damals waren sie dann beide an der gleichen Station ausgestiegen. Und wieder in seiner übergroßen Verwirrung war er als Erster aus dem Zug gestiegen, ohne sich anzubieten, ihr behilflich zu sein. Sie hatte eine große, schwere Mappe in der Hand und einen großen Karton dazu. Die Großmutter hatte den alten Wilhelm geschickt gehabt mit dem blinden Schimmel und der Braunen, die trächtig war und so für die Feldarbeit gerade nichts taugte. Staat war mit dem Fuhrwerk nicht zu machen. Auf sein Gegenüber hatte ein Landauer gewartet. Er fragte Wilhelm.

Das sei das Geschirr vom Rittergut in Dießen. Dießen lag zwei Stunden vom Gut seiner Großmutter. — Aber er ist diese Ferien täglich hinübergelaufen und hat von der Straße aus in den Hof geschaut. Und wenn er ein Lachen hörte oder ein kurzes Kleid durch einen breiten Zaun flüchtig huschen sah, so wußte er sich seiner Geliebten dicht.

Damals hatte er dieses Gefühl zum erstenmal erlebt. Dieses Gefühl, das alles Blut gegen die Schläfen stemmte, die Kehle dörrte, die Hände heiß oder jäh kalt werden ließ und in den Magen einen öden Druck brachte.

Einmal war er ihr auf der Straße begegnet. Sie kam ihm entgegen im Schattenschutze grober und gebeugter Obstbäume, die sich über die graue Chaussee weg die Hände gaben. Es war ihm, als ob er in der Kirche sei und sich aus dem Rahmen des Altars eine Heilige löse.

Die Augen zitterten im Schleier der Erregung, er zog seine Mütze und sagte mit einer Stimme, die in der Kehle würgte: „Guten Tag, Fräulein Anne-Marie!" So hatte er es sich einstudiert seit jenem Tage. Den Namen hatte er durch die Großmutter erfahren.

Sie hatte den Kopf geneigt — ganz behutsam — und ihm scheu erwidert im Weiter- und Vorüberschreiten „Guten Tag, Herr Hans!" Ihre Stimme war leise und vorsichtig, als ob sie um dieses Geständnis bange. Keines von beiden hatte sich getraut, umzuschauen; so hatten sie die dummen Füße einander vorübergetragen.

Hans war ihr nicht wieder begegnet. Er war verzweifelt über seine törichte Hilflosigkeit gewesen, alles hatte ihm nichts geholfen, die Ferien gingen vorüber. Und dann im Getriebe der Schule war aus seinen Träumen allmählich die Anne-Marie, die sonst jede Nacht in irgendeiner Verkleidung, mit irgendeinem sanften und zärtlichen Worte auf ihn zukam, fortgeblieben.

Zum andernmal war die Liebe über ihn in der Tanzstunde gekommen. Sie hieß Ilse. Und hatte im Wesen das Silbrige ihres Namens. Er hatte gern mit ihr getanzt und war mit ihr von seinen Kameraden bereits geneckt worden, als er selbst noch ohne Willen war.

Einmal aber, als er sie aus einem Konzert nach Hause begleitete, und sie unter einem Schirm gemeinsam im Regen und der fahlen Dämmerung des späten Abends schritten, gab es die Musik, die in ihm nachklang, daß sein Gefühl wach wurde und er ihren Arm fester an sich schmiegte. Während sie es wortlos duldete, wunderte er sich selbst darüber, wie das Gefühl, das er seit jenen Ferien nicht wieder erlebte, sich seiner von neuem bemächtigte und einen Strom zuckender Freude über ihn hin ausschüttete. Mit seinen Freunden in eine Welt reformatorischer Pläne versponnen, hatte er für die Bummel, die andere Klassenbrüder an schulfreien Nachmittagen zur Stadt und zu galanten Beziehungen führten, keinen Sinn gehabt. — Er und seine Freunde hatten Ausflüge gemacht, sich in einer Dorfschenke gütlich getan und unterwegs Räuber und Soldaten gespielt und über Schopenhauer und Nietzsche gesprochen, als ob sie Conpennäler wären. Später hatten Kneipen und ernstlichere Privatstudien alle freie Zeit in Beschlag gelegt.

Jetzt also hatte Hans wieder die Glut zurückfluten gefühlt, die so seltsam beunruhigt und nicht wußte, wohin sie sich verströmen sollte.

Er hatte dann die Hand der Ilse gesucht, sie war ihm gewährt worden; bis er, selbst überwältigt von seinem jähen Entschluß, sich zu ihrem Gesicht hinübergebeugt hatte und wortlos die sanfte Wölbung ihrer schmalen Lippen spürte, die seinem Kusse ohne Regung wie erstarrt in der Erregung einer unwissenden Hingabe begegnete. Die Tränen waren ihm in die Augen gesprungen, und sie waren nebeneinander hingeschritten, schneller und schneller, wie verfolgt von dem Schreck, der in ihrem Blut jagte . . .

Es waren dann aufregende Wochen gefolgt. Fast jeden Tag suchten und fanden sie eine Begegnung und immer hungriger wurden sie mit der Zeit nacheinander. Hans Werner besann sich. Wie hätte er diesem gestauten Gefühle, das noch jetzt beim Sichbesinnen in ihm stand, Ausdruck verleihen können?

Er hatte damals zum ersten Male die Antike gesehen. Ohne geile Freude hatte er auf dieses nackte Pathos schauen können. Er verstand es, dieses die Arme nach dem Himmel werfen müssen! Und eben dieser griechische Gestus, zu dem ihn sein Gefühl führte, befreite ihn wieder von der Sinnlichkeit, mit der sich stetig fester und trotziger Ilse an ihn förmlich saugte.

In diesem heimlich Aneinandergepreßtsein, in diesem raschelnden Atem, bei dem die Augen übergingen, lag nicht die freie, männliche Erlösung, der er, in kühler Klarheit plastisch gestaltet, dort begegnete. Die sich nur steigernde, rein körperliche Sinnlichkeit seiner Freundin erschreckte ihn. Darum ging es ihm nicht. Oft war ihm die schweigsame Hand und ihr wortloses nebeneinander Herschreiten seligstes Erleben. Mit dem Körper wußte er noch nichts anzufangen.

Sie gestand ihm, daß sie schon Gymnasiasten geküßt habe. Da sei nichts dabei.

So kam es, daß es ihn nicht traf, als eines Tages ihr Bruder ihm Grüße überbrachte und ihm sagte, seine Schwester sei nach einem Sanatorium unterwegs wegen eines Lungenspitzenkatarrhs.

Er entsann sich, daß sie an kühleren Abenden seltsam geröchelt hatte, wenn ihr Husten kurz und trocken aufschrie.

Dann hörte er noch, daß sie ein Verhältnis mit einem Studenten gehabt habe.

Er schrieb daraufhin an sie. Ihre Antwort hatte ihm damals wie ihr Husten geklungen. Sie schrieb, daß er zu spröde sei, Menschen müßten, wollten sie mitnehmen, was sie erreichen könnten, jede Stunde nützen, denn der Körper sei ein Eigensinn. Der ihre zumindest, — dessen feste Brust er vielleicht noch ein

schmales Stück in der Erinnerung habe, fange an, einzugehen und sich in seine Knochen zurückzuziehen. Hier seien alles Menschen, die ihr Leben nur in Haut und Knochen dürftig gebunden hielten, es außerdem noch ständig in blaue Gläser spuckten. Das mit dem Studenten habe seine Richtigkeit. Schließlich habe man nicht nur dem Munde gegenüber seine Pflichten. Er solle fleißig lernen, damit er bald Student werde.

Hans Werner war bestürzt gewesen. Dieser Zynismus röchelte. Er war in Aufruhr gewesen und hatte ihr Briefe geschrieben voll Sehnsucht und verschwärmter Güte. Sie hatte wochenlang nicht reagiert. Dann war eine Karte gekommen, auf der sie photographiert war, wie sie in Davos auf einem Maultier ritt. „Alter Freund! Du solltest Student werden — nicht Seelsorger! Dein praktisches Gewissen!" — Sonst nichts. Er hatte das Briefschreiben eingestellt, und der Rausch seiner Kameradschaft, der nur wilder und brausender wurde, nahm ihn wieder ganz gefangen. Das waren die Begebnisse, an denen sich sein Erinnern erschöpfte.

Noch immer schritten Menschen ihm entgegen und vor ihm her. Nur gab es das Licht der sinkenden Sonne, daß sie wie schwebend waren — leicht und hell. Das Rot des erlöschenden Tages schien die Körper und Glieder zu entkleiden und ließ bestimmt ihre

Bewegungen hervortreten, um sie im Leuchten der schrägen und flimmernden Strahlen gleichzeitig unendlich festlich zu entrücken.

Hans Werner sah in den Abend, der selbst wie eine Fülle jungfräulichen, rosenroten Fleisches im Westen lagerte.

Eine Gruppe von Bäumen, unter denen auf Bänken weißgekleidete Liebesleute saßen, stöhnte wie wolllüstig auf unter den Händen einer Luft, die sich dehnend und die Brust des Himmels weitend erhob, um sich der kühleren Dämmerung entgegen zu schwingen.

Das Konzert aus der Ferne wuchs auf, und silberne Klänge brachten für Hans die Vorstellung eines weißen, kalten Marmorblockes getragen, aus dem heraus sich ein Jüngling schlug, der ihm glich und ihn grüßte.

Der Schauer seines geliebten Griechenland umfing ihn, und er wußte, daß ihn dieser Abend fester fand als jener, an dem sich alles zu lüsterner Lockung des Fleisches verzehrte.

Er freute sich darüber. Sah er doch, daß er, obgleich er an entgegengesetzter Seite gearbeitet, nicht ohne Nutzen für seinen inneren Menschen geblieben war.

Er beschloß zur Stunde noch, den Dr. Schwert aufzusuchen, der ihm nicht nur als Lehrer liebgeworden und seither verloren gegangen war.

Verloren gegangen — nicht wie irgendeine gleichgültige Sache, die man aus dem Auge, aus dem Sinn verliert, sondern wie ein köstliches Ding, von dem man innerlich bestimmt glaubt, daß es sich einmal wiederfinden muß, weil der Verlust zu schmerzhaft bliebe.

## 8

Dr. Schwert stand am Ende der Vierzig. Er hatte Schauspieler werden wollen, aber seine Figur hatte ihn von diesem Berufe abgehalten. Über die Beine pflegte er mit Grabbe vorbeugend zu sagen: Zerreißen Sie mir mit meinen türkischen Säbeln nicht das Herz! Sein großer Kopf ruhte auf asthmatischer, gebeugter Brust, und seine Arme waren im Verhältnis zu den anderen Gliedern viel zu lang und obendrein hingen sie plump an den schrägen Schultern. Sein Gesicht versteckte ein rötlicher Bart, der an den Haarenden und an den Schläfen, dort, wo er sich mit dem Haupthaar begegnete, in das Weiße hinüberspielte. Das Gesicht selbst wurde von den Augen beherrscht, in deren ununterbrochenem, lebendigstem Spiel sich die Krankheit aussprach, an der Dr. Schwert litt.

Sein Vater lebte im Irrenhaus, und er selbst hatte schon einige Jahre in einer Heilanstalt verbringen müssen, um seine tollen und verfolgten Nerven vor jedem Reiz der Umwelt zu wahren. Sein Mund, dessen kluge und gespannte Energien, im Schnurrbart verdeckt, nur beim Sprechen deutlich wurden, beherbergte ein Organ, dessen Metall die Schulstube mit Trompetenstärke zu füllen pflegte und selbst im Stu-

dierzimmer jede vertrautere Stimmung zu zerschneiden drohte.

Über die Stirn hin folgten einander dicht erregte Wellen von Falten, die eine Flucht sich drängender und nicht zur Ruhe kommender Gedanken erraten ließen.

Dr. Schwert pflegte immer zu sitzen, und wenn er ging, mußte ein Vertrauter ihn ständig begleiten, damit er nicht — gehetzt von seinen Vorstellungen, die immer hinter ihm her ihre ekelhaften Fänge schlugen — sich an sinnloses Jagen verlöre. Er hatte die Schwester, die ihn in der Anstalt pflegte, zur Frau genommen, und ihre Gemeinschaft war im Grunde nur die Sorge um seine geistige Gesundheit.

Zu seiner Nervenüberreizung hatten sich noch Nieren- und Gallensteine eingestellt, die in schmerzhaften Anfällen ständig gegen seine arbeitenden Energien ankämpften und seine Gesichtsfarbe mit dem tückischen Gelb dieses Leidens zeichneten.

Als Lehrer war er der einzige gewesen, der seinen Schülern nicht nur Vokabeln und Stilistik, bestenfalls Geschichte bot; er belebte seine Stunden und beseelte Platon und Homer so, daß oft die Jungen wie geblendet in den Eröffnungen saßen, die vom Katheder her unaufdringlich und bedächtig, aber nur um so zwingender kamen. Hans Werner hatte ihn zwei

Jahre zum Lehrer im Griechischen gehabt, dann war Herr Dr. Schwert vom Lehramt zurückgetreten, wohl nicht, ohne dazu von seinem Arzt beraten zu sein; denn an sich hing er mit ganzem Herzen an der Jugend, die er seiner klassischen Welt zuzuführen liebte.

Er sah hinter dem störrischen Jungsein und seinem steifnackigen Eigensinn die spröde Haltung der Antike selbst; mit doppelter Hingabe nur mühte er sich gerade um Jungen, die des Lehrers am wenigsten zu bedürfen schienen. So war er auch bald auf Hans Werner gestoßen, dessen Trägheit er mehr als Widerwillen gegen den Zwang der Schule als für Natur erkannte, und dessen radikale, auflehnende und jähe Art ihm Zeichen einer eigenen Veranlagung bedeutete.

Hans, anfänglich wie in allen Fächern schlecht vorbereitet, gewann bald Freude an den reichen Stunden dieses Lehrers, und es dauerte nicht lange, war er einer der Besten in der Lektüre Homers und Platons. Dr. Schwert wiederum machte wegen dieses an sich erstaunlichen Fleißes kein großes Gerede, sondern setzte bei Hans fast von Stunde zu Stunde gediegeneres Können voraus — nicht ohne innerlich sich von dieser versteckten Ovation eines Schülers beschenkt zu fühlen.

Hinter dem Rat des Arztes hatte übrigens die Sorge des Lehrerkollegiums gestanden, und die Mei-

nung, daß dieser Schwert in seinem verlorenen Idealismus wohl selbst grundgescheit und gediegen sei, aber die Schüler verlottern lasse, das heißt vom Wesentlichen des Unterrichtes, nämlich der Syntax und überhaupt der grammatikalischen Feinarbeit und Zucht entführe in die Ideologien der antiken, geistigen Welt. Das humanistische Gymnasium war aber als eine Stätte des Lernens gedacht und nicht geeignet, an Leute seines Schlages kostbare Zeit zu verlieren.

Kurz und gut, man atmete auf, als Dr. Schwert sich verabschiedete, und der Rektor hatte die Klasse für das nächste Jahr einem als streng und sachlich bekannten Professor anvertraut, der mit bewährten philologischen Finessen bald das Stück griechischen Himmel wieder verdeckt hatte, in das sie unter Schwerts Leitung geschaut.

Dr. Schwert war ein Mensch, den die Sehnsucht nach menschlicher Freiheit und das Gebundensein an seine ständige Krankheit nur stetig stärker zu einem absoluten Idealismus hatte verhärten können. Alles in diesem abseitigen und vielleicht äußerlich einsam erscheinenden Manne war Glaube. Ein gütiger Glaube an versunkene Zeiten und ihre Ideen, ein gütiges Verstehen und Eingehen auf die Gegenwart und ihre Wahrheit und ein gütiges und festes Wissen um die Hoffnungen der zukünftigen Generation.

So hatte er in der kurzen Zeit, während der er lehrte, sofort unter den Schülern einen literarischen Verein gegründet, und ohne äußerliche Aufmachungen hatte er die Abende bald so fest gefügt, daß er den Kreis seiner Getreuen von der Lektüre mit verteilten Rollen zu einer ersten Aufführung leiten konnte und auf diese Weise die Dichter unmittelbarst Fleisch und Blut werden ließ.

Hans Werner war die letzten Jahre selten zu Dr. Schwert gekommen; die Schule und die Freundschaft nahmen seine Zeit in Anspruch. Nur gelegentlich und erst auf eine Karte hin hatte er ihn aufgesucht, und sie hatten dann gemeinsame Nachmittage und Abende verlebt, die Hans nie ohne Bereicherung und eine Art von Beglückung entließen.

Dieses Mannes also, fühlte Hans, bedurfte er wieder. Und wie ihn der Gedanke traf, so führte er ihn aus. Eine gute Viertelstunde Weges, und Frau Dr. Schwert, eine zierliche und lautlose Person, deren Bewegungen und flüsternde Sprache noch den frühe-ren Beruf verrieten, ließ ihn ablegen und versicherte Hans, wie sehr sich ihr Mann freuen würde, daß end-lich einmal wieder einer von seinen Jungen sich sehen ließe.

Diese beiden Menschen hatten sich mit gleicher Hin-gabe den Schülern gewidmet, da ihre Ehe ohne Kin-

der sein mußte und ihre freundliche Natur nun sich nur zu gern an junge Leute verausgabte.

Dr. Schwert saß, und er hatte immer so gesessen, so oft Hans ihn zu besuchen kam, an dem weitausladenden Schreibtisch; vornübergebeugt mit gesenktem Kopf, wie um besser zu hören. Jetzt zeigte er sein Gesicht. Eine ganze Freude strahlte Hans entgegen.

„Ich hörte jemand Fremdes und sorgte mich schon! Da erkannte ich Ihre Stimme. Aber ich wagte nicht zu glauben! Denn wie ich hörte, sind Sie ja nicht ohne Verbitterung von der Schule weggegangen, Herr Werner!"

Er schloß mit diesem „Herr Werner" seine ersten Worte ab, die er wie kleine Belanglosigkeiten, die aber doch erwähnt sein wollten, von sich warf. Seine Hand umschloß die Lehne eines bequemen Sessels. Ein Bündel Licht lag auf ihrer Blässe und ließ ihre Magerkeit durchsichtig erscheinen. Blonde, harte Haare blitzten auf dem Handrücken auf und verrieten den Schweiß, der aus ihr brechen mochte, wenn der Schmerz wütender Anfälle sie krampfte. Deutliche, fast runde Adern schlugen erregt über die Schatten einzelner Gelenke.

Hans bat, daß man ihn hier weiter Hans nennen möge. Beide willigten herzlich ein, dann sagte Frau Doktor, daß sie das Abendbrot richten möchte, daß

12*

Hans — der bei seinem Überfall an diese Aufdringlichkeit überhaupt nicht gedacht hatte — bleiben müsse und schloß die Tür hinter sich. Hans Werner saß, das Licht von der rechten Seite, seinem ehemaligen Lehrer gegenüber. Dr. Schwert sah ihn lange an, mit Augen, die immer, wie durch das Gegenüber hinaus, im Leeren erst ihr Bild zu erfassen schienen.

„Sie sind Jurist geworden, lieber Hans?" nahm er schließlich das Fragen auf, mit einem Unterton, der für Hansens Empfinden vorsichtigen Zweifel aufkommen ließ.

„Ich bin mir heute klar geworden, daß ich lieber Strolch als Amtsrichter werde!" erwiderte bestimmt Hans.

Diesem Dr. Schwert gegenüber ging er ganz aus sich heraus. Er fühlte sich in dessen Nähe gesichert gegen Überfälle von kritischer Überlegenheit oder pädagogischer Befangenheit. Anderseits wußte er sich auch von ihm durchschaut, weil er ihm gern tiefe Menschenkenntnis zuerkannte. Er brauchte somit nicht, wie Altersgenossen gegenüber, mit fertigen Entschlüssen und endgültigen Entscheidungen Eindruck zu machen. Einen Eindruck, den er bei seinen Freunden fast immer suchte, und der ihn dann wieder über seine eigene Absicht hinaus festlegte und gelegentlich in seiner Bewegungsfreiheit bindend begegnet war.

Dr. Schwert lächelte. Ein Lächeln, das so von einem Verständnis verklärt war, daß jedes Gereiztwerden an ihm zerging. Er unterstrich dieses ganz in sich selbst zusammengerollte Frohwerden und sagte:

„Ich lächele! Und ich tue es, weil ich zu hören glaubte, als Sie läuteten, daß Sie dieses dachten, was Sie eben sagten, so seltsam sensibel werden wir Patienten, die wir, an einen Platz gebunden, das Leben nur indirekt auffangen und beobachten können. — Es ist unnötig, daß ich sage, ich habe mir über Sie und Ihre Zukunft meine Gedanken gemacht. Nun stimmte die Wahl Ihres Berufes so gar nicht mit dem überein, was ich mir gedacht hätte, das aus Ihnen würde. — Ich war, sagen wir, ungläubig — dann ernüchtert, als ich bestimmt hörte, Sie würden Jurist. Ich hatte bewußt mit Ihnen nie über die Berufswahl gesprochen, ich hatte es mir aufbewahrt für die Zeit nach der Matur. Doch da versetzten Sie mich! Nun ja! Hatten Sie mich nicht nötig. — An dem Klingeln heute erkannte ich sofort Sie, und da Sie zu mir kamen, wußte ich auch, daß meine anfängliche Diagnose recht bekommen würde.

Wenn man einen Menschen meines Schlages aufsucht, stimmt etwas nicht. Man besinnt sich des Uhrmachers, wenn die Feder nicht mehr will, wie sie soll. — Ich müßte meinen Sokrates nicht Tag und Nacht

um mich haben! So aber hat seine Hebammenkunst denn doch ein Stück Farbe gelassen, und ich sehe mich gezwungen, mich immer wieder ein Stück hineinzumengen in das Schicksal, das jemand drauf und dran ist, für sich zu gestalten...“

Er hatte bedächtig gesprochen, ohne seine Augen von dem Kopf des Hermes zu lösen, der als marmorner Schmuck den Tisch abschloß.

„Eben dieses Schicksal sein wollen — ich kenne Sie, Herr Doktor, hielt mich von Ihnen zurück.“

Hans sprach schnell mit dem erregten Blinzeln, das uns befällt, wenn wir Dinge aussprechen, die wir gewohnt sind, in uns allein auseinanderzusetzen. — „Ich bin der Ansicht, jeder ist sich selbst der Nächste und viele Köche verderben den Brei.“

„Jeder ist sich selbst der Nächste. Und wenn dieser Jeder dann krank ist, ist nicht doch der Arzt der Nächste? Dieser ganz fremde Mann mit den mystischen Rezepten? Mein lieber Hans, ich kenne das Gefühl zu gut, das Sie fernhielt von mir und fernhalten mußte. Wir sind alle Menschen. Und Mensch sein, heißt eben doch eitel sein. Ich meine eitel auf sich sein; und das andere eitel sein — meine ich auch! Aber man muß sich selbst erst überwinden, ehe man sich soweit sicher hat, daß man sich einem anderen anvertrauen mag.

Ich weiß es, und nicht nur aus den Büchern meiner Alten, wie hart es einem angeht, dieses: Sich-selbst-finden. In der Zeit, als Ihre Freunde sich aus der Welt stahlen — vielleicht dulden Sie heute schon dies Wort, das ein wenig Urteil auf sich nimmt —, in der Zeit, als Sie mein Schüler waren, begann es bereits, dieses jüngste Gefühl, das ohne jede Einstellung auf eigenes Vermögen einfach die ganze Welt, wie sie sich darbietet, an sich reißt und mit großer Gebärde mit diesem so einfachen, runden Phänomen spielt.

Ich weiß, ich weiß es, lieber Hans! Dieses Spiel ist nicht ohne Tiefe, nicht ohne Ernst. Ich habe ja selbst mit Ihnen erleben müssen, wie tiefernst es Ihre Kameraden genommen haben. Aber an sich als Wahrheit bleibt mein Satz, daß diese Art der Weltbetrachtung Spiel ist. Spiel gegenüber der Tat, die ihr folgen muß, soll das Ganze nicht in ein gedankenloses und philisterhaftes Leben zusammenbrechen. Diese Tat? —"

Dr. Schwert sah zum ersten Male auf und Hans voll in das Gesicht. Seine Augen waren schwer und prüften Hans.

„Sie sind dieses halbe Jahr" — fuhr er fort — „nicht ohne Arbeit gewesen! Sie sind dieser Tat auf den Leib gerückt. Sie wissen vielleicht schon, was ich meine."

Hans verneinte und sagte:

„Ich fühle, daß Sie sagen werden, wie sehr die Arbeit die Grenzen gibt, von deren Bezirken das eigene Leben und damit auch die Ausblicke und Anschauungen bestimmt sein werden.“

„Sie sagen es!“ — so Dr. Schwert. — „Die großen metaphysischen Probleme rollen sich zusammen, und das Auge sieht sich gezwungen, sich mit den Tatsachen der Wirklichkeit auseinanderzusetzen. Die Art, in der diese Auseinandersetzung erfolgt, bestimmt den Charakter, den schließlichen Wert des Menschen und seines Lebensgehaltes.

Die meisten erleben diese Selbstbestimmung, die eines Tages grausame Abrechnung hält in uns, mit uns und gegen uns, überhaupt nicht. Sie stellen den großen Komplex derer, die im Glück leben; denn selbst, wenn das, was wir gemeinhin als Unglück betrachten, sich ihnen anhängt, so bleibt es eine äußere Erscheinung, die eben doch eines Tages wieder von ihnen lassen muß und das Leben wieder für den Genuß freigegeben wird.

Andere erleben den Rausch, das große Spiel des Gefühles — und dann —, wenn der Tag der Bestimmung ruft, sind sie kleingläubig und verzweifelt. Sie stehen ernüchtert und finden die Brücke nicht, die aus den Gärten des Jungseins hinüberführt über den

breiten Strom des Alltags zur Freude eines wahrhaftigen Lebens!

Ich spreche jetzt so allgemein hin und Sie können sich, was Ihnen geeignet scheint, merken; wir werden uns bald zu uns beiden zurückfinden. — Ich sagte: die Wahrheit! Ich sagte: die Wirklichkeit! — Und ich sagte: ein wahrhaftiges Leben! Kurz, ich nannte die drei Dinge, die unser Dasein metaphysisch umstehen, und ich nannte sie zunächst, ohne die Musik aufklingen zu lassen, die hinter ihrer äußerlichen Form lockt."

Im Dunkel des Zimmers war jetzt nur noch die Stimme des Dr. Schwert hell geblieben, und ihre Sätze klangen wie Ruf ohne die Biegungen und Brechungen eines weichen Organs.

„Die Wirklichkeit scheint das Wort, dem wir am ehesten ohne Scheu näherzutreten glauben. Und doch ist es das Wort, das wir schmerzhaft erleben. Erleben aber erst, wenn wir der Wahrheit von Gesicht zu Gesicht begegnet sind. Mir ist das Bild der Bibel unauslöschlicher Besitz. Dieses Bild, in dem Jehova Moses als feuriger Busch erscheint. — Das Wort ist die Wahrheit, und die Wahrheit — ist Gott. Und der Mensch ist das Wort und wird so geschleudert, von feurigem Busch zu feurigem Busch!

Die Wahrheit ist Sehnsucht; denn wenn sie zur

Erfüllung reift, dann wird sie Wirklichkeit! Und diese Wirklichkeit ist das Gesetz, in dem wir leben müssen. Ob wir wollen oder nicht — wir sind das Leben! Und wer nicht eines hundertfältigen Todes starb, der lebte nie, denn das Gesetz ist eine unendliche Kette von Bedingungen, Forderungen, Bestimmungen und Abhängigkeiten, durch die wir, wie von einem gewaltigen Herzen gestoßen — jagen —, um in unendlichen Wanderungen uns selbst immer wieder schließlich zu begegnen.

Wie lange wurde ich, ehe ich der von heute bin, und wenn ich mich besinne, bin ich jetzt neben Ihnen und Ihrem Recht schon wieder ein anderer, als der ich war, wie ich begann. In diesem Chaos von unübersehbaren Lebensgebilden, wie sie sich uns in der Natur als scheinbar stumme Wesenheiten, in der Kultur als historische Menschenwerte, in den Büchern als erstarrte Begriffe bieten, in diesem Chaos sind wir eingeboren und suchen uns auf einen Anfang zu besinnen, um von ihm aus uns in der Entwicklung hinzustaffeln zur Tatsache und Endgültigkeit des jetzigen Zustandes, der sogenannten Gegenwart.

Das tragische: Πάντα ρεῖ stellt sich uns entgegen. Und der Suchende — fände er sich selbst zur Stunde und Stelle der Anfänge der Gebilde zurück, er würde nichts finden, was ihn erlösen könnte. Es gibt keine

Erlösung, die sich finden läßt. — Alle Erlösungen warten in uns! — Es ist rührend zu sehen, wie die Jahrhunderte, ehe sie sich zu einer neuen Geistigkeit bekannten, sich in der Vergangenheit zu sichern suchten. Alle Bewegungen des geistigen Geschehens strebten danach, sich in der Antike zu begründen. Und es gelingt ihnen! Πάντα ῥεῖ Und sie sehen im Spiegel des Stromes immer ihr eigenes Gesicht.

Sie fühlen, Hans, wie ich Sie führe durch die spiegelnden Gänge, in denen Sie selbst — ich weiß es — voller Spannungen und Erwartungen schritten. Wie es kommt, daß ich Ihnen heute wieder einmal all diese seltsamen Wege des inneren Gesichtes zeige? — weil ich meine, daß wir am Ende doch zu einer Klärung in irgendeinem Sinne gelangen. Und ich meine jetzt, das wahrhaftige Leben, wenn ich fortfahre, alle Selbstbesinnung muß zu ihm hinströmen. Alles, was sich vor dieser Erkenntnis staut, ist ungesund. Gesund sein aber ist die erste Forderung jedes Fortschrittes; denn aus der Krankheit heraus wächst nur die Stimmung! Wächst frühes Verzagtsein, frühes Reifen, zu frühes Absterben! Sie lächeln jetzt und denken: mens sana in corpore sano! Es hat einer leicht, Gesundes zu fordern, wenn er gesund ist! — Sehen Sie mich, lieber Hans, wie ich bin! Im schmalen Kerker meines Stuhles. Dies ist meine Welt! Die Welt meines

Körpers. So müßte meine Seele leiden und voll Trauer sein. Dem ist aber nicht so, weil ich an mir gearbeitet habe; und jetzt schließt sich der Ring, der uns zwingt. Sie und mich, und uns beide, wie alle Welt! Meine Seele ist stark geblieben und gesund, weil sie schaffte und wirkte. Wirklichkeit wurde und so Wahrheit ist für mich. So aber bekenne ich mich zu dem wahrhaftigen Leben. Es ist herb und hart, schmal in die Grenzen des Körpers und des Geistes eingestellt, es ist Sehnsucht und Verzicht, vor allem aber ist es Güte gegen andere, weil man gütig wird, wenn man am eigenen Leibe die Schmerzen dieser Welt durchlebte.

So habe ich Ihnen heute meine Zelle eröffnet. Sie sehen mich jetzt, wie ich wurde. Bestimmt durch Kranksein, bestimmt durch Sehnsucht, bestimmt durch das klägliche und göttliche Menschsein!"

Hans Werner blieb still. Dr. Schwerts Augen hingen an dem Hermes, der mit klarem, steinernem, zeitlosem Gesicht seinem Bedenken begegnete.

„Weswegen" — so fragte schließlich Hans unkenntlich aus dem Dunkel heraus — „suchen wir die Antike? Finden sie schön? Sind beglückt von ihren zerbrochenen Gestalten und atmen auf in den Dialogen ihrer Weisen?"

„Ich weiß, weswegen Sie fragen!" meinte Dr.

Schwert jetzt. „Sie fragen, um einer eigenen Antwort aus dem Wege zu gehen. Ich weiß es, spreche und werde Ihnen diese Antwort am Ende doch nicht erlassen."

Er schien, sich in sich selbst verloren zu haben und schien das Folgende tief aus dem Schacht seiner seelischen Gesichte zu fördern und die Bilder und Eindrücke wiederum erst mit einem nach innen gewendeten Auge zu überprüfen, als er aufnahm:

„Sie ist fromm — ohne moralisch zu werden! Sie ist sinnlich, ohne unsittlich zu sein; sie ist klar ohne Nüchternheit, und sie erkennt ohne Schulweisheiten! Ihr Werk ist Ausgleich von Verstand und Gefühl. Die Form und der Gehalt, die Natur und die Metaphysik sind als Gestalten zur gehämmerten Einheit eingegangen. Sehnsucht fand Erfüllung, und diese griechische Erlösung trägt wiederum Sehnsucht nach: Gemeinde! Und ihr Ruf mußte Echo finden bis in unsere heutigen, nordischen Tage, weil wenige Rufer nur sind! Die Bibel? — sie kam vom Volk und geht zu Volk, sie ist demokratisch und hat Erde und Himmel voneinander gelöst, um das gute Beispiel zu statuieren, den guten Hirten von jenseits. Die Antike ist aristokratisch, und so konnte sie Einheit sein; sie verzichtet auf Hinweis und Versprechen, sie beseelt die

Erde selbst zur Gottheit und spannt den Himmel in des Menschen Brust.

Der Mensch wird zur Wahrheit und die Wahrheit zur Schönheit und das Leben und Sterben wird unsterblicher Hymnus.

Zorn, List und Rache, Lüge und Haß werden heldisch und die Tränen noch himmlische Wollust. Das Sittliche bleibt im Sinnlichen gebunden. Die Tugend ist Mut.

Die Gesundheit ist das Ideal. An ihr arbeitet die Gemeinde, der Staat und die Person an sich. Das Gesunde ist schön, das Schöne ist wahr, das Wahre ist der Mensch. Die Einfachheit dieser Betrachtung wird sich restlos und als Erlebnis nur wenigen unter uns erschließen, sie birgt Grausamkeiten für uns in sich, die wir gelernt haben — von der Bibel her —, sozial zu empfinden. Unser Gefühl hat sich geteilt; es ist nicht mehr eine einfache und persönliche Einheit, deren Erlösung von der persönlichen Wahrheit abhängt, sondern in uns sind die Stimmen der Brüder gleichzeitig lebendig, und ihr Recht will in unserem Bezirk noch berechtigt sein. So sind wir seelisch der schlichten Erlösung jener himmlischen Irdischen, jener selbstfrohen Götter entrückt; und ihre Welt hat nur die Sehnsucht in uns hinterlassen nach ihrer natürlichen

Harmonie. Was ihnen Natur war, wurde uns — blaue Blume!"

Wieder herrschte Schweigen, in dessen verhaltenem Atem die Worte aufglühten zur erschauten Begegnung. Beide verknüpften die Gedanken mit Menschen, Schicksalen, Erlebtem. Kulturen, Ideen, Heroen und Personen sprangen auf, und ihr Zug überspann das Dunkel des Raumes mit wehender Erscheinung.

So begegnete sich Hans Werner selbst. Er beugte sich über sein Gesicht, wie um sich selbst näher zu sein, und seine linke Hand stützte sich zwischen Schläfe und Auge fest an, wie um durch den Druck alles Äußere abzustellen und sich ganz der Schau seiner inneren Welt geben zu können.

„Vielleicht liebte ich deswegen die Statuen der Antike, weil dieses abgeschlossene Unbekümmertsein mich rief. Wir Freunde suchten mit allem Pathos diese Befreiung, und wenn wir uns recht besahen, erkannten wir, daß unsere Sehnsucht schon in uns selbst zersplitterte. Das Gefühl wußte jedem Ziel mit einem Zweifel zu erwidern. Immer wieder zerfiel ein Glaube aus seiner Einheit in Teile anderer Möglichkeiten, neuer Wendungen. Jeder Begriff, der sich uns bot, ließ sich wenden und deuten nach Belieben. Jedes Erleben wurde Zufall, und jeder Zufall wiederum Schicksal. Und jedes Schicksal — Zote;

und jede Zote — Heimweh! Was haben wir diskutiert: Schopenhauer und Platon, Goethe und Nietzsche auf den Knien — wir wußten, alle diese Ideen sind leer, wenn sie nicht Leben erfüllt. Und Leben war Zukunft. Sagten es aber uns nicht immer Kerle, die um ihre Zukunft genarrt wurden, eben weil sie nie berufen waren zum Leben? Rieten uns nicht schmalbrüstige Menschen diesen geklärten Rat, deren Ruhe Gabe der Geburt meinetwegen, sicher nicht schließlicher Fund bedeutete?

Schrien nicht Byron, Hölderlin, Novalis auf, und alle die Jünglinge vom Hellas und nannten uns Brüder? — Die Verwirrung war groß!

Sie sind im Recht gewesen, als sie von der Wahrheit sprachen, die sich in der Wirklichkeit auf ihr geschmälertes Leben besinnt. Mit der Freiheit, die das Examen mit sich brachte, entwölkte sich das große Rätsel. Und ich besann mich auf den Beruf! Ich ließ mich führen von dem Beispiel und dem Wunsch des Vaters; auch die eigene Unentschiedenheit mag mitgewirkt haben, daß ich bis heute Jurist blieb. — Jetzt bin ich wieder am Anfang — da haben Sie die Antwort, auf die Sie aus waren!"

„Sie kamen zu mir, um diesen Anfang festzulegen. Um sich selbst durch eine Aussprache fester in die

Hand zu bekommen. Sie haben durch diese Art des Vorgehens viel gewonnen, denn Sie erkannten, daß der Dialog, der wirkliche Dialog fördert.

Ihnen ist ein Stück der platonischen Methodik in Fleisch und Blut übergegangen, oder glauben Sie nicht, daß Platon bewußt den Dialog wählte, um sich die Offenbarung einer Wahrheit zu ertrotzen? Es geht um die Sache! Und man tut klug, den Weg einzuschlagen, der zum Ziel führt, selbst wenn es ein Stück Scham kostet! Dies nebenbei und nur, damit nichts verwischt sei — was Voraussetzung ist: Ehrlichkeit! — Sie sahen das Nüchterne, die Arbeit als Stückwerk. Und was Sie brauchen, ist Schwung, Aufschwung. — Die Pflicht als Fest! Was sich dazu sagen läßt, liegt ausgesprochen hinter uns. Vor uns die reale Aufgabe, die direkte Stellungnahme! Wie dachten Sie es sich?"

„Ich wollte nach München gehen und Germanistik hören."

Dr. Schwert lächelte wieder sein schwebendes Lächeln, und seine Worte waren zerbrechliche Bachstelzen, als er sagte:

„Jurist — Germanist — ich glaube, das bleibt das gleiche. Tatsachen hier, und Tatsachen da. Die Ideen weit und tief hinter den Anfängen."

Hans hörte die Ironie heraus, die hinter dem

Worte „Anfang", ohne verletzen zu wollen, aufklang. Er ließ sie gelten.

„Der Anfang bestimmt zum mindesten die Erkenntnis, die von sich weiß, ob es lohnt — weit und tief in der Geschichte die Ideen zu erarbeiten, oder ob die Ideen noch zu Geschichte einwelken — als endlicher Besitz!"

„Sie sind dem Kerne nahe. Wo Ihre Bestimmung ist, bleibt für jeden anderen Mutmaßung. Sie selbst müssen entscheiden. Ich glaube, daß Ihre neue Wahl Ihrer Art — soweit ich Sie erkannte — liegt. — Sie werden Werke der Kunst und Persönlichkeiten, deren Leben Werk wurde, einfangen und sie zu objektiven Erscheinungen und Tatsachen des Geisteslebens umzuwerten bekommen. Eine schöne Aufgabe! Sicher ist, daß, wenn sie Ihnen noch nicht Erlösung bedeutet, Sie Ihrer Bestimmung doch unendlich näher sind."

Frau Doktor trat ein.

Sie fragte, ob sie störe. Hans Werner hielt es anfänglich für seltsam, daß Dr. Schwert fast fröhlich und wie ganz ohne Erinnern an das eben Besprochene sie versicherte, daß sie beide auf ihren Ruf zum Abendbrot hungrig warteten.

Er gab sich aber bald, festlich gestimmt, der Freude an den vielen guten Dingen hin, die der Tisch des

Speisezimmers in einer bunten Flut von Platten und Schüsseln bot. — Hans langte sich zunächst von den goldgelben Sardinen zu, die unter brennroten, vereinzelten Radieschen in Öl zu schwimmen schienen. Er sagte, daß er dabei immer an einen blauen Himmel denken müsse, unter dem bronzebraune Beine durch klingende Dünung schwere Netze zögen. Dazu brach er die gerösteten Scheiben einer weißen Semmel, und diese brachten ihn auf die Weizenfelder, die so störrisch und steifnackig in die Sonne griffen, und an deren Rainen dicke Hummeln blühende Blumen und Gräser besuchten.

Dann belegte er sich breite Schnitte eines dunkleren Brotes mit kaltem Braten. Er wußte zu erzählen, wie ihn ein alter Onkel, der an der böhmischen Grenze Forstrat war, immer wieder damit genarrt habe, daß er am Tisch plötzlich sagte: „Seht bloß, gerade ziehen Enten..." „Wo?" hatte Hans dann immer wieder gefragt und geschaut, währenddessen hatte der alte Herr dann das mit Andacht belegte Brot verschnabuliert und trocken gemeint, daß jedenfalls die Enten am Verschwinden schuld hätten. Je mehr sich Hans über diesen abgetragenen Ulk geärgert habe, um so dankbarer nur sei jener erfreut gewesen.

Dr. Schwert trank einen unschädlichen Tee aus

einer geblümten Tasse, die einen Geruch aufsteigen ließ, der die Vorstellung von einem Waldrand mit sich brachte, an dessen Hochstämmen sich ein Geranke von verschlungenen Brombeeren, Himbeeren, jungen Lindenbüschen und wuchernden Erdbeeren anlehnt. Er ließ aber zur Feier des Tages eine Flasche Wein auf den Tisch stellen, den ihm sein Freund, ein Archäologe, aus Griechenland mitgebracht hatte, und dessen Schwärze in das Kristall förmlich bleiern zu fallen schien. Er rühmte die Blume, die er einsog, wie den Duft einer geliebten Blüte, und Frau Doktor und Hans stießen auf eine Reise nach dem Süden an, der ihnen täglich Sonne, lebendige Geschichte und süße Weine bringen solle.

Ein Wort gab das andere, und das Gespräch wurde lebhafter hin und her geworfen.

Es war sehr spät geworden, als sich Hans endlich auf den Aufbruch besann.

Dr. Schwert gab ihm die Hand, sah ihn auf seine eigene Weise fest an und sagte schließlich:

„Lassen Sie von sich hören. Zweifeln Sie an allem und verzweifeln Sie nie. Vielleicht macht es Ihnen eine kleine Freude, wenn ich sagen muß, daß ich auf Sie große Erwartungen setze. Ich hoffe von Ihnen, daß Sie in einen ganzen Menschen hineinwachsen und

reifen — das ist alles, was ich Ihnen mit auf den Weg geben kann!"

Früher schon hatte er rasch ein paar Visitenkarten mit Adressen beschrieben und sie Hans zur gelegentlichen Verwendung empfohlen.

Das Mädchen schloß hinter Hans geräuschvoll die Türe ab, und über die Straße hin trieb ein warmer Sommerwind ein Schattenspiel von Zweigen, deren dichte Blätter unter dem Licht gelber Gaslaternen rieselten.

Die Häuser gegenüber schauten mit verhängten und nur vereinzelt beleuchteten Fenstern nach dem Wetter aus, das über Nacht noch ein Gewitter herzutragen drohte. Die letzten Gäste des Sonntags schwätzten und kicherten sich die Straße entlang.

Das Erscheinen eines Schutzmannes dämpfte jäh ein Lied ab, das einem Schwarm fröhlicher Zecher entstieg, hinter dem die halboffene Tür eines Restaurants Grammophonmusik und den Lärm gedrängter Tischrunden über die Straßenkreuzung schwemmte.

Hans Werner war in seligster Stimmung. Die Worte des Dr. Schwert hatten ihm wohlgetan, sein Selbstbewußtsein, dem er nie recht traute, weil es fast wie ein verrückter Kompaß immer um die eigene Achse herumwirbelte, stellte sich, wie ihm schien, allmählich ein. Er war ruhiger geworden und hatte

doch im Grunde nichts von der alten, kopfscheuen Unruhe verloren. Der Wein tänzelte dazu in seinen Gedanken und Gliedern.

Vor ihm her schritt eine junge Dame, die sich gegen den Wind beugte, der jetzt heftiger vom Süden her blies, und deren Röcke auf Hans zuzulaufen schienen. Sie schlugen hemmend gegen das Knie und wehten wie widerwillig hinter ihrem Schritte her. Sie trug ihren Hut in der Hand, und ihr Haar glühte jedesmal auf, wenn sie in den Lichtkreis einer Laterne schritt. Es mußte lockig sein, hellblond und seidig. Ihre Fesseln spannten sich in festen Halbschuhen, und Hans hörte dem Rhythmus nach, der sicher und klar die Füße führte. Hans schritt schneller. Es war ihm plötzlich, als ob er die Schreitende kenne, als ob sie ihm schon oft an späten Abenden begegnet sei, und als ob er nur immer zu töricht gewesen wäre, sich ihr zu nähern. Jetzt war er neben ihr. Sie hatte sein rascheres Kommen verfolgt und schien seinen Blick zu fühlen, denn sie sah nur einen Augenblick über ihn hin, um dann wieder gleichgültig ihr Gesicht zu beugen und das Haar gegen den Wind zu lehnen.

Hans hatte ihr Gesicht nur diesen kurzen Augenblick gesehen. Aber es war ihm, als ob es in ihn hineinsänke, vertraut und ersehnt. — Er war sich nicht bewußt, was ihn so bestimmend traf. Die

Augen? Der Mund? Das Kinn? Das Haar? Der Schritt? Er war ihr voraus. Er verlangsamte sein Gehen. Sie war wieder neben ihm, und wieder begegneten sich ihre Gesichter. Der Augenblick wuchs, und ihre Augen grüßten fast einander schon, so waren sie voll von Lächeln und Vertrautsein.

Und wieder fehlte Hans das leichte Wort, das jetzt geworfen sein wollte. Er ärgerte sich über seine Albernheit und schritt schneller aus. Dann besann er sich, wie er es hätte klüger machen sollen, und sofort blieben seine Schritte zurück, und wieder war er neben diesem seltsam neuen Kameraden.

Hans ermannte sich endlich und sagte: „Ich habe mich redlich bemüht, Sie nicht zu belästigen... Aber nun hat es uns doch zum dritten Mal zusammengeweht..."

Sie blieb ohne Antwort. Sein Konzept kam in Unordnung; er hatte für das folgende Gespräch jetzt irgendein Wort von ihr vorausgesetzt. Aber sie blieb ohne Antwort, da sagte er weiter:

„Vielleicht ist es gut so, denn wir scheinen den gleichen Weg zu haben und vielleicht ist es auch gut, daß ich Sie anspreche, weil sonst doch sicher einer käme, der nicht auf das dritte Mal warten würde."

„Meinen Sie" — sagte sie, sah ihn von der Seite her an, lächelte mit Lippen, die zwei Reihen

schimmernder Zähne entblößten und blies dann wie mutwillig eine Locke aus dem Gesicht, die sich über die Stirne hatte herunterfallen lassen. Die Stimme erinnerte Hans an eine Kinderhand, die ein Bündel gepreßter Wiesenblumen umkrampft und zu schüchtern bleibt, um sie zu verschenken. Hans sagte:

„Jetzt müßte ich Sie eigentlich bitten, mir Ihren Arm zu geben. Denn sehen Sie, nun plaudern Sie ganz schön, und wer weiß, ob uns nicht schon der nächste Windstoß auseinandertreiben möchte.“

„Jetzt werden Sie schon so frech, wie der, der mich gleich beim ersten Mal angesprochen hätte,“ nickte das Fräulein.

„Meinen Sie?“ fragte Hans ganz harmlos und wiederholte ihre Sprache. Dann ging er dichter an sie heran, zog seinen Borsaglino und stellte sich im Gehen vor.

„Ich freue mich, Sie kennen zu lernen,“ sagte sie. „Ich sah Sie schon oft vor der Universität, wenn ich zum Geschäft fuhr.“ Hans wußte jetzt nicht, was er denken sollte. Er hatte ein Abenteuer gewollt, und nun, da er sich auf rechter Fährte wußte, schrak etwas in ihm auf. Er wollte nicht, daß sie ein Mädel war, das man anspricht, das jeder anspricht. Er war auf sie eifersüchtig, ehe sie ihm gehörte.

Und er fühlte in dieser Unruhe, daß das Abenteuer als neues Erleben in ihn einging.

Er drängte seine Hand an ihrer Hüfte vorüber, und ließ sie auf ihrem Unterarm ruhen. Sie duldete es und so schritten sie weiter.

Ihre Gesichter prüften jetzt einander, und Hans nahm immer wieder Einzelheiten in sich auf, die ihn entzückten. Sie hatte Augen, die blau waren, aber nicht verwässert, sondern fest wie ein Fetzen Himmel, in den man tief hineinschauen kann, ohne ein Ende zu finden.

Sie erzählte Hans, daß sie sich bei einer Freundin verplaudert, daß sie Modistin sei und sechs Geschwister habe. Hans fragte sie nach ihrem Namen und erfuhr, daß sie Grete hieß. Ob er sie Fräulein Grete nennen dürfe. Sie erlaubte es.

„Das nehme ich aber natürlich nur an, wenn Sie mich Hans nennen," fuhr er fort.

Sie lachte und sagte: „Den Namen mag ich gern! Und überhaupt — Hans und Grete — das paßt fein!"

„Sie werden Jurist?" — fragte sie dann wieder einmal.

„Wie kommen Sie darauf?"

„Die feinsten Herren, die langen, schmalen und eleganten studieren immer Jura, so heißt es."

„Jurist? — Nein, liebes Fräulein Grete, sondern Liebhaber.“

„Wieviel Prüfungen brauchen Sie da, um den Staatsdienst der Ehe antreten zu können? fuhr schlagfertig die Kleine im Fragen fort.

Hans sagte kurz: „Eine“ — Er ärgerte sich seines Gefühles, das über ihn kam, ihn verwirrte, sinnlos verwirrte und zum kleinen, dummen Jungen werden ließ. Er ärgerte sich, und doch stand hinter dem Ärger, wie hinter einer Wolkenwand, nur doppelt köstlich sein verliebtes Jungsein.

Vor einem Haus endlich, das am Ende der Südstraße von einem hohen, gußeisernen Gitter gehütet lag, blieb sie stehen und sagte: „Nun hätten Sie mich nach Hause begleitet.“

Sie waren die letzte Strecke wortlos gegangen, so, als ob beide gedacht hätten: Wie ist es doch schön, daß ihr euch traft. Aber wie soll das enden, was nun anfängt?

Hans wußte nicht, ob sie naiv sei oder durchtrieben. Er hatte auf ihren Schritt geachtet. Einmal, in einem französischen Roman las er, daß Frauen, die ihre Liebhaber zu wechseln pflegen, in den Knien gehen. Aber ihr Schritt war steil und frei. — Einmal hatte er gelesen, daß heiße Mädchen gern lange um sich werben lassen, weil sie die Bemühungen ihres Lieb=

habers locken. Sie war aber ohne Zieren und einfach beschenkt auf seine Bitte eingegangen. Ein anderes Mal wiederum hatte er gehört, daß Verhältnisse einen Ring tragen, den ihnen die Eifersucht des Freundes aufdrängte, um sie zu binden. Ihre Hand war ohne jeden Schmuck.

Hans Werner war hilflos in seinem Gefühl, das ihn zwang, dieses Mädel ernst zu nehmen. So sagte er:

„Ich weiß nicht, wieweit Ihre Abende frei sind. Aber wenn Sie für mich einen im Laufe der Woche frei halten oder machen könnten, ich wäre Ihnen sehr dankbar."

Er zwang sich zu einem Ton, der kühl und weltgewandt klingen sollte, aber in der Kehle preßte und erregt wurde und rechthaberisch.

Grete, die mit ihrem Schlüssel schon das Tor zu öffnen suchte, ließ ab und wendete sich ihm zu:

„Was denken Sie eigentlich von mir? — Halten Sie mich für ein Mädel, das anspricht wer will, und das mit jedem geht, der es anspricht?"

Hans hielt es für richtig, zu schweigen.

„Dann werde ich diese Woche alle Abende besetzt haben, gute Nacht!"

So ging es nicht weiter, Hans fragte, ob sie noch ein Stück Zeit habe. Nein, denn sie habe morgen

früh Dienst und es sei spät. Ihre Mutter würde sie sowieso schon genug schelten.

Daß die Mutter schelten würde, tat Hans wohl. Und es war ehrlich gesagt worden.

Sie schloß an der Tür und drohte zu gehen. Da nahm sich Hans den Mut und bekannte:

„Ich weiß nicht, wie es kommt und so seltsam jäh einfach da ist. Aber es will gesagt sein: Fräulein Grete, ich glaube, wir haben einander viel zu sagen, und ich glaube nicht von Ihnen, daß Sie eine sind, die jeder ansprechen darf. Und künftig möchte ich immer neben Ihnen am Abend sein, damit gar keiner Sie ansprechen kann."

Er war rot geworden. Sie sah ihn an.

Sie sagte: „Was weiß ich, was gescheit ist und recht."

Sie hielt ihm ihr Gesicht entgegen, und sie begegneten einander im Kuß.

Ihr Haar hatte seinen Hut hintüber zur Erde fallen lassen; er merkte es nicht. Sie gaben einander nicht einmal die Hand. So gebunden standen sie in ihrer Überwältigung, in ihrem kindlichen, ersten Einanderliebhaben.

Dann schloß sie plötzlich die Tür auf, warf sie hinter sich zu und sagte durch das Gitter, beide Hände an den Stäben und das Gesicht dagegen gepreßt:

„Lieber Herr Hans!“ Sie lachte fröhlich auf, als sein Gesicht ihren Mund einfangen wollte.

„Morgen abend, wenn Sie mögen, morgen um acht Uhr! Am Königsplatz! Und Ihren Hut dürfen Sie nicht am Boden liegen lassen, Hans, sonst haben die Nachbarn morgen gleich großes Gerede, und die Mutter glaubt nicht mehr an die Freundin!“

Sie sprang einen kurzen Gartenweg entlang nach der Haustür. Hans rief sie zurück, aber sie wendete sich nicht einmal, und das Dunkel der Tür nahm sie gefangen. Hans ging zum Wald. Er war aufgewühlt. Oh, sie war sauber! Sie mußte ganz sauber sein. Sie war so ganz anders wie die anderen. Sie war kein Verhältnis. Kein Mädel! Sie war ein liebes, liebes Menschenkind! Morgen abend würde er sie treffen. Wie sah sie denn eigentlich aus? Wie war ihr Schritt gewesen? Wie ihr Haar? Hatte sie ihn eigentlich auch geküßt oder nur er sie? Ob sie schon einen geliebt hatte? So sehr wie ihn? Ob sie ihn überhaupt liebte? Liebte er sie? Was hatten sie eigentlich miteinander gesprochen?

Also, er hatte gesagt: . . . Und dann hatte sie gefragt. Ja, richtig: Das war gut gewesen, das mit den Prüfungen. Sie war klug. Raffiniert? O nein!! Sie hatte das Wort „Mutter“ so ausgesprochen, wie es nur ein unberührter Mensch sagen konnte.

Hans Werner gab sich viele Fragen zu beantworten, und als er endlich auf sein Zimmer schlich, ganz vorsichtig, um die späte Stunde dem leisen Schlaf der Eltern nicht zu verraten und auf seinem Rock ein blondes, langes, seidiges Haar aufglühen sah, nahm er es in die Hand. Beglückt schlang er es zum Ring um seinen Goldfinger und schlief so ein . . .

# 9

Grete Faber war achtzehn Jahre alt. Ihr Vater war früh gestorben. Von den sechs Geschwistern war ein Bruder auf dem Seminar, der andere in einer Landesheilanstalt für Lungensüchtige. Ihre Schwestern besuchten die Volksschule. Grete war die älteste und gab ihr Geld, das sie wöchentlich von einem Putzgeschäft erhielt, pünktlich der Mutter. — Sie war bis jetzt wirklich jeden Abend vom Geschäft aus, Arm in Arm mit ihren Freundinnen, nach Hause gegangen; denn die Mutter hatte alle jungen Männer zu grausamen Teufeln gemacht, die in das Leben von Mädchen ihres Schlages Unglück bringen. War sie allein gewesen und fühlte sie, daß jemand sich ihr nähern wollte, hatte sie die Schritte verdoppelt. — Hans war ihr vor der Universität aufgefallen. Er war in dem Trubel allein geschritten und hatte hochmütig ausgesehen. Immer, wenn sie ihn wieder sah, war er allein gewesen, und sie hatte gefunden, daß er sich ausnehme wie ein Prinz unter fremdem Volke.

Als er nun neben ihr gegangen war, dann vor ihr und wieder neben ihr, als er sie schließlich angesprochen hatte, ihren Arm führte und sie küßte —

schien es ihr wie ein seltsames Wunder. Sie wußte noch nicht bestimmt, ob nicht alles nur ein Traum sei — als sie am Montag nach Geschäftsschluß dem Königsplatz zuschritt.

Hans wiederum hatte zu Mittag mit seinem Vater wegen des nächsten Semesters gesprochen. Es war gekommen, wie er voraussetzte. Sein Vater willigte gern ein, da er die Gründe, die Hans ihm sagte, für voll nahm. Mutter Anna hatte dabei gesessen mit einem Gesicht, das selbst nicht wußte, welche Stellung es zu der neuen Eröffnung zu nehmen habe. — Später, als sie allein waren, und Vater sein Viertelstündchen verschlief, kam sie wie nebenbei darauf zurück. Hans fühlte die Unruhe seiner Mutter, aber er hielt den Tag nicht für geeignet, da er, um sich auszusprechen und alles ehrlich zu begründen, zuviel Zeit gebraucht haben würde. Die gab er sich nicht, weil seine Gedanken heute das ganze Studium als Nebensache auffaßten und sich nur um die Erinnerung mühten, die ihnen der gestrige Abend schenkte.

So war er den Nachmittag über auf dem Diwan seines Zimmers gelegen. Die Knie hochgezogen und auf ihnen seinen Novalis aufgeschlagen. Aber er war nicht zum Lesen gekommen, weil immer zwischen den Worten des Druckes, wie zwischen einzelnen Feldern,

Wiesenstreifen aufgeblüht waren, über die hin süße Blüten schäumten.

Es war ihm, als ob es der Erinnerung an seine ersten zwei Begegnungen bedurft hätte, um die Freude über diese neue Liebe erst richtig erfassen zu können. All das Denken und Grübeln über den Beruf und das Leben waren wie unnütze Dinge geschwunden, und die ganze Brust füllte nur ein glückhaftes, lichtgewobenes Gefühl der Sehnsucht. Er hatte keine Sehnsucht, die sich in einzelnen Wünschen selbst begrenzte, es war in ihm von jener Sehnsucht, die uferlos ist und nur Himmel über sich trägt.

Am Abend dann hatte er sich zum ersten Male mit voller Eitelkeit und ganzem Selbstgefallen angezogen.

Auch in der Tanzstunde hatte er geachtet, daß seine Lackschuhe ohne Staub, seine Wäsche tadellos weiß und seine Hose steife Bügelfalten hatte. Aber es war immer eine Eitelkeit gewesen, die äußeren Bedürfnissen entsprang.

Heute genoß er seine Eitelkeit. Das Oberhemd, das er sich über den Kopf stürzte, erhielt in die Manschetten die goldenen Knöpfe mit den strahlenden Steinen, die ihm seine Mutter zur Konfirmation geschenkt hatte und die vom Ohrgehänge der Großmutter herkamen.

Das Haar wurde lang gebürstet, der Scheitel acht=

sam gezogen und dann die streng angelegte Frisur mit dem Kamm wieder aufgelockert.

Verschiedene Arten von Kragen wurden am Spiegel durchprobiert, bis er fand, daß sein längliches Gesicht am günstigsten zur Wirkung kam über einem Kragen mit weit zurückgeplätteten Ecken. Die Krawatte schließlich gewählt, die am meisten Rot im Gewebe hatte, ohne direkt rot zu sein, sondern zu dem Dunkelgrün der Strümpfe stand, deren Fuß braune Halbschuhe umschlossen.

Zu Walter Ratt, dem er auf der Treppe begegnete und der ihn besuchen kam, sagte er:

„Wird sich meine Mutter freuen, wenn du ihr den Abend schenkst, sie ist heute sowieso ganz allein. Ich bin leider verpflichtet!“

Er drückte ihm die Hand und eilte, die Elektrische noch zu erreichen, die gerade an seinem Hause vorüberfuhr. Er war gute 20 Minuten vor der Abmachung am Platz und genoß ungeschmälert diese Freude . . .

Sie fielen einander in die Augen, als sie aufeinander mit gestreckten Händen zukamen.

Dann beschlossen sie, eine Stunde zu rudern und darauf gemeinsam irgendwo zur Nacht zu essen. Grete trug ein weißes Kleid. Ein schlichtes, weißes Kleid, dessen derbe Spitze an den Schultern einen runden

Hals und am Rocksaum den Schritt der festen Wade deutlich schimmern ließ. Sie hatte heute einen kleinen, dunkelblauen Strohhut auf, der an den Kopf geflochten schien und so das Gesicht förmlich wie ein Tuch festgebunden hielt. Sie gab Hans ihren Arm — frei und von selbst. Hans fühlte, wie sie sich den ganzen Tag auf dieses Geschenk gefreut hatte. Sie sah ihn dazu an und lachte. Beide wußten nicht mehr, daß an ihnen die Straße ihr dichtes und gewöhnliches Leben vorüberspulte.

Als sie im leichten Ruderboot, das Hans mit kräftigen Schlägen führte und das, in ihren Korbsessel zurückgelehnt, Grete steuerte, den Windungen des Flusses nach aufwärts zu schweben schienen unter hängenden Buchen und weit ausgreifenden Eichen, war Hans so von dem Anblick seines Gegenübers gebunden, daß er nur stetig stärker seine Gefühle in die knirschenden Riemen warf.

Als sie aber zurückkehrten und das Boot, von der Strömung getragen, selbst glitt, faßte er ihre Hand und küßte sie wieder. Dann schwätzten sie über alles und nichts. Und als sie spät in der Nacht vor dem Gittertor standen, wußten beide, daß sie am folgenden Tage einander noch viel zu sagen hatten. So trafen sie sich täglich.

Hans sah eines Tages, daß der Termin, für den

er seine Abreise nach München angesetzt hatte, bedrohlich nahegerückt war.

Da ihre Küsse und Umarmungen immer wilder und bei aller Gewähr immer verlangender wurden, fühlte Hans mehr und mehr, daß er sich notwendigerweise einmal ernsthafter mit der Frage dieser Liebe auseinandersetzen müsse. Und da er es liebte, all diese Dinge, die ihn innerlich angingen, in Gesprächen mit jemandem aufleben zu lassen, ohne daß der Betreffende wußte, wieweit es sich um einen direkten Fall handelte, und das Gespräch somit rein theoretisch schien, suchte er eines Nachmittags Walter Ratt auf, dem er schon lange wieder einen Besuch schuldig war.

Walter Ratt bewohnte fast vor der Stadt in einer der letzten Mietskasernen, vier Etagen hoch, eine schmale, saubere Kammer. Eine Briefträgerswitwe, deren einziger Besitz ein Kanarienvogel und ihr ständiger Student geblieben waren, begrüßte Hans mit der Demut jener Leute, die neidlos sich gewöhnt haben, alle gute Post fremden Menschen in das Haus zu tragen.

Walter Ratt übersetzte im Johannesevangelium, das er zuschlug, als Hans ihm die Hand zum Gruße bot.

Er schlug es zu mit der Scham, mit der ein Mädel errötet, wenn man sie über das Bild eines Mannes

gebeugt trifft. So liebte er sein Neues Testament. Er war in Hemdärmeln und ohne Kragen.

„Das vierte Kapitel Johannis tut es mir an," sagte er, als Hans sich an den Tisch setzte und ihn gefragt hatte, was er treibe.

„Das ist die Stelle des Gespräches Jesu und der Samariterin," wußte Hans.

Walter sah auf. Er hatte nicht gedacht, daß sein Ferienfreund, den er für lustig hielt und ohne rechte Tiefe des Herzens, so einfach und klar Bescheid wußte. Walter Ratt glich Hans Werner gegenüber der Natur seiner Vermieterin. Er sah in Hans ein Stück frohes Leben, das er gerne aufsuchte wie einen hellen Nachmittag. Er mochte ihn als sauberen Menschen, mit dem eine Begegnung glückhaft ist.

„Das ist ein feiner Seelenfang, dieses da, was sich abspinnt zwischen Christus und der Samariterin."

Hier kniff Hans die Augen zu, wie um ein Ding ganz zu erfassen im abgeblendeten Lichte.

„Der das schrieb, hat die Sprüche gut gefügt. Christus sagt schließlich: Gott ist Geist, und die ihn anbeten, müssen ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten. Sagt das Weib darauf in ihrer Einfalt, daß sie die Verkündigung des Messias erwarte. Wahrlich, ich hätte ihr andere Rede geraten. Ich

hätte sie sagen lassen: wenn ich in der Wahrheit wahrhaftig anbete, bin ich nicht selbst Teil der Wahrheit? Bin ich nicht selbst der, von dem es heißt, daß er die Wahrheit sei, und brauche ich die Lehre, wenn ich Gottes bin? Brauche ich die überdachten Kirchen und die dunklen Pfaffen, wenn ich auf Bergen des Himmels teilhaftig sein kann?

Aber sie sagt, daß Christus kommen werde, sie sagt es ihm damals selbst ins Gesicht, wie sie es heute tausendfältig wieder und wieder hinplappert; das Sprüchlein vom Gott, der Geist ist, und der die Wahrheit ist. Sie läuft in die Kirche und bleibt das alte, dumme Weib ohne eigene Augen und eigene Gedanken. Die Jahrhunderte tragen das Musterbeispiel ihrer Gedankenlosigkeit mit sich herum und nennen es schön, weil sie ihre Dummheit immer schön finden."

Walter Ratt, der mit behutsamer Freude den Worten der Bibel nachging, war tief betroffen. Er hätte sich diesen Ton über sein Evangelium verbeten, wenn in dieser Stimme nicht eine Unruhe und ein Rechthabenmüssen geflackert hätte, das sein Herz ergriff und ihn stille ließ.

Als Hans ihn lange angesehen hatte, sagte er schließlich fast gegen den eigenen Willen:

„Man soll eine Chronik lesen, wie sie geschrieben

wurde, und man soll nicht sein eigenes Wünschen und Denken in die Gespräche der Leute drängen, die dort ihr Wesen treiben. Das Wort ist die Wahrheit! Und also ist es geschehen. Und es bleibt uns nichts zu tun, als zu glauben und immer von neuem der Samariterin gütig Rede zu stehen und um sie zu werben. Um sie zu werben — so wie sie ist. Man darf nicht nur lieben, was Stimmen in einem rufen und reden, man soll den anderen lieben, das ist die Lehre Jesu."

Hans Werner sah von Walter Ratt weg. Dieser war gebunden in seiner Welt, wie er in der eigenen. Dieses Fremde reizte ihn zu immer neuen Widersprüchen.

Und er lief wider Walter Ratt an wie wider einen Teil seines eigenen Gewissens und liebte ihn so, wie ein Stück seines eigenen Wesens.

Sie hatten sich schon ein paarmal gesprochen, aber immer war ihr Gespräch in Erinnerungen stehen geblieben oder auf sachliche Themen gestoßen. Heute gingen sie einander an um den persönlichsten Besitz. Walter Ratt entsann sich der ersten Begegnung und fand selbst, daß er Hans Werner unterschätzte. Heute hatte er sich zu hüten, daß er ihn ernster nahm, als er ihn nehmen durfte.

Hans Werner wiederum wußte von jenem Tage

her Walter Ratt gebunden und wollte ihn nicht an seiner Schwäche zwingen, das wäre ihm feig erschienen. Aber er wollte ihn auch nicht mehr schonen, als er um seiner selbst willen durfte.

Er wußte, daß Walter Ratt um das tägliche Brot schaffte und daß sein Bekenntnis zur Kirche einfach eine erzwungene Folge war aus den Bedingungen seines Lebens heraus. So mußte er diesen Glauben des Walter Ratt von Grund aus bezweifeln. Denn soll nicht das Wesen jeden Glaubens die Freiheit sein, die Freiheit der Wahl?

Und er stellte weiter die Forderung von einem ehrlich Suchenden, daß er allem Gebot zu Trotz, seiner Wahrheit zuliebe die Pflicht gegen alle Welt ließ, um sich die Freiheit seiner eigenen Welt zu erkämpfen.

Walter Ratt war nicht von Hans Werners schneller Art, er hämmerte sich behutsam vom großen Block der Wahrheit seinen Teil heraus. Aber dieser Teil wog schwer in seiner Hand, und er kannte seinen Wert. Hans Werner nahm ihre Disputation auf. — Ein hartnäckiger Regen kratzte gegen das Fenster und ließ es erblinden. So wurde das Licht des Zimmers wie welke Milch.

Hans Werner sagte: Kürzlich sprach ich mit einem, der von der Antike herkommt; so will ich heute mit

dir sprechen, der du vom Evangelium bist! Aber es geht hart um hart, ich sage es dir gleich, und ich gebe dich nicht frei, wenn du mir etwa den faulen passe partout: ‚Ich glaube!‘ anbieten solltest. Greifen wir den Kern auf. Wo ist die Einheit, von der aus du den Kreis der Dinge und des Lebens beschreitest?“

Walter Ratts Augen kauerten in überschatteten Höhlen. Er hörte diese herrische Stimme fordern und fügte sich ihr.

Er sagte: „In Gott!“

„Wer ist Gott?“

„Gott ist die Wahrheit!“

„Und die Wahrheit ist Gott! Daß ihr immer in diesem Worte mündet!“

„Weil es wahr ist!“

„Aber es befriedigt nicht!“

„Der Wahrheit geht es nicht um den Frieden!“

„Aber um die Gewißheit!“

„Gewißheit bringt nur der Glaube; denn er ist gütig und demütig!“

„Ich will aber nicht glauben! Ich will wissen! Ganz nüchtern wissen, wer Gott ist. — Wie ich weiß, daß zweimal zwei vier ist!“

„Weißt du das gewiß?“ fragte Walter Ratt.

Hans Werner sah, daß sie in Worten kämpften. Er sagte:

„Gut denn! Mein Glaube ist jedenfalls: Gott ist die Sehnsucht!“

„Ist Sehnsucht nicht die Wahrheit dieses Wortes?“

Walter Ratt stieß seine Hand über das Buch.

Grausam sagte Hans: „Ich meinte die Sehnsucht ohne eine Pfründe. Ich meinte die Sehnsucht, die ohne Heimat unterwegs ist. Nicht die Wahrheit, die Sonntags verpfundet wird wie Speck.“

Walter Ratt saß still. Er wußte, was er auch sagen würde, wäre dem andern Phrase geblieben, weil er an ihm, dem Pfarrerssohn, zweifelte. Er wußte, daß er die Sache nur verwirrt hätte, wenn er von seiner Überzeugung sprach. Hans fühlte sich schuldig und fuhr fort, als ob er die Gedanken des Walter Ratt zertreten wollte:

„Aber dann schweigt ihr. Sagt: Sie wissen nicht, was sie tun und steckt euch hinter das Mäntelchen, was euer gefälliger Gott nach dem Winde hing und Liebe nannte.“

Walter Ratt lächelte auf: „Weißt du, was Liebe ist?“

„Liebe? Mensch! Aus allen Poren meines Lebens schüttet sich dieses unendliche Gefühl! Ich bin die Liebe,“ bekannte Hans.

„Die Eigenliebe!“ faßte sich Walter Ratt kurz.

„Ja! Weil die Liebe — die du meinst — nur eine Summe dieses Gefühls sein kann."

„Weißt du das?"

„Das ist Forderung, wie — eure Nächstenliebe!"

Wieder fühlten sich beide in der Klammer ihrer Worte und sahen sich nicht näher kommen. Hans Werner sprang auf, und während er das Folgende sprach, lief er das Zimmer auf und ab.

„Einer ist jung. Verliebt. Ganz körperlich, — wenn du willst — verliebt! Eine ist jung! Und verliebt! Ganz körperlich — wenn du willst — verliebt! Er ist — meinetwegen — Student! Sie Ladnerin! Nun schlage die Brücke! Mit deiner Liebe!"

Walter Ratt erkannte die Prüfung. Er ließ sie gelten, weil seine Jugend in ihm selbst Antwort nötig hatte.

„Dieser Student wird seine Seele zu prüfen haben, denn das Körperliche ist nie ohne das andere! Man kann nicht so bequem voneinander lösen. Sondern muß wissen, daß immer das eine im anderen gebettet lebt. Wenn deine Seele recht hat, ist dein Körper gesund und tut gute Dinge und wirkt rechte Werke. Und umgekehrt. Dein Student also — zwingt ihn die Bestimmung — wird der Ladnerin sein Leben geben und sie ihm das ihrige, und es wird e i n Leben werden."

„Re vera aber“ — unterbrach Hans — „zeugen sie ein Kind —. Die Eltern des Studenten zahlen die wirtschaftlichen Schulden. Das Mädel heiratet einen Schutzmann und zeugt sieben Kinder mit ihm. Der Student studiert, wird Amtsrichter und verurteilt andere Studenteneltern zu Alimenten. Ist verheiratet und zeugt sieben Kinder mit der Tochter eines ehemaligen Studenten, der wie er selbst lebte! Wo bleibt das Gewissen der Welt? Wo die Idee der Liebe? Wo ist deine Wahrheit?“

„Du machst es dir leicht!“ fuhr Walter Ratt auf. — „Du nimmst das gemeine Leben und glaubst, damit meinen Glauben erschlagen zu können.“

„Das ‚gemeine‘ Leben? Ich nehme das Leben, wie es ist und wie es von euch erlöst sein will. Oder habt ihr das Leben um einen Finger breit erhöht, seitdem ihr mit leerem Wort auf dem Handel seid?“

„Wir haben die Verantwortung gebracht und das Gewissen geboren!“

„In unserem Fall, wo bleibt das Gewissen?“

„Es wurde die Schuld, die ihnen am Jüngsten Gericht . . .“

„Das Jüngste Gericht? Mensch! Habe einmal Hunger und laß dir dann von einem Gesättigten sagen, daß in hundert Jahren der Hunger gestillt sein wird.“

„Es ist das Wesen der Religion, daß sie sich aus dieser Welt und ihrem Leben hinausschleuderte in ihre Himmel."

„Ich nenne es Fahnenflucht! Hier wird gekämpft. Und dieser Ort will seine Entscheidung."

„Wir stehen wieder vor einer deiner Forderungen!"

„Wie wir vor einem eurer Tips stehen."

„Was forderst du denn von deinem Studenten?" nahm Walter Ratt die vorige Frage auf, ohne gereizt zu sein von dem Drauflosschlagen des Hans Werner.

„Deswegen kam ich eigentlich zu dir" — sagte Hans offen —, „ich kam nicht über den Berg. Die Gemeinschaft — die du forderst — ist vielleicht Sünde wider den Geist; denn die Liebe ist körperlich! Eine Askese — mit deiner Begründung — der Natur zuwider!"

„Dein Fall ist so, daß man bekennen muß!" — meinte Walter Ratt — „Und wenn du mich fragst — mußt du — ob du willst oder nicht — für mich zumindest — meine Antwort als persönliche Wahrheit gelten lassen! Ich meinerseits würde mich prüfen, — und was sein müßte, würde ich wählen.

Später darf man die Wahl nie entschuldigen mit Jugend, Körper und Liebe, sondern im Moment der Entscheidung hat man sein Schicksal in der Hand.

Würde ich ‚ja' sagen, so würde mein Pflichtgefühl das folgende Leben, ob es Kreuz oder Krone wäre, ertragen ohne Zweifel und Klage!"

Walter Ratt hatte über sich hinausgesprochen, streng, und er schien sich selbst zu verteidigen, so ernst war sein Gesicht und ohne Regung.

„Man sieht" — sagte Hans, der jetzt an Ratts Ehrlichkeit glaubte —, „jede Sekunde ist ein Schicksal, denn alles Leben ist unendlich verkettete Folge. Denkt man — bleibt man ohne Leben. Lebt man — so bleibt man nicht ohne Schuld. Ihr seid einmal klug gewesen, als ihr den Ramsch hier — Jammertal — tauftet. Ihr halft euch mit einem Wort über das wahre Leben und seine Not hinweg. Aber so will es eure Logik, ihr vergöttert ja auch das Wort, ihr — Diener des Wortes. ‚Gott ist das Wort!' und damit basta! Man ist ein Esel, daß man immer wieder an eure Tür pocht, wenn man hungrig ist und ohne Weg. Man bleibt ein Tölpel seiner Gewohnheit und das Kind frommer Eltern."

Es hatte Hans dann von Walter Ratt seiner gefaßten und demütigen Art weggetrieben.

Walter Ratt blieb zurück und sagte sich: „Er hat es gut. Er geht aus sich selbst heraus — wie jetzt aus meiner Stube. Man muß sich hüten, in seiner Stube

nicht bitter zu werden — weil andere anders können als unsereiner!"

An diesem Abend beschloß Hans mit Grete für den nächsten Sonnabend die Fahrt, die in der folgenden Nacht der Verquältheit der Leiber ein Ende machen sollte.

Hans aß und trank an diesem Tage nicht. Er war nüchtern bis in die letzten Gedanken hinein.

Als sie einander begegneten, preßten sich ihre Hände, als hätten sie sich den ganzen Tag über nur umeinander geängstigt; als flüchteten sie ineinander aus ganzer Hilflosigkeit.

Sie fuhren in den Abend. Kiefern warfen feurige Stämme wider ihre blauschimmernden, zerrissenen Wipfelwolken. Aus einem Bahnwärterhaus glühten Storchschnäbel ihre Blütenbüsche über das Fensterbrett, daß es aussah, als ob dicke Kinder nach dem Zuge ihre Zunge ausstreckten.

Um flache Teiche huschelten sich dichtgeschmiegte Dörfer.

Ein Bauer schritt neben einem Gaul im Horizonte. Auf seinen Schultern trug er den ganzen Himmel.

Sie hatten einander an der Hand und schluckten wortlos an ihrer Erregung. Sie rochen beide nach frischem Bad. Gretes Haar konnte die Kämme nicht mehr erhalten, so drängte es nach der Hand, die es

freigeben sollte. Hans hörte seine Stimme heiser, als er einem Ober gegenüber, der Diskretion triefte, ein Zimmer mit zwei Betten bestellte.

Es war das einzige Hotel einer kleinen Stadt. Ein verdorbenes Zimmermädel wünschte früh gute Nacht, dann waren sie sich überlassen.

Hans fühlte, wie seine Hände vor Sehnsucht schlugen. Grete saß auf einem billigen Plüschsofa. Ihre Augen waren groß und trocken, als ob sie übernächtig wären. Sie hatten sich noch keinen Kuß heute gegeben, weil sie wußten, daß dann unaufhaltsam jenes Dunkle sie überschütten würde.

Hans Werners Mund warf sich über ihr Haar. Die Kämme sprangen über einen ausgetretenen Teppich hin. Das Kleid fiel wie Schaum.

Sie schlossen die Augen, — ihre Glieder verschränkten sich, und dann wußten sie nicht mehr umeinander...

* *
*

Eva Kohler sagte am nächsten Morgen zu Hans Werner, der ihr seinen Abschiedsbesuch machte: „Sie sind ja ganz tief im Glück! Haben Sie etwas Neues geschrieben?"

Hans Werner war fröhlich, hätte er ihr sofort sagen sollen, daß alles Geschriebene Unsinn sei, gegen-

über solchem Erleben! So sagte er, er habe eine seltsame Tragödie angefangen: „Das Jüngste Gericht!“ Er glaubte, es werde eine starke Sache werden.

Einem Todkranken bietet sich schließlich das Weib an, dem Sterben noch Gefolgschaft zu leisten. Er lügt und macht sich schlechter, als er ist, um sie abzuschrecken. Er sagt, daß er sie betrogen habe — damals, als sie schwanger von ihm ging. Alles läßt sie fest in ihrer gefundenen Bestimmung. Er sagt, daß er sie nicht liebe! Er sagt es nur, um sie von seinem Tod weg ins Leben zu stoßen. Da wächst sie zur Eva aus und ruft in sein Sterben ihr Bekenntnis: Ich betrog dich! Und wollte dich eben bis in den Tod hinüber betrügen. Aus Anstand wollte ich dir ein großes Glück lassen. Aber da du das Jüngste Gericht fühlst und ehrlich wirst, wollen wir wenigstens mit gleichen Waffen kämpfen. — Ekel erwürgt ihn. Dem Toten schreit sie zu, daß sie log, um sich zu rächen. Was ist ihr Tod? Was ist ihr Leben? Sie ist um ihr Jüngstes Gericht betrogen, wie er um die Wahrheit!

Er hatte in Wirklichkeit an gar kein solches Drama gedacht. Nur während sie so fragte, war er sich vor ihr ein Stück arm vorgekommen, und deswegen erzählte er einen Traum, den er kürzlich hatte und der ihm heute wichtig genug erschien und während des Sprechens noch manche Lösungen möglich werden ließ.

Er freute sich, während er sprach, seiner Fähigkeit, plötzlich und wie es ihm paßte, Menschen aufeinander losschlagen zu lassen, um einer Bedrängnis willen, die in ihnen lastete.

Eva Kohler meinte, daß die Idee sich verwerten ließe, aber strenge Zucht fordere. Plötzlich sagte dann Eva: „Sie haben eine kleine Freundin?"

Jetzt hörte er auch zum ersten Mal, daß sie ihn „Sie" nannte. War sie eifersüchtig? Er hatte ihr keinen Grund dazu gegeben; denn das letztemal, als sie auseinander gegangen waren, hatten sie sich ausdrücklich versprochen, vernünftige Kameraden zu sein und zu bleiben.

Für Hans war das nicht schwer, da er Eva Kohler fast vergessen hatte. Ihre nüchterne Art, mit der sie sich ihm einfach gegenüberstellte, lag ihm nicht. Er war zu jung, um ihr Alter als Begründung dafür gelten lassen zu können.

Eva hingegen hatte erwartet, daß Hans oft bei ihr sein würde. Sie hatte es gehofft, nicht um ihrer selbst willen, sondern weil sie glaubte, daß sie Hans durch ihre Musik Anregung geben könne. Fast mütterlich war die Regung, die sie von Hans unbeachtet abgelehnt fühlte. Hans schnitt die Frage kurz ab.

Er bemerkte, daß er nur eine kleine, neugierige Freundin habe.

„Neugier?" Da müßten Sie mir entweder gleichgültig sein oder ich in Sie verliebt! Beides stimmt nicht! Also ist es diesmal nichts mit der Neugier! Es war eine anständige Frage unter Kameraden!"

Daraufhin konnte Hans nur offen sprechen. Er tat es. Er schwärmte ihr von gestern. Und wie es seine Natur mit sich brachte, wurde er viel offener, als er selbst wollte.

Eva meinte, sie habe den Eindruck, allmählich wachse sie sich zu seinem schlechten Gewissen aus.

„Damals war es auch ein Tag nach einer solchen Attacke," schloß sie.

Hans saß verblüfft.

„Sie sind zu nüchtern! Sie sind unrettbar nüchtern! Was bauen Sie um Gottes willen für Theorien um sich herum. Ich und schlechtes Gewissen? Wegen gestern? Aber ich denke nicht daran!"

„Eben, weil Sie noch nicht denken. Noch nicht darüber nachdenken," sagte Eva leise.

Hans hörte es nicht.

„Wenn Sie Gestern mit der ‚Attacke' von damals vergleichen, beweisen Sie nur die vielleicht echt frauliche Einfalt dergleichen Dingen gegenüber!"

Er erhob sich unhöflich. Er hätte ihr am liebsten die ganze, nutzlose Freundschaft vor die Füße geworfen. Nur eine dunkle Dankbarkeit hielt ihn davor

zurück. Sie hatte auch ihre guten Seiten — diese Eva Kohler. Schließlich hatte sie das gute Recht, soviel falsche Vorurteile zu haben, wie sie wollte. Jedenfalls ließ er sich nicht die Zeit, sich mit ihr auseinanderzusetzen. Endlich hatte er das Leben am Kragen. Wozu Bedenklichkeiten? Er fühlte sich seit gestern im Schwunge!

Eva Kohler hielt viel von Hans Werner und wußte, daß er über all diese Umwege sich dorthin finden mußte, wo seine Bestimmung nach ihm rief. Sie hätte ihm nur gern Enttäuschung erspart, aber sie fühlte selbst, daß das vielleicht nicht möglich sei. Sie gaben sich die Hand und lachten einander schon fast versöhnt wieder an. Hans Werner sagte:

„Wie Geschwister! Man muß Geduld mit einer dummen Schwester haben!"

„Eben! Wenn Sie wieder einmal eine ähnliche Nacht im Rücken haben, dann weiß ich, daß Sie wieder zu mir kommen. Vielleicht besuche ich Sie übrigens in München!

Hans nahm kein einziges Buch mit sich. Nicht einmal seinen Novalis, der sich ihm durch zuviel Naturwissenschaft entfremdet hatte.

Eines Abends sprach er noch einmal mit seiner Mutter. Er sprach kurz und was er ihr sagte, hatte er sich schon vorher zurechtgelegt. Er sagte ihr, daß er

so wie dieses vergangene Jahr auch in München arbeiten werde. Nur auf anderem Felde. Solange er selbst unsicher und tastend sei, könne sie ein vages Gerede nur unnötig beunruhigen. Sie solle gewiß sein, daß er — komme es, wie es wolle — seine Pflicht tun werde.

Daraufhin waren auch ihr nur Gemeinplätze übrig geblieben.

Auf dem Bahnhof stand Walter Ratt, als Hans in einer offenen Droschke mit Grete Faber vorfuhr. Er stellte die beiden einander vor, löste sich ein Billett und belegte sich einen günstigen Platz.

Hans fuhr zum ersten Mal eine größere Strecke allein, deswegen war viel Aufregung in ihm, und er kam sich selbst vor wie ein Schauspieler, dessen ganze Bewegungen ein ununterbrochen tätiger Filmapparat aufnimmt. Grete hatte ein paar dunkelrote Rosen in der Hand und verweinte Augen. Walter Ratt war verlegen. Er wünschte Hans glückliche Reise und wollte sofort wieder gehen, um nicht zu stören. Hans Werner freute sich über Walter Ratts Geschenk und nötigte ihn, zu bleiben. Im Gegenteil habe er eine Aufgabe für ihn. Er solle jetzt abends manchmal Grete ein Stück spazieren führen.

„Ich möchte das Fräulein schön in Verlegenheit bringen, wenn ich sie wirklich einmal abholen würde!"

sagte Walter Ratt mit Augen, die sein dürftiges Äußere belächelten.

Grete fühlte, daß Hans Werner es gern sähe, wenn sie sich erböte, mit diesem Menschen ein paar Stunden zu verschlendern, so griff sie wie erfreut zu.

Hans sah, daß Walter Ratt sich linkisch verneigte und sich schon im Geiste besann, womit er wohl eine Dame zu unterhalten habe.

Der Zeiger der Uhr sprang in die Minute der Abfahrt. Der Zug glitt durch hohe Häuser, schnitt tiefe Straßen entzwei, und Hans atmete auf, als er endlich eine erste, grüne Insel fand.

Er lehnte sich zurecht. Er brannte sich eine Zigarette an und genoß spielerisch ihren Duft. Nun sollte auch äußerlich das eigene Leben gelebt sein. Er wollte sich freuen, daß er dem strengen Beamtengesicht des Vaters, das ihm mit Forderungen und Pflichten förmlich vollbeschrieben schien, nicht mehr täglich Rede und Antwort zu stehen brauchte, daß er der demütigen Weichheit der Mutter und ihren unausgesprochenen, leisen Vorwürfen nicht ständig zu begegnen hatte. Daß er die Juristen und farbentragenden Studenten, daß er den ganzen Bettel von Kleinigkeiten hinter sich ließ — und wie der Zug selber — unheimlich wollüstig hinein in das eigene Leben stieß.

Es war ihm, als ob sich das Licht des schrägen Vor-

mittags ihm gegenüber in einer Brille fing. Er sah auf. Ihm gegenüber saß der breite, freundliche Herr von der Elektrischen. Er entsann sich sofort des Lächelns, das ihn damals getroffen hatte und heute wieder auf ihn zukam.

Auch der Herr hatte ihn erkannt. Er nickte so, als ob sie einander durch Jahre kennen würden und sagte:

„Es reist sich schön in ein freies Semester."

Dann machte er sich seine Ecke bequem durch ein paar Decken, legte seinen Kopf bedächtig zurecht, schloß die Augen und schien zu schlafen.

Es war niemand sonst im Abteil. Hans genoß das sausende Leben, das sich ihm vorüberwarf; und immer wilder schienen die Dörfer, die Bäume, die Felder einander zu hetzen. Immer toller stürzte die Welt auf Hans ein, der, wie entrückt, alles in sich schlang. Aus seiner Ecke heraus sagte mit einem Male der Herr:

„Sie haben ein Herz und Sie haben ein Auge, junger Mann, nehmen Sie nur tüchtig Berge mit, ehe Sie wieder ins Tiefland heimkehren!"

Er sagte es, als wenn er aus einem übersonnten Traume spräche.

Hans dachte, daß die Leute nicht lassen können, einander in das Leben hineinzureden wie in offene Fenster. Was kümmern den Fremden

meine Berge, und er schwieg, als ob er nicht gehört habe.

Den ganzen Nachmittag schäumten Landschaften in rauschender Flucht weiter gegen sein Gesicht. Bis die Dämmerung den Blick löschte, und der Zug in einen Himmel von zuckenden und zitternden Sternen einfuhr...

## 10

Diese Briefe entstammen der folgenden Zeit:

Liebstes Gretel!

Die Sehnsucht führt mir die Feder. Du fürchtetest, ich möchte Dich vergessen? Nicht doch! Eine fremde Stadt bringt es mit sich, daß man sich stündlich aus ihr heraussehnt zur Heimat; wieviel ärger wird dieses Gefühl aber, wenn man unter fremden Menschen lebt und in der Heimat ein kleines Menschenkind weiß, dessen Sehnsucht einem stündlich entgegenläuft.

Ich sollte Dir von der Stadt schreiben? Ich habe diese ersten zwei Wochen nichts getan, als vom Morgen an bis zur Nacht durch Straßen, über Plätze zu schlendern. Ich bin ohne Bädeker. Ich hasse dieses naseweise Rot. Ich schlendere und was mir auffällt, wird angesehen. Ob es namenlose Tauben sind, die sich hungrig auf die Hände fütternder Kinder setzen auf einem Platz, hinter dem die Sonne in die Mäuler von steinernen Löwen sinkt, oder ob es eine geschmacklose, feiste Frau ist, die triumphierend ein paar riesige Weißwürste nach dem blauen Elysium über sich reicht — das alles ist für mich ohne Belang. Ich sehe diese

Dinge, und sie werden bedeutsam durch die Art, in der sie auf mich wirken, in der sie mich um Gefühle und Stimmungen bereichern.

Die Priester in ihren Frauenröcken sind uns Norddeutschen neu. Ich sehe es gern, daß sie das Dienende ihrer Gewänder, die frauliche Einfalt ihres Berufes nicht nur Sonntags tragen, wie Schauspieler am Abend Masken, sondern im offenen Lichte ihre seltsame Weltanschauung spazieren führen. Sie sind nun einmal Mutter der Gemeinde und Diener des Stellvertreters Gottes auf Erden, ihres Papstes.

Überzeugungen, die den Mut haben, sich zu bekennen, bekommen für mich ein menschliches Gesicht, mit Zügen, die mir mehr und mehr lieb werden!

Eine Straße — ich glaube die Ludwigstraße — hat das, was wir südlich zu nennen pflegen. Nüchterne, quadratische Bauten, deren Größe anderseits die kubische Monumentalität gibt, an der die Sonne scharflinige Schatten zieht, und vor der die Menschen — wie vor historischen Riesen — zu Staubkörnern einschrumpfen.

Ich wohne in einem Gartenhaus. Neben mir ein Atelier, aus dem, recht wie ein Kanarienvogel, ein Maler ununterbrochen herauspfeift. Unter mir ein Fräulein Doktor, eine Chorrepetitorin an der Oper. Sie spielt den ganzen Tag über Klavier und ist min-

destens dreimal so alt wie ich. — Jetzt wird sie Dir gleich sympathischer, nicht wahr? Ich sorge mich, daß noch kein Brief von Dir kam! Bist Du immer noch nicht unwohl geworden? Schreibe mir sofort! Mit „soviel Stern am Himmel stehen", Küssen

Dein Hans Werner

*

Mein Hans!

Bin ich stolz! Was ich durchgemacht habe, davon machst Du Dir keinen Begriff. Erst die Aufregung Deiner Abreise, dann die Sorge, die einem keine Minute Zeit gibt, diese ewige Sorge: Um Gottes willen, Du wirst doch nicht schwanger sein. Du hast es gut! Du fährst fort. Aber unsereiner! Die Mutter guckt einen an als ob sie schon sähe, um was es geht. Die Freundinnen kichern. Und Du weg! Ach, ich bin den Weg gegangen, weißt Du, über die Kettenbrücke. Sollte man sich hineinfallen lassen? Sollte man gar nicht erst den ganzen Jammer abwarten? Nun aber, endlich bin ich unwohl geworden.

Noch nie in meinem Leben habe ich mich darüber gefreut, denn gewöhnlich hat es Bauchweh mitgebracht oder man durfte nicht tanzen und schwimmen. Aber diesmal bin ich glücklich gewesen! Dein Brief ist angekommen. Du schreibst einen ganzen Haufen, aber die Hauptsachen nicht. Wie sind die Schau-

fenster dort? Gibt es auch soviel Kinos? So viele Menschen? Und von Liebe kaum drei Zeilen! Ich muß schon sagen, Du hältst mich knapp! Und wenn man schon sonst nichts von seinem bißchen Leben hat, wie alle vierzehn Tage einen Brief, dann sollte der wenigstens so sein, daß man ihn unters Kopfkissen stecken kann, um schön zu träumen. Ich wäre schon wieder zu Dummheiten aufgelegt! Mit vielen heißen Küssen Dein Menschenkind

Dein Freund wird mich morgen abholen. Ob ich das Konfirmationskleidchen anziehe?

*

Lieber Hans!

Eben erfahre ich durch Deine Mutter von Deiner Münchener Adresse.

Seit einem halben Jahr ohne Lebenszeichen von Dir, drängt es mich, Dir von mir zu schreiben, sehne ich mich, von Dir zu hören. Ich gehe dieses Semester nach Berlin. Übrigens: Aus der Nationalökonomie wurde — Kunstgeschichte!

Es geht einem langsam ein Seifensieder auf. Kunst und Geschichte als wissenschaftlichen Begriff zu verschmelzen, das konnte nur ein Gelehrter. Dieser Schlag Menschen besitzt die harmlose Überzeugung, daß alle Erscheinungen dieser Welt sich methodisch systematisieren lassen. Und was sich nicht läßt —

fällt unter den Tisch! Nun, ich habe meine Rechnung mit dem Himmel gemacht und für meine Person gefunden, daß es so ziemlich gleich ist, ob man Aufsätze fremder Leute Kinder mit roter Tinte überschwemmt, ob man Urteile wie Marterln an die Lebenswege anderer Leute festnagelt, ob man in fremde Frauen greift, um fragliche Menschenkinder in ein problematisches Leben zu fördern, oder ob man recht wie die Leute, über die Straßen hin die Abfälle des Verkehrs sammelnd, die Objekte der Kunst beschreibt, umschreibt, aufschreibt, ausschreibt usw. usw.

Das eine hat es für sich, daß man — ist man nun einmal selbst nicht unfruchtbar — wenigstens das Vergnügen hat, in anständiger Gesellschaft zu verkehren. Man kann sich die Albernheiten des Alltags vom Halse halten und freundlich sagen: „Bedaure! Aber ich bin zurzeit gerade im sechzehnten Jahrhundert zu Gaste. Und die Herrschaften geben mich absolut nicht frei."

Von Dir hoffe ich, daß Du mir endlich wieder einmal Gedichte schickst.

Entsinnst Du Dich der ersten? Damals hattest Du Selbstbewußtsein! Mit fünfzehn Jahren zeichnetest Du sie mit P. P. und das hieß: poeta poetarum. Mit ewiger Selbstkritik mag man ein anständiger Mensch werden, sicher kein ganzer Kerl!

Nun, München wird Dich mächtig lösen.
Laß von Dir hören!

Dein treuer
Erich Pöscher

*

Lieber Erich!
Dein Brief?

Mich hat dieser Ruf herzlich gefreut. Zumal ich sah, daß Du immer noch ein Stück in mich vernarrt bist und eigene Mängel gewissenhaft in mich als Tugenden projizierst. Gedichte? Ich könnte Dir natürlich eine Handvoll schicken. Jünglinge meines Schlages haben immer alle Taschen voll Lyrik. Das gehört zu unserem Temperament, wie zum Barbier eine verwegene Haartour. Unsereiner kann ja nicht einen Mops mit einer dicken Frau spazieren gehen sehen, ohne daß sich das Viech anfängt zu reimen! Aber das ist Stadium! Das ist Kinderkrankheit! — Und es geht im Leben — als Ganzes gesehen! — ums Studium! Leider Gottes! Und Gott sei Dank!

Ich fange an, mich mit Heißhunger der Literaturgeschichte zu widmen. Literatur — Geschichte. Wir sind also Zwillingsbrüder geworden. Auch ein Wort, das zwei Welten binden möchte. Du meinst: nein! Nun, ich warte ab. Vorläufig behaupte ich jedenfalls, daß eine Persönlichkeit, erste Forderung einer geisti-

gen Disziplin, allerdings Kunst und Geschichte zwingen kann, weil ihre eigene Unproduktivität der Kunst gegenüber dilettierender Kunst zugute und der Geschichte zu Rechte kommen mag. Ob das Theorie ist?

Laß es Dir in Berlin so gut gehen, wie ich mir in München.

Mit treuem Handschlag

Dein Hans

•

Liebe Mutter!

Du beklagst Dich, daß Du nur Briefe bekamst, in denen ich über Wäsche, Geld und dergleichen äußere Dinge des Lebens berichte und sehnst Dich nach einem Wort, das endlich andeutet, wie es Deinem Jungen um das dumme Herz ist.

Vor allem möchtest Du einmal von den Menschen hören, mit denen ich umgehe.

Sage mir, mit wem du umgehst; und ich sage dir, wer du bist? — Das Wort ist aus der seligen Zeit der Zünfte. Man maß damals in der guten, alten Zeit alle Menschen über einen Leisten, — den Stand. Man war gesund, es genügte dieses äußere Ausmaß. Wir Heutigen nehmen Winkelmaß und Zirkel und berechnen aneinander herum, um zu guter Letzt zu finden, daß wir eigentlich trotz alledem nicht tiefer kommen.

Du sagtest selbst einmal, so viel Menschen, so viel Sprachen. Ich kann Dir heute schon eine Bereicherung dieses Satzes bringen: Und wieder jeder Mensch hat so viel Zungen, als er Menschen begegnet.

Jeder Mensch ist eigentlich nur ein raffiniertes Echo von all dem Zeug, was in ihn hineingeredet wurde, eine seltsame Art Grammophon.

Aber Du sollst von den Leuten hören, deren Platten diese Wochen ihre Schallrohre auf mich richteten.

Zunächst — ich beginne harmlos — meine Wirtschafterin. Sie spricht einen Dialekt, der selbst ihrer Herrschaft Rätsel zu raten gibt, sonst ist sie von jenem neutralen Grau, wie man es aus praktischen Gründen in Küchen bevorzugt. Ich erwähne sie, da sie eine Art Mutterstelle ausfüllt. Sie richtet alles, ohne ein „Danke" zu erwarten, und sie ist besorgt, wenn ich zu einer Zeit, in der sie mein Kommen gewohnt ist, nicht pünktlich eintreffe. Sie plaudert sehr gern von ihrem Manne, der sie Gott sei Lob im Stiche ließ, um sich ganz dem Suffe zu widmen. Das dumme Frauenzimmer schilt wie ein Rohrspatz auf ihn und schickt ihm wöchentlich pünktlich ihr Geld, damit er wenigstens die paar Pfennige hat. Wenn sich doch mal ein Gelehrter der Logik des Herzens annehmen möchte, vielleicht brächte so ein Bursche selbst da System und Disziplin hinein.

Ich nehme an einem billigen Privatmittagstisch teil. Dort bin ich dem „Rautendelein" begegnet. Sie ist 56 Jahre alt und trägt ihre Lebensgeschichte täglich zwischen Suppe und Braten der Tischgemeinschaft vor. „Oh meine Damen" — so sagt sie und spricht das gezierte Deutsch einer Französin, das sie nur spricht, weil sie so die Wirkung ihrer sensiblen Geschichte zu erhöhen meint — „das Leben ist furchtbar." Dann laufen ihre Augen blitzschnell die Runde ab. Findet sie keinen Widerspruch und nur geduckte Pessimisten, so fährt sie fort: „Ja, sehen Sie mich. Ich bin welk, aber ich war schön, wie Sie, meine Damen. Aber ich war die Braut eines Wachtmeisters. Und ich war die junge Frau eines Wachtmeisters, als sie ihn mir für tot in die Stube trugen. Eine Lanze war ihm durch den Bauch gestoßen. Er lebte noch zehn Jahre, er lebte noch zwanzig Jahre neben mir, ohne brauchbar für die Ehe zu sein." Hier macht sie eine ausdrucksvolle Pause, um anzudeuten, was dieser Verzicht darstellt. „Er war eifersüchtig, wie eifersüchtig! Ich blieb ihm treu. Er starb — und ich blieb ihm treu bis heute. An dem Tag, wo ich mich freigekämpft hatte und ihn vergessen wollte, um mein Leben endlich doch zu leben, hatte ich weißes Haar und welkes Fleisch! Pardon, die Herren! Lachen Sie nicht. Selbst Ihre Mütter würden gegen diese moralische

Geschichte nichts einzuwenden haben." Tränen standen in dem schrägen Gesicht, was sich selbst in seiner Rührung gefiel und sich mit halbem Blick in einem großen Spiegel dabei genoß.

Gestern hat sie ihre Verlobung gefeiert mit einem Sekretär, der bucklig ist und, wie es heißt, auf ihr schönes Geld aus. Rautendelein strahlt und sagt: „Man muß den Frühling nehmen, wie er fällt." Sie hört nun auf, uns ihre Geschichte zu erzählen. Heute schon bediente uns eine neue, ein breiter Küchendragoner. Und die Gerichte hatten verloren ohne den hoffnungslosen Wasserfall der alten Maria, die moralisch blieb aus Not und nun von ihrer Tugend lebt. Ein gutes Gewissen kann eben leicht nur schlechte Gelegenheit sein, was immerhin zu denken gibt.

Junge Leute lassen sich schwerer schildern und übermitteln wie alte, die in ihrem Leben selbst schon mehr bestimmte Form und endgültiges Bild angenommen haben. Bei den Jungen läßt sich so schwer das Wahre vom Gestellten, das Falsche vom Echten trennen. Doch werde ich Dir mit Begegnungen meines Alters sicher noch viel zu berichten haben, aber später, damit ich nicht von Brief zu Brief einen übermittelten Eindruck zu retuschieren brauche.

Dr. Schwerts Aufmerksamkeit verdanke ich die Gastfreundschaft in ein paar geistigen Häusern die-

ser künstlerischen Stadt. Es ist unglaublich, wieviel Eitelkeit in eine Stube hineingeht, ohne daß sich die Decken biegen und die Böden brechen. Kaum, daß ein Mensch dreihundert Seiten unschuldigen Papieres um seine direkte weiße Bestimmung durch seine gedruckte Auffassung über irgendeine sekundäre Frage brachte, schon nimmt er für sich das Kindlein in der Wiege, zu dessen Krippe die Könige nur zu pilgern haben. Ich könnte Dir nun die paar Namen und Titel aufzählen, mit denen ich auf diese Weise vielleicht wöchentlich zusammenkomme. Sparen wir uns die Tinte und sei versichert, meine Wirtschafterin und Rautendelein bleiben menschlich eigensinnigere und auffälligere Naturen.

Eine Eigentümlichkeit dieses Lebens wäre noch aufzuzeichnen an Stelle eines Tagebuches, zu dem ich mich nicht aufschwingen kann. Jeder Mensch geht von sich aus. Und keiner macht wirklich seinen Weg bis zum nächsten. Sie bleiben alle in Urteilen, Vorurteilen und Befangenheit gründlich stecken. Jede gedruckte Weltanschauung bedeutet also höchstens eine — Menschenanschauung! Man lernt den Herrn Verfasser kennen, sonst weiter nichts!

Übrigens ist das die einzige erfreuliche Tatsache, die ich erkannte, weil sie an alle Menschen die gleiche Aufgabe stellt. Jeder gehe von sich aus! Und schaue die

Welt auf eigenes Risiko an! Ein himmlischer Appell! Die Folge, die er findet? In jedem Jahrhundert höchstens ein eigener Kopf! Die anderen gehen nie aus sich heraus, sondern verschlampen ohne Zucht und Ordnung in den eigenen vier Wänden; so sind: Faulheit und Völlerei. Jede dieser tapferen Tugenden zählt doppelt! — Sie gehen nie aus sich heraus, sondern kriechen nur Vordermännern hinten hinein — was sie mit Karriere bezeichnen und ihr Glück ausmacht!

Jetzt hast Du einen tagelangen Brief! Lies ihn bedächtig, er ist der Niederschlag eines ganzen Monates, den ich ständig unter- und überwegs war.

Dein Junge

*

Lieber Walter Ratt!

Ich wundere mich, von Dir ohne Nachricht zu bleiben! Ich sandte Dir bald nach meiner Ankunft eine Karte. Höre auch von Grete, daß Du fleißig mit ihr spazieren gehst und wäre begierig, mehr von Dir zu wissen.

Es ist eine seltsame Sache um den Katholizismus! Hörst Du? Er ist eigentlich deutscher wie der Protestantismus. Wir Deutschen sind nun mal im Grunde Gefühlspathetiker und Chaotiker! Sind mehr Sehn-

sucht nach hundertfältigen Himmeln und Chören voll schwebender Hallelujajünglinge.

Luthers Gewißheit: „Dies ist“ gebar den Oberlehrer in der deutschen Nation, vielleicht auch einen Teil des Spießers, dessen seliger Katechismus sich auf ein paar Realien beschränkt. Nicht etwa, daß im Schatten dieser Kirchen hier und im Dufte des Weihrauchs der Prolet des gewöhnlichen Lebens an Unterernährung eingeht. Man muß die Nacken der Stammtische gesehen haben und die runden Hinterhälften (es gibt keine Viertel) der Münchener Weiblichkeit, um dem gelassen begegnen zu können. Aber das Leben selbst ist gelockerter, selbstverständlicher, gemütlicher, sagen wir es endlich: heidnischer!

Zeus und Hera sind wieder auferstanden in Gottvater und der Mutter Gottes!

Die Mutter Gottes! Schlage an Dein protestantisches Herz! Hattest Du nie Sehnsucht nach der Mutter, der Jungfrau, der Himmelskönigin, der Geliebten?

Ich meine, da haben wir mit der Vernunft ein schlechtes Geschäft gemacht, als wir die Bilder der heiligen Maria verstießen. Das Leben wird immer mehr Kampf und nackte Tatsache, immer mehr herrische Härte. Doppelt nur bedürfen wir einer fraulichen Güte und ihres Exempels. Maria wird Mut-

ter von irgendeinem, sie glaubt von Gott. Und zu Füßen ihrer Geburt steht sie ohne Scham und Reue — verzückt in einer Himmelfahrt — auf der Schädelstätte neben dem Kreuz eines verlorenen Sohnes! Uns Studenten, die wir leichtsinnig junge Lenden mit Geburten füllen, uns tut Maria not! Es ist dies nicht frivol, Walter Ratt! aber Du weißt es, daß es von einem Suchenden kommt.

Ich grüße Dich herzlich

Dein Hans Werner

*

Ich schreibe Dir fast täglich. Und Du? Nun, dieser Brief bleibt ohne Überschrift. Du verstehst?

Übrigens hat mir Walter Ratt gesagt, daß das mit den Schaufenstern und dem Kino dumm gewesen sei. Du erlebtest in einer Stadt andere Dinge wie ihr äußeres Gesicht. Was weiß ich?

Aber Walter mag recht haben. Du, ist der gescheit! Jeder Abend mit dem macht mich klüger.

Die Abende mit Dir mögen dümmer gewesen sein, sicher waren sie schöner! — Aber Mutter hält sehr viel von Herrn Ratt. Er hat Besuch gemacht, und Mutter meinte, er habe eben Lebensart und sei ein vornehmer und gebildeter Mensch. Was übrigens gewisse andere, die ich persönlich lieber habe, nicht sein sollen. Nun wollte ich so trocken schließen! Aber ich

bin nun mal kein Laubfrosch! Ich komme auf Deinen Schoß! Nein, es ist jetzt gegen zehn, da liegt der solide Student Hans Werner schon im Bett! Was tut's? Ich huschele mich ein halbes Stündchen mit unter seine Decke, es wird ihm nicht das Schlimmste sein! Und ich mag das Gezière mal nicht leiden!

Deine Grete

*

Sehr geehrter Herr Doktor!

Zunächst: ich bin gesund! Ich schreibe das Wort nicht, ohne an unseren letzten gemeinsamen Abend zu denken. Ich arbeite. Geschenke bedeuten mir die Stunden, in denen ich die Lessingsche Dramaturgie durchackere. Es ist mir fast, als ob die Schule die Absicht gehabt hätte, einem alle wesentlichen Werke der bisherigen Welt systematisch zu verleiden. Homer, Platon und die eigenen Klassiker. Hatte ich bei Homer und Platon mit Ihnen Glück — Sie verzeihen die Arroganz, die das konstatiert? —, so jetzt mit den Klassikern. Ich höre u. a. ein Kolleg über Schiller, das ein junger Mensch liest, der trotz aller Genauigkeit und den Hemmungen seiner exakten Natur förmlich lichterloh brennt vor Ergriffensein und Begeisterung. Im Seminar arbeiten wir an der Dramaturgie Lessings; indem wir moderne Autoren herausgreifen und nun an sie den Maßstab seines Krite-

riums legen. Können Sie sich Interessanteres denken?

Übrigens glaube ich, endlich meinen Beruf gefunden zu haben. Ich werde zum Theater gehen! Es ist kein erstes Pathos mehr. Sie wissen, daß ich schon in der Sekunda den Wunsch hatte, Schauspieler zu werden. Nun, ich will es jetzt ernster in die Hand nehmen. Genügt mein Organ nicht, so werde ich Regisseur und Dramaturg. Vielleicht ist das überhaupt nur besser für mich. Auf alle Fälle: ich werde morgen durch Vermittlung meines Professors von einem hiesigen Hofschauspieler geprüft werden, halten Sie mir den Daumen. Ich spreche den Heinrich aus der „Versunkenen Glocke" und trage zu dem Manne morgen ein großes Stück meiner Lebenszuversicht. Jetzt will ich zum Englischen Garten und mir die Rolle noch einmal überhören!

Seien Sie und Ihre werte Frau Gemahlin herzhaft begrüßt von

Ihrem Hans Werner

Recht schönen Dank für Ihre Empfehlungen — aber, gelt, ich darf ehrlich sein? —, für Italien, Bohème und — zu kluge Menschen habe ich nicht allzuviel übrig!

*

Lieber Freund!

Ich schreibe diesen Brief langsam, wie in Sorge, daß ich immer die rechten Worte finde, und ich schreibe ihn spät, weil ich mich besinnen mußte, was ich zu schreiben haben würde. — Es gibt Menschen, soviel habe ich jetzt erkannt, die alle Pflicht von sich abstoßen, eigene Forderungen zur Pflicht erheben und damit ihr Glück machen. Es gibt aber auch Menschen, die alles, was ihnen begegnet, als Pflicht empfinden und ernst auf sich nehmen müssen, weil es ihr Gewissen will. Diese Menschen, die aus lauter Pflichterfüllung im Grunde immer für andere leben, weil sie alles, was ihnen als Wunsch und persönlicher Wille verdächtig erscheint, sorgsam von sich fernhalten, um sauber und sittlich zu leben im Sinne ihrer Überzeugung: diese Menschen stehen immer mit einem Fuße sozusagen im Unglück. Denn immer stoßen sie auf Konflikte, weil sich in ihrer Natur, die sich dem Leben offen bietet, die Lebensradien einander fremder Interessen nur zu gern schneiden. Aber ich will nicht theoretisch färben, wo es sich um eine persönliche Angelegenheit handelt.

Du liebst ein Fräulein Grete Faber! Du lächelst. Nein, lieber Hans Werner, tue es nicht! Auch ich bin ein Suchender, und wenn ich heute als Finder komme, so ist das sicher genau so ernst, wie in Deinem Brief.

Ich habe Dir nur zu berichten, was seit Deiner Abreise geschah.

Ich habe mich mit Fräulein Grete Faber getroffen. Ihre Natur, ihre Lebensfreude und ihr ruhiges Vertrauen boten mir gute Abende. Sie ist ein sonniges Weltkind, und wie Du sagst, hat unsere Kirche als Idee die Maria von der heiligen Dreieinigkeit des Vaters, des Sohnes und des Geistes ausgeschlossen, aber nur um sie als Erste in die Welt, in das Leben zu weisen! — Ich jedenfalls erlebe in Deiner Freundin das Wunder zu tiefst, das uns die Natur in den Frauen offenbarte. In Deiner Freundin! — Ehe ich mehr schreibe — so fühle ich —, wird es nötig sein, daß Du mir eine Frage beantwortest: Liebst Du diese Grete Faber? Liebst Du sie ehrlich? Ich meine mit der Andacht Deines Wesens, die einen sinnlichen Wunsch zum Lebensgesetz erhöht? Gib mir bald Nachricht. Vielleicht fühlst Du bereits hinter der gedrängten Hast dieser Frage die ganze Unruhe Deines gewissenhaften Freundes

Walter Ratt

*

Liebe Eva Kohler!

Es nützt alles nichts! Ich muß Sie „Du" nennen! Erstens, weil Du nun mal meine kleine Schwester bist und zweitens, weil ich von heute ab Dein Kollege

wurde! Ich werde Schauspieler! Oh, ich möchte es Dir ins Ohr singen mit ganzem Pathos, oder in das Ohr säuseln mit aller Süße! Wie es kam? Vor ein paar Tagen war ich beim Hofschauspieler Dr. von Jastow. Ich habe ihm den Heinrich gesprochen. Er blieb kühl und meinte, ich „kainzele". Aber es sei scheinbar etwas da, ich solle den Spiegelberg memorieren und wieder vorsprechen. Heute war ich bei ihm. Er sagte: — ich habe, wenn ihn nicht alles trüge — das Zeug zu einem Charakterdarsteller in mir. — Es trügt ihn nicht alles! Ich fühle es. Ich habe mich selbst entdeckt. Du glaubst nicht, was das für eine Nacht war, als mir die Rolle aufging, als alle Poren an mir noch mitspielten, als alle Gedanken in mir Spiegelberg waren.

Vor Jastow war ich noch verdattert. Ich fühlte es selbst, wie ich nicht der Spiegelberg war, der ich sein wollte, sondern noch neben mir hinspielte. Aber eines Tages werde ich es können, dieses: vor aller Welt das Leben eines anderen aufspielen lassen; sich selbst steigern im Sichselbstverlieren! Sich selbst finden im Sichselbstverlieren! Ich werde mir Lungen antrainieren, daß das Publikum im Sturme sitzt, wenn ich brülle. Und ich werde mir Bewegungen aus dem Spiele holen, daß ein Parkett verrückt werden muß, wenn ich wortlos bin!

Übrigens bist Du der einzige Mensch, vor dem ich so lospulvern kann, ohne daß ich mich zu schämen habe.

Sei umarmt, ja, trotz allem, sei umarmt, nicht vom Spiegelberg! Nein, von Hans Werner

Deinem Getreuen

*

Bester Walter Ratt!

Du bist glatt verrückt. Entschuldige, aber es will heraus! Mag sein, daß ich dieser Tage etwas leicht mit der Zunge umgehe, weil ich von ihr beherrscht sein werde — die nächste Zeit. Ich habe nämlich täglich Zungen- und Organübungen. Ich werde Schauspieler! Quasi Kollege von Dir. Auch Rhetoriker! Ich tänzele im Sekt — sozusagen! Re vera muß ich mächtig sparen, damit ich das Geld für die teuren Stunden zusammenscharre, die vor dem Elternhause Geheimnis sind, bis sie ein Engagement eintragen. Also, gelt, Schnabel halten!

Grete Faber? Dazu mein Anfang, zu dem ich jetzt zurückkomme. Du bist tatsächlich einer von den Zwikkeln, die sich noch im Bett verfitzen und nicht zum Aufstehen kommen. Lieber Walter Ratt! Grete Faber war meine Geliebte und wird es nach aller Voraussicht, falls ich zurückkomme, weiter sein. Und danke Deinem Gott, daß es so ist; denn Du wärst blöde genug, noch Dummheiten zu machen, an denen Du

Dein Leben lang zu tragen hättest. Also schlage Dir das Weltkind schön aus dem Kopfe, stecke die Nase in das Buch der Bücher und vernimm von mir das wohlgemeinte „Besetzt", ohne mehr Gefühl zu empfinden, als Du in Deinem Berufe künftig auf eine mittlere Leichenrede zu fünfzehn Mark verwenden wirst. Ich spreche für Dein Empfinden absichtlich frivol, um nicht gröber werden zu müssen oder gar sentimental zu sein. Es geht einem wirklich fast auf die Nieren, wenn man einem anständigen Menschen begegnet, der aus allem Konsequenzen zieht. Nun — diesmal bin ich froh, daß ich den Riegel in der Hand habe. Ich werfe ihn also vor und bewahre Dich vor einer radikalen Dummheit.

Dein treuer Freund

Hans

*

Bester Hans Werner!

So ist es recht. Endlich ist der Weg gefunden! Der Weg ins Freie!! Das Ziel? gibt sich von selbst. Freilich, Komödiant? Träger des Wortes! Du sprachst nie gut über die Theologen und jetzt hast Du Dich selbst wortwörtlich ans Wort gebunden. Und es ist nicht einmal immer das hohe Wort wie bei den Pfaffen! Du wirst Rollen hersagen müssen, die flacher und geschmackloser sind wie eine Oblate.

Aber Du hast recht. Man findet sich nur im Sich-verlieren! Sicher bist Du auf diese Weise vor dem Versimpeln als Beamter bewahrt. Und deswegen freue ich mich mit Dir aus ganzem Herzen. Dein neuer Lehrer ist ein guter Freund von mir. Grüße ihn und sage ihm, daß Du kein Charakterdarsteller würdest, in Deinem ganzen Leben nicht, weil Du etwas anderes wärest, es nur selbst noch nicht wüßtest! — Doch das findet sich! Ich arbeite in meiner Musik mit viel Freude. Wir Musiker haben's am besten in der Kunst. Unsere Technik ist Privatangelegenheit zahlloser durchwachter und durchübter Nächte! Wenn wir vor der Öffentlichkeit stehen, sind wir entweder nur Klang, Rausch und Seele oder Brummochsen. Zur Belohnung, weil Du Dich endlich zu dem Seitensprung entschlossen hast, der Deine Pflicht war, gebe ich Dir heute einen Kuß, ob Du magst oder nicht.

Übrigens komme ich bald mal nach München. Ich teile Dir vorher noch Näheres mit.

Ich hoffe, einem fertigen Zungen-Rrrrr zu begegnen.

Herzhaft

Deine Schwester Eva

*

Lieber Hans Werner!

Deine Antwort beruht auf einer ganz falschen Vor-

aussetzung. Ich bedarf nicht im geringsten Deiner Schonung, ebensowenig wie ich Deiner Führung bedarf. Du glaubst — mich — soviel sehe ich hinter Deinen Zeilen — von einem Unglück fernhalten zu müssen. Du irrst! Sei — um Deiner Menschengüte nicht mit grobem Undank zu begegnen — versichert, daß meine Überzeugung mein gutes Recht bleibt, auch wenn es mit Deiner Ansicht nicht übereinstimmt. Ich dächte, wir hätten uns bisher noch immer getroffen, um uns Grobheiten zu sagen und zu erkennen, daß wir zwei Menschen sind, die absolut nichts gemein haben, außer vielleicht ein gewisses Gefühl für Anstand, ich meine seelischen Anstand und eine schöne Handvoll Erinnerungen!

Wir haben einander vielleicht sogar ein Stück lieb aus diesem seltsamen Erstaunen heraus, mit dem wir aufeinander sehen. Jeder von uns sieht förmlich erschrocken in die Welt des anderen, die er selbst nicht für sich beanspruchen möchte, so arm kommt sie ihm vor, und in die hinein er nun seine guten Ratschläge stellen zu müssen glaubt. Du siehst, ich spreche mich selbst nicht frei von dem Fehler, der zu allgemein ist, um für gemein zu gelten! Nun muß ich Dich aber jedenfalls dringend bitten, in unserer Angelegenheit von diesem pädagogischen Fehler abzusehen. Das Herz ist ein anderes wie eine Weltanschauung, in der ich

Dich auch fernerhin gern Korrektur lesen lassen werde.

Und mein Herz hat sich entschieden! Kommt keine telegraphische, ernstliche Bestimmung von Dir, so werde ich morgen bei Frau Faber den Besuch machen, der mich für immer an die Hand ihrer Tochter binden soll. Dein Spiel — für mich ist es Lebensgehalt. Der größere sittliche Ernst hat das größere Recht! Nach reiflichem Durchdenken und Erwägen bin ich hart gegen einen Freund um meines Glückes willen!

Ich werde schon im Herbst eine Hilfspredigerstelle im Erzgebirge annehmen, und dann wird Fräulein Grete Faber meine Braut sein und so Gott will auch bald mein Weib werden.

Daß sie Dir gehörte? Sie hat es mir selbst unter Tränen gebeichtet. Ihre Ehrlichkeit ist mir der Beweis ihres sauberen Gewissens. Ihre Schuld ist für mich *Deine* Schuld. Denn es ist kein Kunststück, einem kleinen Menschenkinde seine Unschuld zu zerbrechen, einem Menschenkinde, dessen ganzer Wert eben seine törichte Einfalt ist.

Laß aber all das Kommende — ich bitte Dich innigst — meine Sorge sein! Bleibe ich bis Sonntag ohne Telegramm, dann bitte ich Dich, schreibe meiner Braut nicht wieder, meide auch fernerhin bei Deiner

Rückkehr zur Heimat eine Begegnung mit ihr — um unserer Freundschaft willen!

Unsereiner hat ein schmales Glück — das wenigstens gönne Deinem getreuen

Walter Ratt

*

Mein Hans!

Kürzlich stand in der Zeitung der plötzliche Tod des Friedrich Leiber, Deines Klassenbruders. Die Eltern zeichneten ohne die geringste Angabe einer Todesursache. Eben schreibt mir nun Erich Pöscher, Friedrich Leiber sei in einem Duell gefallen, das er wegen einer verheirateten, liederlichen Professorsfrau in Heidelberg bekommen habe. Die armen Eltern und der arme Friedrich Leiber! Wenn ich ihn sah, mußte ich immer an irgendeine antike Statue denken, für so unverwüstlich nahm man diesen unverbrauchten, draufgängerischen Jungen. — Dann war Walter Ratt bei mir. Ich habe ihm zur Verlobung gratuliert. Er trug sein Glück streng und ernst wie eine Pflicht. Ein Mensch wird es gut neben ihm haben, ein Menschenkind sehr schwer, denn er ist ohne viel Reden und Lachen und ganz ohne harmloses Spiel. Aber das sind Männer seines Schlages wohl stets.

Die zwei Frauen, die Du mir als Herbariensonderlichkeiten sandtest, und die Spitzen gegen mich

waren, habe ich herzhaft willkommen geheißen. Gesunde Menschen sind immer brutal! Und einer Mutter hat ja die Gesundheit ihres Jungen zu genügen. — Ich habe Deine Freundin Eva Kohler kennen gelernt. Sie suchte mich auf und fragte, ob sie Dir etwas mitbringen solle. Wir waren lange im Gespräch beisammen. Ich glaube schon, daß sie Dir nähersteht als ich. Sie ist schneller und gewandter.

Übrigens, war die Braut des Ratt Deine Freundin? Ich wußte gar nicht davon. Ist es nicht seltsam und traurig, daß eine Mutter so ohne ihren Jungen sein muß?

Fräulein Kohler sagte mir, daß Du zum Theater zu gehen gedenkst. Es wäre lächerlich, wenn ich auch nur ein Wort dazu äußern würde; ich fühle selbst, alle diese Dinge wollen erlebt sein — und schließlich eben nicht von mir, sondern von Dir. — Und wer bin ich? — doch nur die Mutter! Nicht wahr?

*

Lieber Erich!

Hol der Teufel: Die Freunde, die Verwandten, kurz — die sogenannte Liebe en bloc! Kaum rührt man die Hand, schon hat man einen lieben Menschen geohrfeigt.

Man könnte Salto mortale spielen vor Wut! Schrieb ich Dir schon, daß ich zum Theater gehe?

Übrigens bleibt dahingestellt, ob als Schauspieler oder als Dramaturg. Mein Ehrgeiz steht auf Schauspieler aus, doch sind da andere Kompetenzen ausschlaggebend als meine höchst persönliche, windige Sehnsucht! Mit dieser schlichten Tatsache steche ich im Elternhause in ein Wespennest. Kann ich dafür?

Brausend umfangen mich Chöre des Lebens!
Ich schwebe im Reigen des seligsten Glaubens.
Ich taumle Räusche aus himmlischen Bechern,
Aus Bechern von Wolken und Bergen und Seele ...

Ich schreie Fanfare! Zerreiße die Tempel,
Die träge Gewohnheit den Menschen verschloß.
Erklimme die Höhe und werfe die Arme,
Bin Erde und Himmel — der Götter Genoss'!!!

Weiter! — Ich habe einen lieben Menschen. — Mein Verhältnis — dessen Wert ihre Schenkel — wird seine Braut! Ich kann ihm nicht helfen, er glaubt Wunder wie gescheit, Wunder wie sauber zu sein. Ist sein Glaube nicht ebensoviel wert wie der meine? Bindet sein Glaube nicht meiner Überzeugung die Hände? Halt! mit diesem dreimal verfluchten Karussell, das wir Leben nennen.

Du kennst die Eva Kohler? Sie ist jetzt hier in München und bleibt auch den Winter über hier. Gestern wehte es Herbst über uns hin; wir gehen gelegentlich gemeinsam spazieren. Ich freue mich eigentlich auf den Winter. Ich will toll arbeiten. Und nicht nur Rollen memorieren, sondern auch dem Stück gerecht werden; das scheint mir der Kardinalfehler meiner Kunst: daß jeder Komödiant an Wirkung an sich reißt, was immer die Rolle aus sich herauspressen läßt, mag mit dem Rest werden was will. So denkt jeder, der ein paar Worte zu plappern hat. Die armen Dichter! Das dumme Publikum!

Übers Jahr hoffe ich, in der Heimat bereits praktisch arbeiten zu können. Die Eva Kohler spinnt zu Hause Fäden mit den Kammerspielen. Ich würde mich maßlos freuen, wenn sie Erfolg hätte. Man setze mich in den Sattel!

Ich stehe im Leben und freue mich auf alles, was kommt, weil alle Gegenwart bunt ist und prall!

Dein Hans

*

Liebe Mutter!

Du meinst, meine Briefe seien eingeschlafen? Was soll man aber immer schreiben? Ich schreibe doch wöchentlich meinen offiziellen Brief. Läßt sich nicht genug zwischen den Zeilen lesen? Ich arbeite! Ge-

nügt das immer noch nicht? Ich weiß durch Eva, Du sorgst Dich wegen des Komödiespielens. Vielleicht ist auch dies schon überwunden. Ich spielte kürzlich im Rahmen einer Liebhaberbühne eine größere Rolle. Eva meinte, meine Stimme trage nicht, sie zersplittere im Saal. Andere bestätigten ihre Ehrlichkeit. Es war ein Tritt meiner Eitelkeit direkt vor den Bauch. Vierzehn Tage später hatte ich Regie in einem altdeutschen Schwank. Der Erfolg war ehrlich. Vielleicht löst sich auf diesem Umweg das Dilemma! All dies braucht Zeit! Fühlst Du, daß ich nicht immer schreiben kann?

Etwas will heute geschrieben sein, weil es die Mutter angeht. Ich habe eine Freundin gewonnen. Sie stammt aus Nürnberg. Wir lernten uns zufällig kennen. Wir begegneten einander wieder, und der Zufall wuchs sich zum Wunsch aus. Jetzt sind wir wieder voneinander getrennt und in unserer Sehnsucht nacheinander erleben wir beide das Gesetz, das uns innerlich aneinander bindet. Ich bin zum ersten Mal einer Dame gegenüber Mann. Ich muß immer bestimmt sein, immer Programm, weil ich weiß, daß jedes Wort ernst genommen wird. Das tut gut, es verpflichtet und stärkt das Selbstbewußtsein.

Ich stehe im vereinzelten Briefwechsel mit Erich Pöscher und Dr. Schwert, sonst bin ich nur mit Eva

Kohler gelegentlich zusammen. Ich halte gerade diese Zeit, in der ich auf mich gestellt bin, für zu wichtig, um sie an Bohème und vergnügtes Gesindel zu verlieren. Das kommt nach der gewissen Bestimmung noch zur Zeit genug. Jetzt gilt es die endgültige Entscheidung, und die fordert den ganzen Menschen!

So sieh mich mit aller Kraft an der Arbeit.

Dein Junge

*

Sehr verehrtes, gnädiges Fräulein!

Wenn ich Ihrer gedenke — und vielleicht tue ich es häufiger, als es für die Arbeit, die ich meiner Mutter gegenüber tapfer im Munde führe, gut ist —, leben vor mir verwirrende Giebel, Mauerwerk mit überhängenden Bastionen, aus deren kleinen Fensterkästen Levkoien und Fuchsien prahlen, und schließlich die zwei spitzen und schnippischen Türme der Lorenzkirche auf. Dicht daneben weiß ich nun das Haus, in dem seit Anfang der großen Geschichte Ihrer Heimat Ihre Eltern und Voreltern tüchtige Kaufleute stellten. Ich sehe den Hof, in dem ein grünes, veralgtes Sandsteinbecken seit jeher das klingende Rinnen einer dürftigen Quelle sammelt, den Hof, den eine steinerne Galerie ehrwürdig einschließt, und der alle Ihre Jugendspiele umschloß.

Ich sehe das Spinett in Ihrem Zimmer, das von

der Großmutter her noch dort steht, das sich nicht spielen läßt und nur silbern wie von selbst aufklingt, wenn durch das alte Haus an schwülen Abenden oder in Regennächten ein Atmen knistert.

Sie schreiben Ihren letzten Brief von Norwegen. Ich bleibe aber in Nürnberg, wenn ich mit Ihnen spreche, und ich weiß, daß es Ihnen recht ist.

Später einmal werde ich Ihnen meine Heimat zeigen. Das heißt, die Heimat meiner Mutter. In ihr aber weiß ich die Wurzeln meines ganzen Wesens. Sächsische Bauern, sächsische Höfe auf sanften Hügeln, breit und protzig hingesetzt. Dazwischen Hänge voll Obstbäume mit fruchtbaren, langen und gebeugten Zweigen, Straßen überwuchert von Wegerich und Huflattich.

Ein Bach, dem Erlengebüsch und rothaarige Weiden den Weg vertreten. — Ein paar Fichten stehen im Feld und rauschen von der schönen Zeit meines Urgroßvaters, in der noch alles hier Wald war, in der im Winter noch letzte Wölfe vor dem Gehöfte bellten . . .

Jetzt fangen die Güter an, sich zu versprengen. Die neue Zeit schlug ihre Habgier in das Leben. Die Leute gehen zur Stadt, und aus Tagelöhnern und Knechten mit braunen Händen und wuchtigem Gang werden blasse Straßenbahnschaffner und flinke Markthelfer.

Ja, die Bauernsöhne selbst werden Schreiber und Beamte.

Eine Reise mit einem Boot? Sie haben recht, das ist ein Traum für einen modernen Eichendorff. Selbst das Boot führen, wohin man will; weite Seen, schmale Ufer, Windmühlen und geduckte Dörfer im Horizonte. Die Angel werfen . . . und Zeit haben!

Über allem aber und in allem: Natur!

Wenn diese Leutchen, die Bücher machen in Berlin oder München, in spiegelnden Salons und gescheiten Kaffeehäusern, eine Ahnung hätten von törichter Erde und inbrünstiger Einfalt, von wortloser Demut den Dingen gegenüber, dem Licht und dem Leben!

Ich freue mich Ihrer Briefe immer zu tiefst, eben weil in ihnen unbefangen und ohne Eitelkeit ein Auge und ein Herz die Feder führen. Sie schreiben keine Belletristik, keine Vergleiche, keine Bildung. — Sie nennen Tatsachen, an denen Sie Freude fanden. So kommt es, daß — obgleich ich mich dieser Reise verschließen möchte und hartnäckig an der Lorenzkirche bleiben will — ich immer wieder doch ein Stück Sehnsucht hoch nach dem Norden trage.

Nur Ihrer Briefe wegen? Dulden Sie es, verehrtes, gnädiges Fräulein, daß ich Sie Freundin nenne?

Ich tue es nicht von heute zu morgen. Ich trage den Wunsch schon lange in mir und heute erst geb' ich ihm Raum, weil ich glaube, daß wir beide einander viel sein könnten. Geben Sie mir von Ihrer Frohnatur, geben Sie mir von Ihrer sicheren Klarheit, ich will Ihnen gern von meiner stürzenden, drängenden, verwirrten und im Grunde wohl einseitigen, sentimentalen Verfassung ablassen, soviel Sie nur mögen.

Jetzt ist mir freier! Ich weiß, daß Ihr nächster Brief, nach dem ich von dieser Stunde ab in aufrechter Sehnsucht Ausschau halte, gütig sein wird und mir eine Hand zusprechen, die ich innig halten will, weil ich von ihr weiß, daß sie mich sicher führt und treu . . .

Wenn ich ein paar Verse beilege, so tue ich es ohne schlimme Eitelkeit, aus der Laune heraus, mit der irgend jemand einen andern erfreuen möchte, wenn er seinem Briefe Vergißmeinnicht oder gepreßte Glokkenblumen zwischen die Seiten gibt.

Wir wollen froh sein, hell und übersonnt!
Wir wollen nicht in dunkler Klage tönen.
Wir wollen Teil sein in dem wunderschönen
Und wundertiefen Himmelshorizont.

Der seine Hände um die Erde faltet
— Sich um sie schlingt als schmales Band —

Der, selber Himmel — unverwandt —
Doch nur an Erde sich gestaltet!

*

Oft bin ich ohne Freude
Von Wolken überschwemmt.
Ich bin von Stubenwänden
Dann fröstelnd eingedämmt.

Doch schreit ich dann in Wälder
— Auf Wegen unbestimmt —,
Wird mir, als ob der Himmel
Die Trauer übernimmt.

Er trägt die grauen Frachten,
Ich weiß es nicht — wohin,
Ich fühl' nur überwältigt,
Daß ich der Alte bin!

*

Wenn ich fühle, daß ich einsam wurde,
Und der Abend an den Fenstern lehnt —
Nehm ich in die Hände einen Dichter,
Dessen Sehnsucht sich dann mit mir sehnt.

Und ich lasse mich dann von ihm führen.
Und ich schreite scheu mit seinem Schritt,
Und wir schreiten an verschloss'nen Türen
Und verschloss'nen Menschen schnell vorbei.

Und mit einmal sind wir vor den Häusern . . .
Klare Sterne wandern feldwärts mit.
In den Wiesen rauscht das Blut der Erde,
Und ich fühle, wie ich Wurzel werde —
Durstig trinke aus dem Quell der Scholle,
Und das Herz blüht groß und frei . . .

*

Komm Zauberin! Seele komm —
Und zeige
Deinen seltsamen Beruf
— Sei Geige!

Ich streiche mit flachen Tagen
Über Dich hin —
Und Deine Saiten sagen
Beseelt — Musik!

*

## 11

Als der Inspizient die Dekorationsprobe einklingelte, lösten sich aus den Gängen und dunklen Winkeln des Bühnenraums eine Reihe von Leuten, die langsam und wie schlafmützig sich dem Regietische näherten.

Hans Werner lehnte an einem steilen Wallensteinstuhl, neben sich den Tisch voll Zeichnungen und Skizzen. Das aufgeschlagene, durchschossene Regiebuch war mit Blau- und Rotstift grell durchwühlt.

Die Bühne lag weit und tief in einem krank-grünlichen Oberlicht, das all die herumstehenden und lehnenden Requisiten und Kulissen in ihrem sinnlosen Durcheinander nur doppelt unwirklich und gespenstisch erscheinen ließ. Die Leute liefen wie hinter wehenden Schleiern herum; derartig dichte Staubschwaden schwebten vom Boden auf, so oft Schritte die Bretter des Bühnenbodens zittern machten.

Hans Werner war gespannteste Aufmerksamkeit. Er hielt seine erste Probe heute und wußte in seinem Rücken die Kritik der Direktion.

Der Bühnenmeister trat zu ihm, der Beleuchtungsinspektor, der Tapezier und der Garderobenvorstand.

Hans Werner stellte sich ihnen vor und machte sie mit seinem Plan vertraut. Der Bühnenmeister, ein breiter Sachse, meinte aber:

„Ach de Bernd? Ne, Herr Doktor! Die steht schon! Da hätten Se sich die Mihe sparn können! Die baue ich Ihnen in fünf Minuten of, daß es kracht. Die steht noch vom Herrn Witter her. Die ham mer vor zwee Jahren als Novität gehabt. Heier ist es ja bloß Gastspiel. Da kömmer nich soviel Arbeet drof verwenden. Meine Werkstatt is sowieso dicke voll fir die Premieren. Un die gehn vor!“

Hans stand dieser gemütlichen Geschwätzigkeit ratlos gegenüber. Er nahm sich aber zusammen und sagte:

„Mein lieber Meister, die Premieren interessieren mich nicht im geringsten. Ich bin Regisseur für die ‚Rose Bernd‘ und habe also einfach für das Stück zu sorgen. Und ich wünsche ein für allemal, daß meine Anforderungen ohne großes Gespräch befolgt werden! Ich hoffe, wir haben uns verstanden!“

„Da müssen wir erst mal mit der Direktion sprechen, Herr Doktor! Ich bin schließlich e bissel länger am Theater wie Sie, nich wahr?“

„Sie können das nach der Probe halten wie Sie wollen. Wenn Sie jetzt noch ein Wort verlieren,

schreibe ich Ihnen einen Strafzettel, der sich gewaschen hat. Im übrigen an die Arbeit."

Hans ließ die einzelnen Leute die Sachen bringen, die er für den ersten Akt brauchte. Das meiste war ihm unmöglich. Er traf äußerlich ruhig die Anordnungen, die hier und da Änderungen bestellten. Die Leute schrieben alles auf. Er hatte den Eindruck, sein Auftreten war nicht wirkungslos verpufft.

Am Schluß sagte ihm sein Direktor, daß alles sehr gut gewesen sei, was er angeordnet habe, nur sei der Bühnenmeister eben doch im Recht. Der Etat könne einer Neueinstudierung nicht die Mittel einer Uraufführung zusprechen, außerdem handele es sich auch nur um ein Gastspiel. Denn ob sich das Stück ohne Gast halte, sei außerordentlich fraglich. Das sei die Kunst im Theater: ohne Kosten eine sinnige Regie herauszubringen; so schloß der Herr nicht ohne einen Akzent, der diesen Spruch zum gültigen Gesetz erhob.

Hans Werner begegnete dieser Ernüchterung wie einem vertrauten Bekannten.

Eva Kohler hatte oft genug das Theater und seinen Fabrikbetrieb geschildert.

Viel schwerer ließ sich die Arbeit mit den Schauspielern an. Die Herren und Damen des Ensembles waren in der Mehrzahl seit einer Reihe von Jahren im Rahmen dieser Bühne tätig. Jeder hatte mehr

oder weniger seine Gemeinde, ein jeder in irgendeiner Tageskritik seinen Anwalt.

Die Auseinandersetzung mit dem Vorurteil, das jeder Schauspieler einem theoretisch ausgebildeten Vorgesetzten entgegenbringt, versprach bereits nach der ersten Probe ernster Natur zu werden.

Die älteren Herren und Damen nahmen die Äußerungen des Hans Werner überhaupt nicht an. Sie traten auf, wo es ihnen gut schien, setzten sich, wo, wie und wann es ihnen lag und sprachen ihre Rolle ohne jedes Interesse an einer Atmosphäre. Erst nach einigen Strafzetteln kam ein stummes, doppelt widerwilliges Arbeiten auf. Hans Werner freute sich seiner neuen Macht. — Wie sein Direktor wohl seinen alten Freunden recht gab, ihm gegenüber aber sagte, daß es gar nichts schade, wenn er scharf vorgehe. Es tue nur gut, wenn wieder einmal Nordwind blase.

Bald suchten dieselben Leute, die anfänglich ihr Alter gegen ihn lächelnd ausspielten, in den Pausen seinen Regietisch auf und besprachen ernsthaft die folgenden Szenen mit ihm und befragten ihn um seine Wünsche.

Hans Werner ließ sich in den Pausen nie im Konversationszimmer sehen. Er war Menschenkenner genug, um zu wissen, daß diese Entfernung und Zurückhaltung ihm zugute kommen mußte; jedenfalls nicht

soviel Gelegenheit zu ständiger Kritik gab wie ein unmittelbarer Verkehr, der bei seinem Naturell nur zu rasch zur hemmungslosen Gemütlichkeit auswachsen würde. Den Herrschaften gegenüber, die zu ihm traten, war er von ausgesuchter Höflichkeit, wahrte aber bei aller Anteilnahme am Gespräch Distanze, so daß sich bald erwies, der Neue habe für den beliebten Klatsch kein Organ.

Die Schauspielerinnen blieben am längsten von seinem Regietisch entfernt, weil keine den Anfang machen wollte; wußten sie doch eine von der anderen, wie sehr der Spott über solch einen „Ankratz" herfallen würde.

Eine Volontärin brach den Bann. Die älteren Kräfte konnten es diesem Kinde nicht verübeln und waren im Grunde nur froh, nun diesen seltsamen Gründling selbst eingehender persönlich und außerhalb des Dienstes prüfen zu können.

Es dauerte nicht lange und die komische Alte beugte sich über den Tisch dicht zu Hans Werners Gesicht und fragte nach genauer Zeit. Sie tat es so, daß es keinen Zweifel gab, sie wünsche ein kleines Gespräch. Hans Werner kam ihrem Verlangen nach. Er erzählte einiges aus seiner Studienzeit. Er sprach über diese Dinge obenhin, so daß es einer Neugierde liegen mußte, hinter den Andeutungen mehr zu finden, als

der Wirklichkeit entsprach. Hans sah, daß er auf diese Weise gut fuhr. Die komische Alte war gewonnen, und als sie das Gespräch abbrach, wußte Hans, daß sie es nur tat, weil sie danach brannte, ihre Neuigkeiten sofort im Konversationszimmer anzubringen. Ihre Phantasie würde jedenfalls für ihn arbeiten und aus seinen Andeutungen lebemännische Anekdoten reifen lassen. — Bereits im nächsten Akt war der Ton aufmerksamer, fröhlicher und weniger gereizt.

Es gab sich gut, daß eine Kollekte herumging, die mit dem Namen gezeichnet sein wollte. Hans Werner wußte, daß die Kollegialität am Theater stark ausgeprägt ist und anderseits die Ehrfurcht vor Geld. Also nahm er die Liste wie nebensächlich entgegen, er fühlte die Aufmerksamkeit aller Anwesenden auf sich gerichtet, schrieb an Stelle seines Namens nur ein flüchtiges und unleserliches H. W. und zeichnete ebensoviel wie die Direktion. Achtlos und wie selbstverständlich gab er dem Theaterdiener den Zettel zurück. Die Wirkung entsprach seiner Erwartung, er war als Kollege aufgenommen, und die Reibereien, die ihm persönlich bevorstanden und nicht ausbleiben konnten, würden persönlicher Natur werden. Auf alle Fälle würde er sie nicht mehr als fremder Einzelner auszutragen haben gegen eine geschlossene Gemeinde, sondern er würde als Mitglied der Gemeinde immer eine Partei

für sich wissen können. Dieses Bewußtsein schmeichelte seinem jungen Selbstgefühl, und er sah den kommenden Dingen mit cäsarischer Nonchalance entgegen.

Hans freute sich sehr, als erster Aufgabe gerade der Rose Bernd begegnet zu sein. Das Problem, das ihm als erstes und, wie ihm schien, als grausamstes des Lebens angesprungen war, hatte hier eine Gestaltung gefunden. Seit der Kindsmörderin des Sturm und Drang, seit des Gretchens im Faust war dieses das erste Werk von Bedeutung. Hans Werner wunderte sich darüber, daß immer wieder das Mädel zum Helden erhoben wurde und nicht der Mann. Aber es war wohl das Natürliche so; denn die Gebärerin war zum Austragen der ihr zugefügten Schuld gezwungen. Die anfängliche Aktivität des Mannes löste sich in Lügen auf oder ging durch Flucht überhaupt verloren. Die werdende Mutter nur unterstand dem unerbittlichen Gesetze des Schicksals, so grausam ungerecht es sein mochte: das schwache Geschlecht, heldisch bestimmt, muß — ob es will oder nicht, und ob es dem Kampf gewachsen ist oder nicht — den Kampf ausfechten, dessen Anfang Hingabe darstellt, ganze Passivität, Liebe!

So wuchs sich für Hans Werner die Aufgabe, die Rose Bernd zu inszenieren, zur prinzipiellen Bedeutung aus.

Er wollte das allgemein Menschliche, die unsterbliche Idee vom reinen Naturalismus des gegebenen Werkes lösen, vor allem aber wollte er hinter den Dialogen das blitzende Pathos Schillers aufflammen lassen, durch Tempo, durch Pausen, durch Beleuchtung und dergleichen in seiner Macht liegende Betonungen.

Seele des Stücks wurde ihm August Keil, dieser strenge, sachliche und gewissenhafte Walter Ratt. Während Rose ihr Leid durch Schrei und Tat überlebte, lebte August Keil als stiller Kostgänger des Leides anspruchslos und fast wie selbstverständlich seiner unendlichen Güte.

Hans Werner fand im Darsteller des August Keil, einem Dr. Goos, viel Verständnis für seine Auffassung.

Dr. Goos hatte die größten Engagements abgelehnt, weil er da zu viel zu arbeiten hatte.

Er war einer jener genialen Kerle, die nur geben können, was ihr angeborner Besitz ist, die aber nicht im geringsten befähigt sind, durch Fleiß sich über ihre Natur hinaus weiter zu bilden.

Er hatte in der Schweiz Naturwissenschaften studiert, war dann zum Kabarett als Sänger eigener Lieder übergegangen, als dieses bald verflachte, zum Theater.

Er spielte nur Rollen, die ihm lagen, alle anderen sagte er ab.

Er meinte über sich selbst: Rollen seien ihm kostbare Vasen, und er könne keine ganzen, kunstgewerblich herausgeputzten verknusen. Sie müßten klein sein und voller Sprünge, dann blühe ihm eine Aufgabe als Darsteller. In anderem Falle genüge ihm eine Synthese von Kino und Grammophon. Der Dichter müsse das Maul halten können, um dem anständigen Schauspieler das Wort zu lassen.

Es gab wohl auch nichts Aufregenderes als diesen Dr. Goos in wortlosen Übergängen. Dann lebten seine Schultern, seine Hände und sein Gesicht! Aus jeder letzten Muskel sprang ein Spiel auf, ein Schluchzen oder ein Entsetzen. Die Augen überlohten den ganzen Menschen, und aus ihnen brach die Seele heraus und trug sich verschwiegen bis in das letzte Parkett hinein. Diesem Menschen nun lag der August Keil.

Als ihm Hans Werner vorsichtig zu erkennen gab, daß er in dieser Rolle den wahrhaftigen Helden des ganzen Stückes sehe, nickte er, sah Hans fest an, gab ihm die Hand und sagte:

„Christus ist immer der wahre Held, auch wenn er August Keil heißt, wenig Worte macht und von robusten Menschen an die Wand gedrückt wird."

Hans war sehr glücklich, als die letzte Probe dieses

Spiel vorübertrug. Es war ihm gelungen, dem Ganzen Menschennähe zu geben, ohne dadurch der geistigen Einheit verlustig zu gehen. Die Hauptprobe mit dem Gast begann. Die Else Lehmann, die das Stück unter dem Dichter selbst kreierte, verschob willkürlich fast alles, was Hans angeordnet hatte. Sie spielte das Stück schon soundso viele Male und dachte nicht daran, sich wegen der drei Abende, die sie hier in der Provinz gastierte, auf Änderungen einzulassen.

Für sie stand das Stück wie für den Theatermeister bei der Dekorationsprobe.

Die Bühnenarbeiter und einzelne Schauspieler lächelten vergnügt, als sie Hans Werners Erregtsein sahen.

Hans Werner kroch in seinen Regiestuhl und überließ wortlos dem Gaste das Feld.

Bei Tisch, dem Vater gegenüber, bekam die Sache ein anderes Gesicht. Hans sprach sicher und ganz von sich.

Vater Alexander hatte die Eröffnungen seines Sohnes hingenommen, wie er alle Tatsachen wortlos und als unabänderlich aufzunehmen sich gewöhnte. Die Eröffnung von Hans, daß er durch das Engagement unabhängig vom Elternhaus geworden sei, brachte außerdem eine bedeutende finanzielle Erleichterung mit sich, so daß für ihn die Entscheidung sei-

nes Sohnes keinen Rückschlag darstellte. Zumal auch gesellschaftlich dieser Werdegang durch seine Kollegen und ihre scheinbar überraschten, aber durchaus ernsten Glückwünsche gebilligt wurde.

Mutter Anna war sogar beglückt. Wenn auch tausend Sorgen sie aufschrecken ließen, so glaubte sie heimlich doch an das Glück ihres Sohnes. Er würde also doch ihre Sehnsucht zu Markte tragen und ein berühmter Mann sein. So sehr sie sich dagegen stemmte mit Zweifeln und Mißtrauen, im Grunde ihres Herzens blühte Freude auf.

Eva Kohler lebte in Wien. Hans vermißte sie sehr. Sie wäre der einzige Freund gewesen, der ihm praktische Winke geben könnte, der einzige Kamerad, zu dem er seine Enttäuschungen restlos hätte bringen können.

Und die Enttäuschungen wucherten auf wie Unkraut.

Alles ging auf das Äußere, der Kern des Theaters war die Wirkung, die Wirkung des Augenblicks, nicht die Wirkung, die Entwicklung erzwingt. Hans Werner litt unsagbar, als nach den ersten Tagen stetig offener, der Betrieb seine faule und billige Art zu erkennen gab. Er fühlte wieder, wie gering zu bewerten das Wissen um etwas ist. Alles, das Erleben bedeutet! Mit dem Kopf kann man alles ertragen; aber

wenn man sich als Mensch mit seinem Leben für etwas einsetzen will, muß man es ernst nehmen, aus innerer Überzeugung heraus braucht man den Glauben zur Sache wie ein Stück tägliches Brot.

Hans Werner engte den Blick ein durch Arbeit. Er las täglich drei bis vier Dramen, er übernahm jede Probe, der er habhaft werden konnte, er bemühte sich in der Verwaltung, um den Etat — kurz, er packte das Theater von allen Seiten und suchte eine Befriedigung, eine persönliche Befreiung im Fleiß.

Die Aufführung der Rose Bernd war ein Erfolg.

Die Else Lehmann, die seine Arbeit herausfühlte, hatte sich an ihn gewendet und sich für seine Regie bedankt. Dann hatten sie nach den letzten Proben immer miteinander geplaudert, und sie erkannte mehr und mehr, wie sie einem jungen Menschen das Beste einfach gestrichen hatte. Sie entschuldigte sich in ihrer offenen Menschlichkeit, und so wurden sie gut Freund miteinander. Hans Werner nahm das Handexemplar Hauptmanns, das die Lehmann seit der Uraufführung besaß, mit sich und vertiefte sich in die Arbeit, die Brahm und Hauptmann damals gemeinsam leiteten.

Wie wurde er bescheidener, als er sah, daß selbst solche Männer sich der besseren Erkenntnis verschließen müssen, wenn es um Erfolg, wenn es um die Seele des Theaters geht — die Wirkung.

Zwei Kritiken erwähnten seine Regie. Wie erschrak er aber, als sein Direktor ihm dazu lässig auf die Schulter schlug und sagte:

„Na, bei den beiden Bonzen hätten wir Sie angebracht! Ich habe sie übrigens die große, ganze Pause hindurch bearbeitet und auf Ihre guten gesellschaftlichen Beziehungen hier am Ort hingewiesen."

Also eine geschobene Wirkung. Er fühlte aber sehr bald, daß am Theater es ganz gleich bleibt, aus welchen Motiven heraus gute Besprechungen wachsen, daß es vielmehr nur von Bedeutung ist, gute Besprechungen zu bekommen. Die Erkenntnis bedeutete der Natur des Hans Werner gegenüber freilich keine Erleichterung. Er erkannte nur tiefer, wie schwer der Weg war, den er eingeschlagen hatte; und er sah stündlich neue Gefahren, die seiner Art lauerten und ihn um seine innere Freiheit betrügen wollten.

Bald hatte er sich angewöhnt, erst nach dem Theater zur Nacht zu essen.

Dr. Goos, dem er sich näher angeschlossen hatte, nahm ihn mit zu einer Runde literarisch interessierter Köpfe.

Vereinzelt war er schon in München mit Leuten zusammengekommen, die ihre ersten Gedichtspublikationen hinter sich hatten, und deren Tage nun das Warten auf Kritiken darstellten. Hans Werner hatte immer

eine gesunde Abneigung gegen diese blassen Typen gespürt, die wie Spinnen in einem System von erzwungenen Vorstellungen saßen und nur auf den armen Tölpel zu lauern schienen, der ihrem Gewebe zu nahe kam. Dieser Schlag Menschen hatte seine Naivität, sein Unbewußtsein verloren, und er kam Hans schlimmer vor, als wenn ein Mädel seine Unschuld aufgegeben hätte. Die Gespräche im Kaffeehaus waren stets persönlicher Klatsch geblieben oder Gerede von der Bedeutung, wie die Griechen ihm beim Barbier nachgingen.

Jetzt also saß er abends wieder an einer Runde, die es für nötig hielt, aufgeregt unter dem Strich nach dem eigenen oder befreundeten Namen zu suchen.

Immerhin waren einzelne schon reifer und selbstsicherer. Daß Hans den einen, der aus Prag stammte und zur Zeit in literarischen Kreisen gerade als junger Goethe ausgespielt wurde, noch nicht kannte, wurde ihm als Schmierenunbildung lange übel vermerkt. Er las Gedichte dieses aufgeregten Menschen und fand einzelne Verse, die ihn seltsam aufwühlten und mit unheimlicher Kraft seiner inneren Welt Herr zu werden schienen.

Menschlich befreundete er sich mit einem Dr. Kohlhas näher, der während seiner Ausbildung als Tenor beim Münchner Fasching einen Schlag über die Nase

bekam, der die ganze Resonanz zertrümmerte und ihn so zu musiktheoretischen Studien zwang.

Kaum war nach verschiedenen Operationen die Nase so weit hergestellt, daß die Stimme einigermaßen trug, war er sofort nach seiner Promotion wieder zum Theater heimgekehrt. Da es zum Gesang noch nicht reichte, volontierte er am Stadttheater. Er war Schwabe und saugrob. Es war für Hans Werner wohltuend, wenn der breite, große Kerl die wie aus Seide gewobenen Gespräche der übrigen Geistigen auseinander riß, um irgendeine herzhafte Anekdote dröhnend zum besten zu geben, oder um nicht zu dulden, daß irgendeiner der Klassiker, an denen er mit ganzer Pietät hing, heruntergemacht wurde.

Hans Werner brachte es schließlich fertig, daß sich die Abendgemeinde trennte. Die eine Partei zog es vor, nach dem Abendbrot in die Bar zu gehen und bei Zigaretten kostbar zu plaudern. Während Dr. Goos seine Schaar in eine Münchner Bierstube führte, wo man bei einer Zigarre behaglich über Vergangenheit und Zukunft sprach, ohne im geringsten das Gefühl literarischer Repräsentation zu haben.

Immer wieder brachte es die Interessengemeinschaft mit sich, daß das Gespräch schließlich vor der prinzipiellen Bedeutung des Theaters stand.

Die Literaten hatten es sich leicht gemacht.

„Euer Theater? Problem? Unsinn! Führt Schiller auf, da könnt ihr das Theater nicht groß genug kriegen. Führt uns auf, nicht klein genug. Also Volkstheater — für Volk und seine Klassiker, und Kammerspiele — für unsere Gemeinde und uns.“

Hans Werner war an dieser Schlagwortüberlegenheit jedesmal zum Kochen gekommen.

Er konnte keine Phrasen vertragen, wenn es um die Sache ging. Er schrie es ihnen ins Gesicht:

„Ihr Laffen! Schwätzt über Dinge, von denen ihr keine Ahnung habt. Volk! — eure Gemeinde! Sonne! — und Gaslaterne!“

Dr. Goos beruhigte ihn:

„Geh mir fein säuberlich um
Mit dem Knaben Absolum!
Es gibt eben solchene und solchene!
Es soll Menschen geben,
Die von Büchern leben,
Und ihr Stuhlgang, liebes Herze,
Ist und bleibt — die Druckerschwärze.“

Kurz, es war höchste Zeit für eine Trennung gewesen.

Aber noch jetzt, wie sie unter sich waren, die das Theater als Lebensaufgabe anging, waren die größten Reibungen vorhanden.

Stetig stärker und tiefer erlebte Hans Werner den Unterschied zwischen der idealen Forderung des Theaters und seiner praktischen Auswertung.

In dieser Zeit innerer Krise traf er plötzlich und unerwartet Erich Pöscher.

„Du hier?"

„Ja, ich bin für das Wintersemester wieder hier. Und ich werde wohl hier bleiben!" so Erich.

„Immer?"

„Immer!"

„Du hättest mich aufsuchen können" — meinte Hans.

„Ja, du hast recht! Ich hätte dich aufsuchen können."

Erich Pöscher schritt jetzt neben Hans, der dem Theater zustrebte.

„Du hattest Gründe, daß du es nicht tatest" — witterte Hans.

„Vielleicht! — Übrigens, ich hörte von deiner Ernennung. Ich freue mich sehr für dich!"

„Du bist ein anderer geworden?" — und Hans Werner sah Erich Pöscher dabei überprüfend an. Nach einem Weilchen fragte er weiter:

„Und die Kunst? Oder richtiger, was macht die Kunstgeschichte?"

„Ich bin wieder Jurist!"

„Ja, zum Teufel, auf welcher Hexenschaukel reitest du denn? Nationalökonom, Kunstgeschichtler und jetzt Jurist. Nüchterner Jurist dazu, gelt? Jurist mit der Anwartschaft auf sämtliche Titel sämtlicher königlich sächsischer Behörden, wenn mich nicht alles täuscht" — brauste Hans bitter auf.

„So ist es! Umgekehrt wie du ist meine Entwicklung gegangen. Du hast dich vom Beamten freigemacht und bist Künstler geworden, und ich habe mich zum Beamten bekannt. Bekannt? Nun ja, es ist aus Gründen und Erwägungen mancherlei Art eben so gekommen!"

Erich Pöscher sprach wieder klug.

Hans Werner dachte — so klug wie am Anfang. Aus ihm spricht wieder der Herr Vater; er lächelte ironisch.

Erich Pöscher, der nicht auf ihn hinsah, hatte es trotzdem erfühlt, er sagte:

„Du hältst Gericht über mich. Ich finde dein Urteil nur etwas schnell. Im übrigen unterschreibe ich es."

Seine Stimme flockte seltsam. Sie klang Hans vertraut, unsicher und voll Scham. Wie aus der Zeit der ersten Anfänge. Hans Werner gab sein lächelndes Gesicht auf. Es tat dem andern nur weh und nützte keinem. So gingen sie wortlos nebeneinander.

Vor dem Theater bot Hans Werner Erich die Hand. Ruhig, wie selbstverständlich. Er sah auf ihn mit vollem Auge und sagte:

„Es ist im Grunde ja nur selbstverständlich, was du tust. Man rettet halt, was man retten kann! Und wenn es das nackte Leben oder ein kläglicher Beruf ist."

Erich Pöscher erwiderte:

„Es ließe sich vieles entgegnen. Aber du hast harte Ohren! Jedenfalls weißt du jetzt den Grund, weswegen ich dich nicht aufsuchte. Du bist durch! Brauchst also meine Freundschaft nicht mehr. Und ich bin auch durch. Wenn auch unten durch. Und selbst wenn ich deiner bedürfte, du hast für andere nie viel Zeit übrig gehabt! Und ich bin ja auch damit fertig geworden."

„Es ist bequem, so fertig zu werden, lieber Erich! Reißen wir doch keine sentimentalen Sprüche zu schlechter Letzt. Jeder frißt halt aus der Krippe, die zu ihm paßt. Manche suchen das Futter überhaupt gleich auf dem Bauche zu bekommen. Ich wünsche guten Appetit."

Der Windfang des Bühneneingangs schlurfte hinter Hans in seiner Angel erregt hin und her.

Hans jagte aufgeregt nach seinem Zimmer, und während er den Eingang der Post mechanisch durchblätterte, war sein inneres Gesicht vor den Urnen

seiner verlorenen Freunde. Er las mit einem Male hart und klar in der unendlichen Folge von Namen: Erich Pöscher. Er mußte lächeln und schrieb mit den Augen noch dazu: lebendig begraben. Er fühlte, daß die lebendig Toten am schwersten schmerzen.

Als Hans Werner eine Stunde später Briefe diktierte, lauter nüchterne, belanglose Geschäftsbriefe, Kohlenbestellungen, Abschriften von Zeugnissen, Zuschriften an Vereinsverbände für Volksabende, Absagen an junge Autoren, Antworten an Bühnenvertriebe usw., unterbrach er sich plötzlich selbst und fragte laut: „Woher dein Hochmut?"

Das Fräulein, dem er diktierte, kicherte freundlich und verheißend auf; endlich ein persönlicher Anfang dieses dienststreberischen, jungen Mannes. Sie erschrak nicht schlecht, als er seine versehentliche Unterbrechung korrekt entschuldigte und nur sachlicher und zurückhaltender, mit geschlossenem Gesichte fortfuhr, nüchterne Briefe in die Maschine zu sprechen...

Später kam die Lore Felden auf sein Zimmer. Über ihrer Nase stand eine Brücke dichter, brauner Sommersprossen. Große und in der Bewegung wie flatternde Augen lehnten unter einer vorgebeugten Stirn. Das Haar war schlicht und streng zurückgeworfen; so trug der Kopf den schmalen und sauberen Ausdruck einer frühen Nonne. Sie war eine tiefe

Schauspielerin. Man nahm es ihr übel, daß sie sich dem allgemeinen Betriebe ganz abschloß und nur auf Proben und an den Abenden selbst dem Theater gehörte. Lore Felden war mit einem Sänger in Weimar verlobt. Soviel wußte Hans Werner von ihr.

Er freute sich jetzt darüber, daß er ihr den Urlaub bewilligen konnte, um den sie nachsuchte, damit sie ihren Bräutigam besuche, der krank sei.

Als er den Urlaub seinem Direktor mitteilte, brauste dieser gegen seine Gewohnheit auf:

„Ich muß dringend bitten, künftighin diese Dame nicht mehr zu beurlauben."

„Die Krankheit ihres Bräutigams ließ mir das Gesuch dringend erscheinen" — erwiderte Hans.

„Dann lassen Sie künftig die Dame auf mein Zimmer kommen" — sagte der Direktor.

Er schob seinen breiten Rücken an die Lehne seines weichen Lederstuhles, dehnte die runden Beine unter dem Schreibtisch und schien voller behaglicher Laune bereits auf ihren Besuch zu warten.

Hans sah ihn und seine breite bequeme Geilheit plötzlich widerlich nackt. Er sah ihn als Phallus des ganzen Betriebes.

Als er später dem Fräulein Lore Felden sagte, daß sie sich bei ihrem nächsten Urlaubsgesuch an den Direktor zu wenden habe, sah sie ihn kurz und fest an,

dann sagte sie: „Ich werde also meinen Bräutigam nicht wieder aufsuchen können."

Hans hatte immer mehr freie Zeit. Je mehr er sich einarbeitete, um so mehr gewann er die Überzeugung, daß sich ein Theater ohne ein Gran Verstand leiten lasse. Alles war Geschäft und Glück. Denn wo es sich um künstlerische Entscheidungen: Wahl eines Stückes oder Engagement einer neuen Kraft handelte, waren Faktoren ausschlaggebend, die reines Lotterie-Niveau bedeuten: Publikum und Zufall.

Hans blieb abends länger im Kreise der Zecher, er hockte sich während der Pausen bei den Proben mit an den Schauspielertisch zu einem Frühschoppen, und bald, ohne daß er es sich klar machte, verlor er sich mit an den großsprecherischen Ton, der am Theater zu Hause ist.

Er hörte nur zu, um das Gehörte überbieten zu können mit eigenen Erlebnissen, und als er erst fühlte, daß man auf diese Weise immer mehr Kollegialität ausbezahlt erhielt, ließ er seine Phantasie ganz außer Zucht und Zügel. Zumal, wenn er ein paar Glas Bier oder Wein getrunken hatte, schoß seine Rede so über die Runde her, daß er bald den Ruf eines prächtigen Kerls genoß.

Dr. Goos sagte einmal auf dem Heimweg: „So

will es das Theater! Entweder der Suff oder die Liebe — aber ein Laster muß her — du schwadronierst noch —" sie hatten längst schon Brüderschaft getrunken. — „Das ist der Prolog auf die Entscheidung. Ich wette, daß es bei dir die Liebe wird!"

Dr. Goos torkelte in seine eigene Rede hinein. Es stieß ihm heftig auf, dann fuhr er fort:

„Ich bin betrunken, wie du siehst, immer betrunken! Dich läßt Frau Martha grüßen!"

## 12

Frau Martha war die Gemahlin des Oberregisseurs. Sie war eine Blondine aufregendster Art, und wie es das Theater mit sich bringt, war ihr Leben nicht ohne Vergangenheit. Sie spielte — so hatte es die Kassiererin Hans Werner zugetragen — an die zehn Jahre an den kleinen Theatern der Provinz, meistens Bädern und lebenslustigen Garnisonen, Liebhaberrollen, als sich einer ihrer Partner derartig endgültig in sie verliebte, daß er ihr die Ehe antrug.

Sie stand mit genügender Erfahrung in der Welt, um das Positive dieses Antrags würdigen zu können. Seit acht Jahren lebte sie in dieser Stadt mit ihrem Manne, nicht ohne ihm drei Töchter geschenkt zu haben, deren Herkunft nur standesamtlich gesichert schien.

Wie dem auch sein mag, sie war eine Frau am Anfang der Dreißig, deren Haltung gewitzigtere Liebhaber reizen mußte, als wie ihr einer in Hans Werner begegnen sollte.

Er sah sie zum erstenmal im Dämmer einer Generalprobe. Er stand in der dritten Reihe des Parketts und war ganz kritische Aufmerksamkeit für die Vor-

gänge der Szene, als ihn plötzlich eine leise Stimme belegte und fragte:

„Meinen Sie nicht, daß mein Mann weniger grell Maske machen sollte?“

Hans erwiderte, daß er es sich auch schon notiert habe, nur den Herrn Oberregisseur nicht in seinem meisterlichen Spiel hätte unterbrechen mögen.

In der Pause dann waren sie näher miteinander bekannt geworden, und als Hans sie versicherte, daß er in ihrem Manne eine außerordentliche schauspielerische Kraft sehe, schien ihre neue Freundschaft besiegelt.

Frau Martha — so nannte sie die Umgangssprache des Theaters — wurde ständiger Gast der Proben, auch abends war sie fast ständig in der Loge anzutreffen, von der sie wußte, daß sie in ihr Hans Werner begegnen mußte.

Hans Werner, erst ohne jede Erkenntnis der ihm zugefallenen Möglichkeit, blieb höflich und zurückhaltend, bis eines Tages ein Gespräch an der Hand kleiner Scherze verfänglicher geworden war und selbst seiner Unschuld Ausblicke eröffnete, denen er mit brennendem Auge nachging.

Er erlebte in sich die satanische Nacht, die uns aus aller Vernunft stürmisch entwurzelt und leidenschaftlich dahin stürzen läßt, wohin ihr Wille uns wirft.

Jetzt suchte er jede Gelegenheit, ihr die Hand zu küssen. Und jede Berührung, mit der sie im Dämmer des Zuschauerraumes seine Erregung steigerte, ließ ihn lockend ahnen, welche Fülle von sinnlichen Erlebnissen sie für ihn aufbewahren mochte.

Eines Abends nach einer Premiere, als die ganze Theatergesellschaft bei einem Glase Wein noch beieinander saß, riß ihn Frau Martha unvermittelt aus einem Gespräch mit Lore Felden, neigte ihm ihr Gesicht — sie saß gegenüber — und trank ihm zu.

Dieses Neigen des Kopfes und diese Hand, die sich wie ein blasser Kelch um die Blüte des vom Wein rotglühenden Glases schloß, ließ ihm plötzlich die Erinnerung aufleben, und er wußte, dieser Frau war er damals in der Weinstube begegnet. Sie war ihm willig gegenüber gesessen — wie heute.

Nun, er beschloß zu zeigen, daß er jetzt nicht mehr die Flucht ergriff. Er hob sein Glas und grüßte wieder.

Als er ihr schmales Gesicht sah und die Augen, die übergingen von schwülem Verlangen, wußte er auch, daß dieser Gruß mehr war als ein belangloser Trank.

Er entsann sich des Fußes und der Wade. Als er den Druck ihrer Fessel an seinem Schuh spürte, hätte er aufspringen mögen vor geballter Sinnlichkeit und sie vor allen Leuten küssen.

Sie hatte sich aber schnell wieder in Zucht, und er sah, wie sie sich mit ihrem Nachbar unterhielt, ohne von seinem Fuß abzusehen; er aber ließ die Lore Felden das Gespräch bestreiten, so war er gefangen von dem neuen Anprall seines Herzens.

In bestürzender und überstürzter Schnelligkeit ergab sich die Folge. Das Gefühlsleben des Hans Werner vermochte kaum mitzugehen, so schnell gab sich die Erfüllung des Wunsches. Hans quälte sich noch vor der Vorstellung ab, daß er Kindern die Mutter, einem lieben Kerl von Manne die Treue nahm, als die Gelegenheit, von Frau Martha gesucht und gestellt, alle Bedenken über den Haufen warf und Hans Werner zum Geliebten machte.

Als er ihr von ihrer eigenartigen ersten Begegnung sprach, entsann sie sich scheinbar ihrer, lächelte ihm tief in das Gesicht und sagte verhalten:

„So kannst du wissen, wie du mich quältest mit Sehnsucht!"

Hans Werner glaubte ihr. Er glaubte, daß ihre Begegnung von damals jetzt ihre Erlösung gefunden hätte. Er glaubte zu erkennen, daß jeder Lebensweg geführt werde von der Sehnsucht, mit der irgendeine heimliche, starke Liebe bestimmend eingriff. Er sah, daß sich das Leben immer wieder gütig von selbst zum Ring schloß; daß es im großen wie im kleinen An=

fang und Ende in einem sei, weil nichts ohne Folge bleibe und jede Folge wiederum ihrer Erfüllung entgegenliefe.

Hans Werner schrieb Hymnen, die er ihr vorlas und dann im offenen Feuer verbrannte, um sie durch keinen Zufall Verräter werden zu lassen.

Er hatte ein Zimmer in einem verlorenen Viertel der Nordvorstadt gemietet, und dort erlebten sie ihre Gemeinsamkeit.

Dein Leib ist gütiger
Als das Gesetz der Bürger,
Das sich vor unsre Feste stellt,
Uns unsre Weihe noch vergällt.
In dir ist Freiheit,
Und der Tanz der Glieder,
Der dich mir zuwirft,
Ist himmlische Marseillaise des Blutes,
Die Freude versprach,
Und wehe Freiheit hält
Über gebundenen Tag!!

Er las diese Rhythmen aus der Seele mit gepreßter Stimme, und ihr Mund trank dann von seinen aufgebrochenen, harten Lippen alle Erregung. Sie streichelte ihn unablässig, und ihre Stimme sprach auf ihn ein, verschleiert und voll heimlicher Schwüle. Er fragte sie, ob sie vor ihm schon einen Mann besessen

habe. Sie weinte und sagte: Vor ihrer Ehe! Er drang eifersüchtig weiter in sie. Schließlich gestand sie, daß an einem Hoftheater der Fürst selbst sie umworben und endlich besessen habe. Er tröstete ihre Tränen. Er hätte mögen Anarchist werden um dieser Brutalität willen.

Immer wilder war Hans Werner besessen und immer törichter wurde er. Und er dachte nicht an Walter Ratt und daran, wie sehr er ihm gleiche.

In diese Zeit fiel ein Brief aus Nürnberg, der eine Einladung für den nächsten Sommer brachte. So erwiderte Hans Werner das Schreiben:

Liebe Freundin!

Sperren Sie einen Affen in den Zoologischen Garten ein und zeigen Sie ihm dann auf Prospekten bunt und wirklich hingeworfen seine Heimat. So possierlich das Gebaren des Tieres sein mag, wenn er sich in der Enge des Gefängnisses zu Hause fühlt, so lächerlich possierlich mag für den Dritten mein Gesicht gewesen sein, als ich Ihre Einladung las und über die Zeilen hinweg mir das darin versprochene Leben träumte . . .

Das Leben des Theaters ist chemisches Präparat; Konfliktsanalysen, Charakteranalysen usw. Die Elemente, die sich ergeben, sind im Grunde nur Surrogate. Das Wesentliche fehlt dem Theater: die Natur.

Eine Kunst aber, die um die Natur betrogen sein muß, wird nie ganz wahrhaftig werden können. Wir darstellen ohne wahrhaftige Erde, ohne wahrhaftigen Himmel, Menschen ohne wahrhaftige Komödianten! Dabei schweige ich über die Stücke, die wir bringen. Von denen die allermeisten gestellteste Unnatur in jeder Hinsicht sind.

Der Maler stellt mit gleicher Inbrunst den Menschen in seine Welt, wie er die Welt und den Menschen nach seinem Gefallen gestaltet. Natur und Person als Einheit ergeben die Welt des Rahmens.

Ich sah in der Rose Bernd an zwei Freilichtluftakten, zu welcher Lächerlichkeit das Theater sich selbst degradiert, wenn es den Ringkampf mit der Sonne, einem Kartoffelbeet oder einer Getreideernte aufnimmt. Eine geduckte Stube bleibt der einzige denkbare Mörser, in dem ein Dramatiker seine Präparate zerstoßen kann.

Mächtig drängt es, die Brust zu spannen,
Das Geschmier der Kulissen zu sprengen
Und mit törichten, verliebten Lobgesängen
Wogende Wälder, rauschende Straßen zu bannen!

Mir ekelt vor papiernen Konstruktionen,
Vor mathematisch klugerdachten Spielen!

— Was wissen wir, wohin wir zielen?
Wurf, der wir sind, durch seligste Äonen!!

Und Sie schreiben, teuerste Freundin: Kommen Sie mit dem Frühling, daß wir gemeinsam auf den Mecklenburger Seen den Sommer verleben mit hämmernden Motoren! Ein Boot, in dem Küche ist und Schlafraum und ein Wohnzimmer; in dem ich am Abend bei traulicher Lampe vorlesen soll. Eichendorff oder Mörike oder Goethe?

Mein Herz schlägt mir im Halse vor Sehnsucht. Aber ich bin ein Kind dieser Erde und ihrer Pflichten. Ich bin engagiert und außerhalb meines Lebens rauscht diese Freiheit! Der gute Wille ist bekanntlich der beste Weg zum Himmelreich! Beiden also gewiß! Feiern wir dort dann meine gewonnene Freiheit. Inzwischen seien Sie, liebste Menschenschwester, herzhaft bedankt . . .

Bald darauf trat eines Abends der Logendiener zu Hans und überreichte ihm eine schmale Visitenkarte. Statt des Namens stand: Ich bedaure zwar, Ihnen hier zunächst begegnet zu sein, möchte Sie aber auf meiner Durchreise wenigstens gesprochen haben.

Hans führte an diesem Abend Regie zu einem französischen Salonstück flachester Art.

In der nächsten Pause begrüßte er seine Freundin.

Sie lehnte im Sessel. Das Gesicht nach der Tür gewendet, erwartete sie bereits sein Eintreten. Neben ihr stand ein langer, blonder Mensch. Sie stellte ihn vor, und Hans freute sich, in ihm ihren Bruder kennen zu lernen. Sie kamen von Nürnberg, ihrer Heimat, und wollten nach Berlin. Hans entschuldigte sich, daß er seinen Freunden gerade einen solchen Abend hätte vorsetzen müssen. Aber Hanneliese Trucher — so hieß die Freundin — lachte nur und sagte, daß sie sich außerordentlich freue, ihn sozusagen im Negligé überrascht zu haben. Wenn man sich nämlich anfange, seiner Liebe zu schämen, sei es mit ihr nicht mehr weit her. Und das erwarte sie von einem Hans Werner.

Hans Werner hing ständig inniger an dieser Freundschaft, je tiefer er fühlte, wie ehrlich — ja sachlich — Hanneliese ihn als Mensch an sich gelten ließ. Hatte ihn früher bereits Eva Kohler erkennen lassen, daß sie ihn für einen Dichter nehme, so störte ihn dort doch immer wieder die Schnelligkeit, mit der ein Urteil heute gewonnen, morgen entwertet wurde.

Ganz anders die Art der Hanneliese. Diese junge Dame, durch den Tod ihrer Eltern früher, wie es sonst in ihren Kreisen zulässig ist, selbständig geworden und durch praktische Lebenserfahrungen gesichert, anderseits wirtschaftlich völlig unabhängig, war Hans Werner in München gegenübergetreten, wie es ihre

Art bestimmte: süddeutsch herzlich, offen und kameradschaftlich —; jedenfalls ganz ohne die demütige Zurückhaltung, auf die in kleinbürgerlichen Kreisen junge Mädchen, die für eine Ehe in Betracht kommen, erzogen worden sind. Schon nach den ersten Worten hatte Hans Werner, ohne sich selbst irgendwie Rechenschaft darüber ablegen zu können, innerlich erkannt, wie sehr ihm diese Begegnung not tat.

Nur seiner Mutter gegenüber hatte er dieser Freundschaft und ihrer Bedeutung einmal flüchtig Erwähnung getan; sonst hatte er sie als seliges und bedeutsames Geheimnis für sich behalten.

Die Briefe, die sie miteinander inzwischen ausgetauscht hatten, waren von ihrer Seite herzlich, von seiner Seite schäumend-überbrausend und voller Verse.

Jetzt stand Hans Werner also plötzlich wieder in ihrer Gegenwart. Es war ihm, als er in ihr Gesicht sah, als ob er aus ihrem Auge mit einem Male alle die lauten und drängenden und überstürzten Briefe läse, die er aus schwermütigen Abenden und dunkelnden Stimmungen heraus an sie schrieb.

Hans Werner schämte sich seiner unendlichen Rückhaltlosigkeit und war sehr befangen.

Hanneliese sah seine Scham und wußte das Gespräch so zu führen, daß Hans bald von diesem ersten Bedenken weggetragen war.

Man saß zu Dritt diesen Abend im Hotel Hauff. Hannelieses Bruder hatte einen lauschigen Erker nach dem Theater reservieren lassen. Eine Flasche Wein gab bald unbedachtere Freude, und Hans fing an, mit viel Zynismus vom Theaterleben zu schwätzen.

Er wurde rot, als Hanneliese ihn bat, sie damit zu verschonen. Sie habe nicht den Regisseur, sondern Hans Werner besucht. Was er an Neuem geschaffen habe?

„Nichts!"

Hanneliese lächelte seines Gekränktseins und fuhr fort:

„Sie sollten sich viel lieber dieses Nichts schämen, als ihre Eitelkeit in Schutz zu nehmen!"

„Hören Sie mal . . .," sammelte sich Hans.

„Nein, Sie sollen jetzt hören!" blieb Hanneliese am Wort.

„Ich setze voraus, daß wir Freunde sind. Ich nehme das Wort ernst. Da birgt es Pflichten in sich. Ich kenne Sie. Sie sich nicht. Also habe ich die Pflicht, Sie auf Gefahren aufmerksam zu machen, die Sie selbst noch gar nicht kennen. Sie verbummeln am Theater! Ja doch!" — betonte sie energisch, als sie eine Einwendung im Gesicht von Hans fühlte — „Ihre Briefe wurden flacher! Haltloser! Billiger! Ich hatte die Wahl! Entweder den Briefwechsel ein=

schlafen zu lassen — Sie wurden müde, das war kein Kunststück zu erkennen. Oder: Herfahren, Kopfwaschen, kurz, reine Wirtschaft machen und der Freundschaft die Treue halten. Ihre ersten Briefe lebten zu tief in mir, als daß ich ersteres hätte fertig gebracht. Nun bin ich da. Ein Mensch, der solchen Schmarren inszeniert, der muß ja verflachen. Solches Handwerk färbt eben ab . . ."

Hans Werner brachte Gegenbeweise. Das Gespräch wurde ständig erregter.

Johann Trucher saß vergnügt dabei. Er war der einzige Bruder der Hanneliese. Und er hatte schon Angst gehabt, an diesen fahrenden Theaterburschen seine Schwester zu verlieren, denn er hatte gesehen und oft genug hören müssen, wie sehr sich Hanneliese mit Hans innerlich beschäftigte.

Als der Streit kochte, bestellte er Sekt. Hanneliese lachte auf, weil sie ihren Bruder und seine frühe Freude durchschaute. Der Abend endete still und fast verlegen.

Johann Trucher erzählte von seiner letzten Rennfahrt. Er schilderte begeistert die Vorzüge der Daimler-Motoren gegenüber der seelenlosen Fabrikware anderer Firmen. Hans Werner sah auf Hanneliese. Auch ihre Gedanken waren nicht bei der Rede des Bruders. Dann und wann begegneten sich die Augen

von Hans und Hanneliese. Sie lösten sich seltsam schwer voneinander und in ihr Versunkensein nahmen sie das Bild des anderen mit sich. Hans Werner sah sie im Ledersessel lehnen. Ein schmaler, fester Hals trug ein Profil von jener eigensinnigen Linienführung, wie wir ihn nur bei älteren englischen Porträtisten gewohnt sind. Die Braue brückte sich fast im strengen, rechten Winkel über das Auge, das groß und unberührt das Gesicht beherrschte. Die schmale Oberlippe schürzten Schneidezähne, die spöttisch und steil dem Munde ein verschlossenes Oval liehen. Das Haar schüttete sich braun und glatt aus der schrägen und klaren Stirn in einen griechischen Knoten, der das sachliche und knabenhafte Profil um eine frauliche, sanfte Verjüngung bereicherte.

Hans Werner nahm den letzten Handdruck dieses Abends wie ein reiches Geschenk mit auf den Nachhauseweg. Mächtig wach war sein Herz. Ohne Widerspruch hörte er wieder und wieder ihre Worte der Freundschaft. Er wollte seine Arbeit von neuem vertiefen. Die Arbeit? Nicht auch sein Leben?

Spürte seine Hand nicht noch den Druck einer reinen Freundin, und würde nicht bald sein Leib sich wieder im Rausch verschleudern?

Er kam diese Nacht nicht zur Ruhe. Spruch und

Widerspruch blieben rege und trieben ihn hin und her. Dann fand er dieses Gedicht in sich:

Springe, lagerndes Licht,
Der Nacht auf den Nacken,
Mit feurigem Gesicht
Mußt du die Träge packen
Und zerfleischen!

Oh, ich fühle brausende Choräle
In mir schäumend auferstehn.
Meine Wirrsal — dunkle Seele,
Morgender Tag, wird mit dir gehn,
Mit dir heischen!!

So gab er sich ein Versprechen, und sein Gefühl wurde stiller und brachte Müdigkeit. Als er das Tor aufschloß, flimmerte in den Scheiben der Morgen. Am Spätnachmittag des nächsten Tages führte er Hanneliese zur Thomaskirche. Johann Trucher hatte an seinem Auto zu schaffen, da sie am Abend noch nach Berlin weiterzufahren beabsichtigten. Es war Freitag und so die Probe zur Motette.

Im braunen Chorgestühle des Schiffes drängte eine dichte Gemeinde. Orgelspiel brandete gegen die steilen Pfeiler des tiefen Raumes, als Hans und Hanneliese

eintraten. Sie setzten sich im Mittelschiff dicht bei dem Haupteingang. Vor ihnen leuchtete der Altar silbern und golden aus wehendem Dunkel auf.

Durch bunte und schmale Fenster streifte scheues Licht über sie hin. Dann setzte der Chor ein. Knaben, Jünglinge und junge Männer gaben ihre Stimmen der Melodie einer späten Bachschen Kantate. Raum, Zeit und Stadt versanken.

Nur der Choral flutete sein beseeltes Leben.

Ein Cello nahm die Stimmen bei der Hand und führte sie dunkel und sanft stetig tiefer in die schwebende Heimat der Musik. Die lateinischen Worte des Textes fielen wie Blüten aus leuchtendem Gewölk.

Domino, Miserere, Dolorosa wurden eigenes Gedicht. Dann erloschen auch sie. Die Worte fielen ineinander zusammen. Die Sprache noch war nur Dienerin ihres tönenden Gottes.

Cello und Stimmen, Orgel und Ruf waren unirdischer Himmel — tief, weit und frei . . .

„In dieser Welt" — sagte Hanneliese schlicht, als sie die Kirche verließen — „weiß ich Sie zu Hause, wenn ich nicht bei Ihnen bin."

Für Hans Werner klang diese Gewißheit wie Befehl.

Als Hans Werner vor dem Hotel stand und dem langen, dunkelblauen Wagen nachsah, der mit dröh-

nendem Kolbenpuls diese knappe und eindringliche Begegnung von ihm forttrug, war es ihm, als ob er noch nie in seinem Leben so verwirrt und einsam zurückgeblieben sei. Das letzte Echo des Autos warf sich vom Augustusplatz durch die Dämmerung herüber und die herrische Hupe schrie verwehend ständig ferner, als sich Hans aus seiner Besinnung löste.

Er schrak erregt auf, als neben ihm Grete stand.

„Freilich, da ist man traurig, wenn so 'ne feine Freundin abfährt" — plauderte sie peinlich.

„Herrgott, haben wir uns lange nicht gesehen! Du, ich fahre jetzt auch oft Auto. Mein Freund . . ."

Hans sagte nur: „Und Ratt?"

Grete fuhr fort: „Das war eine blöde Geschichte. Das war ununterbrochen Religionsunterricht."

Hans fragte wieder: „Wo ist Ratt?"

Grete sagte: „Ich habe keine Ahnung. Ich glaube, Hilfsgeistlicher irgendwo im Erzgebirge. Mein neuer Freund ist Ingenieur. Wir machen jeden Sonntag einen Ausflug in seinem Auto. Das Kleid da ist auch von ihm. Er ist an die Fünfzig — aber ein tadelloser Kavalier. Heute ist er in Dresden. Du, wir könnten heute abend gemütlich zusammen Abendbrot essen. Wir sind ja sozusagen beide Strohwitwer. Ich habe nämlich deinem Abschied zugesehen. Man könnte eifersüchtig werden. Damals bei mir warst du nicht halb

so verdattert. Ja, und nach dem Abendbrot zeige ich dir meine Wohnung. Ich wohne in der Elisenstraße."

„Und die Mutter?" — fragte Hans wieder.

„Ach, der Neue zahlt ja ordentlich! Das ist wirklich ein feiner Kerl! Gegen den kann die Mutter gar nicht an."

Hans sagte, daß er zum Theater müsse. Er grüßte und war rasch allein.

# 13

Vor der Tür zu Dr. Schwerts Wohnung traf Hans Werner auf Madame Zimperlich.

„Mich besuchen Sie nie!" — mahnte Dr. Waner mit ehrlichem Bedauern.

„Nun, ich verspreche es Ihnen dafür wieder einmal," lächelte Hans.

„Damit Sie mich zum drittenmal verraten" — meinte Waner.

„Vielleicht" — sagte Hans. — „Es scheint Menschen zu geben, zu denen man nie kommt, weil man sie als ein Stück eigener Natur ständig in sich hat."

„Was hätten wir zwei gemeinsam?"

„Sicher mehr, als wir beide glauben!"

Als Dr. Waner dann noch vor sich hinkichernd die Treppe hinabstieg, dachte Hans Werner bei sich: Ich lache nicht mit, verehrter Herr! Denn wir sind eben doch alle nur die Resultate unserer Begegnungen! — Erfahrung? — Die Summe der vergangenen Eindrücke und ihr Wiederaufleben als Gegenwart. Nichts vergessen vom Vergangenen, das ist die ganze Klugheit für die Gegenwart. Was darüber hinaus will, als Phantasie oder Willkür — ist vom Übel!

Dann klingelte er. Und er drückte so energisch auf den Knopf, als ob er damit dieses Gesetz des Lebens umschalten könne.

Von Dr. Schwert wurde Hans Werner im Bett erwartet.

Sein Gesicht war länger geworden. In dem Schatten der eingefallenen Backen lohten kleine, hellrote Herde Fieber.

Die Hand warf sich Hans nicht mehr auf die alte, nervöse und dringende Art entgegen, sondern eine gedehnte Wendung ließ nur erkennen, daß sie gegrüßt sein wollte.

„Als ich Ihre Karte erhielt, nahm ich nicht an, daß Sie wieder krank seien, sonst hätte ich mich früher sehen lassen!" — entschuldigte sich Hans.

„Larifari!" — lächelte Dr. Schwert. Sein Mund blieb welk und seine Stimme hatte ihr Metall verloren. „Man hetzt um mich herum, als ob die Grabträger vor der Türe warteten. Dabei soll ich morgen nur operiert werden. Die Nierensteine wollen ausgeschlachtet sein. Ja, ja, man ist halt kein karrarischer Marmor trotz aller Sehnsucht! Man ist und bleibt ein armer, gewöhnlicher Steinbruch," und wieder versuchte der Mund ein dünnes Lächeln zu entfalten.

Frau Doktor stand in einem anliegenden, dunklen Hauskleid neben dem Bett ihres Mannes, sie hatte

Hans einen Stuhl zurecht gerückt, hielt ihre Hände jetzt über den Leib gekreuzt und den Kopf geneigt. Ihr Gesicht wußte von durchwachten Nächten, und so suchte sie ständig den Schatten auf, der ihre Blässe vor ihrem Manne verdeckte.

„Ihre Briefe aus München deuteten an, was sich jetzt erfüllte" — nahm Dr. Schwert das Gespräch wieder auf. „Ich habe ständig Ihre Arbeit durch die Zeitung verfolgt. Sie gehören ja bereits zur Öffentlichkeit unserer Stadt. Nun, Sie sehen selbst meine Lage, lieber Hans Werner, da werden Sie schon gestatten, wenn ich auf den Kern komme, um dessentwillen mir daran lag, noch einmal mit Ihnen zu plaudern. Als Sie nach München gingen, erwartete ich, daß Sie sich fänden; Sie fanden das Theater, nicht sich. Das beunruhigte mich seither. Ich habe immer mit meiner Überzeugung über Sie zurückgehalten, weil ich meinte: Jeder findet sich selbst. Aber ich habe doch zu oft sehen müssen, daß dieses ‚Sich-selbst-endlich-finden' unter zu großen Opfern erkauft wurde. Eben ging zum Beispiel Kollege Waner von mir weg. Sehen Sie, das ist auch so ein Mensch, der statt seiner — die Wissenschaft fand. Ich kenne ihn sehr gut. Er war zu einsam. Ohne Dialog ist er geblieben. Sie entsinnen sich vielleicht dunkel, wie wir beide schon einmal über den Wert der Zwiesprache re-

deten? So wurde er einseitig, hilflos, verlor sein Selbstvertrauen und jedes Vertrauen mit der Zeit. Jetzt lachen die Schüler über ihn. Und das Traurigste daran ist, daß er selbst mitlächelt, ein unsagbar schmerzhaftes Lächeln dies.

Wer sich selbst nicht mehr ernst zu nehmen wagt und seine Existenz ununterbrochen entschuldigen möchte, der ist ohne jede Erlösung, weil er ohne jeden Glauben ist!

Sie nun, lieber Hans Werner, Sie laufen hinter sich und Ihren Begegnungen her und erwarten den Ruf Ihrer Bestimmung. Ich glaube fast, so romantisch wird es nicht gehen. Was wissen Sie? Daß Sie kein Jurist sind, kein Germanist, kein Schauspieler und kein Theatermensch! Ja, Sie wissen auch schon, daß Sie kein Theatermensch sind. In Ihnen ist zu viel Unruhe. Eine Unruhe, die sich verzappelt wie ein Karpfen auf dem Trockenen. Ich wollte Sie sprechen, ehe ich morgen unter die Messer gehe.

Sie haben mir damals, als wir im Gymnasium zusammen arbeiteten, eine Novelle gegeben, in der das Leben des Buddha geschildert stand, und Sie brachten mir gleichzeitig Gedichte. Sie wissen noch, wie ich Sie Ihnen zurückgab mit den Worten: ‚Viel Weizen und viel Spreu.' Man ist zu viel Erzieher geworden, als daß man einfach seine Überzeugung

sagen möchte. Ich hielt es die ganze Zeit über für richtig, meinen Glauben an Ihre dichterische Veranlagung zurückzuhalten aus pädagogischen Gründen. Stauungen, Hemmungen, meinen wir Superklugen, müßten die Naturanlage vertiefen. Heute weiß ich, daß wir damit viel gefährden. Suchen, Finden und Anerkennen müßte unsere ganze Aufgabe bleiben. Das Liebe-Gott-Spielen sollen wir dem lieben Gott selbst überlassen. Aber wenn man jahrelang, wohl möglich lebenslang, nur Fehler anstreicht, nur Mängel feststellt und immer von Staats und Alters wegen der Klügste dabei bleibt, ist es wohl erklärlich, daß man hochmütig wird, alle Menschen für liederliche Probearbeiten nimmt und auf ihre Fehler hin durchschaut.

So habe ich mich auch bei Ihnen nicht genügend gefreut. Nicht genügend gefreut über das Stück tönende Natur, die das gütige Leben in Sie eingebar. Ich glaubte, Sie selbst müßten die Freude an sich finden, um sie ganz besitzen zu können. Und nun sehe ich, wie Sie so sehr ohne Eitelkeit sind, daß Sie den Mut nicht finden zu Ihrer Bestimmung. — Das Theater ist deswegen für Sie die größte Gefahr, weil es wie die Händler vor dem Allerheiligsten hockt, feilschend, zynisch und ohne Demut.

Ich weiß, wie Sie das Temperament sind, das nur zu leicht das Kind mit dem Bade ausschüttet. Auf

diese Gefahr wollte ich Sie aufmerksam machen. Ich wollte ..."

Frau Doktor Schwert, die wie in sich versunken ohne Regung verharrt war, räusperte sich hier und meinte, daß er genügend gesprochen habe, sonst gebe das Fieber die ganze Nacht über keine Ruhe.

Hans sagte darauf:

„Ich weiß nicht, wie ich Ihnen dafür danken soll, daß Sie soviel Güte zu mir getragen bringen. Aber ich meine, wir sprechen ein anderes Mal gründlicher über alle diese Dinge, die mich angehen, weil Sie jetzt Patient sind und sich schonen sollen.

Übrigens, was Sie mir da über das Theater sagen, hat mir alles auch schon ein anderer Mensch gesagt." — Hans lächelte beglückt den Doktorsleuten in ihre Erwartung hinein. „Eine Freundin! Sie lebt jetzt in Berlin. Sie riet mir, das Theater über den Haufen zu werfen und mit ihr eine Bootsreise zu machen. ‚Über die Erde hin, — in den Himmel hinein!' so schrieb sie wörtlich."

„Jetzt fällt es mir leicht, mich kurz zu fassen" — blickte Dr. Schwert seiner Frau froh in das Gesicht. „Das ist gute Freundschaft, die das rät. Halten Sie ihr die Treue! Frauenhände sind gute Führer! Gütige Führer!" Und mit den Augen grüßte er seine Pflegerin.

Über das Gesicht des Dr. Schwert lief plötzlich eine schweißige Blässe. Die Hände zitterten krampfig um die Bettdecke. Der Hinterkopf bohrte sich in das Kissen, die halb offenen Augen schienen grellweiß auf, und der verzogene Mund atmete dunkles Stöhnen.

Frau Doktor Schwert führte den erschrockenen Hans Werner wortlos zur Tür, schloß sie leise hinter sich und flüsterte nur:

„Ein neuer Anfall! Haben Sie Dank für den Besuch! Und leben Sie wohl!"

Dann war Hans sich selbst überlassen, denn geräuschlos war sie zu Ihrer Pflicht an das Lager ihres Mannes zurückgekehrt.

Hans Werner nahm seinen Hut und stieg die Stiegen hinab zur Straße. Plötzlich war ihm, als ob er dies alles in seiner unheimlichen Seltsamkeit schon einmal durchlebt habe.

Er sah den verzerrten Schmerz seines alten Lehrers, und wie wehende Glocken grüßten von weither seine gütigen Worte.

Die Straße brandete auf und führte Hans Werners Gedanken in den Tag zurück.

* *
*

Er saß an dem Probenentwurf für die kommende Woche zurückgelehnt im Stuhl und überdachte eben

hinter einer glimmenden, schwarzen Zigarre, die er leicht drehend vor dem Gesicht hin und her fächelte — wie um den Duft ihres Aromas mit einzuatmen —, seine Anordnungen, als ihn das jähe Eintreten der Lore Felden aufschrecken ließ. Um so mehr, da er sich selbst dadurch in einer Pose überrascht sah, die er, fast unbewußt, aus bloßem Behagen heraus, seinem Direktor abgesehen hatte.

Die Erregung der jungen Künstlerin bot ihm die Garantie, daß von ihr nichts bemerkt wurde. Sie entschuldigte sich, sie habe gemeint, sein Herein zu hören.

„Es mag ein Geräusch der Straße gewesen sein" — Hans Werner wies auf das offene Fenster, durch das eben wieder der kreischende Lärm spielender Kinder einfiel — „So konnte ich Ihr Pochen überhören und Sie mein Herein annehmen. Aber nehmen Sie Platz! Sie sind außerordentlich erregt. Ist es etwas mit Ihrem Bräutigam?"

Lore Felden saß jetzt auf dem Stuhl neben dem Schreibtisch, an dem Hans Werner arbeitete.

„Ich weiß mir keinen Rat mehr. Sie müssen mir helfen."

Hans Werners Anteilnahme verbeugte sich ihr zu, und Lore Felden fuhr fort:

„Sie wissen, daß die Proben für ‚Hannele' angesetzt werden! Sie wissen, daß, wenn mir die ganze

Saison eine gute Rolle vorenthalten wurde, man mir versicherte, daß ich ja doch schließlich die Bombenrolle des Jahres — die Hannele — bekäme... Und jetzt besucht mich der Direktor. Besudelt mich dieser Herr mit Bedingungen!"

Hans sprang auf.

Lore Felden hockte müde und wie verhetzt in ihrem Stuhl. Hans Werner lief erregt die schmale Länge des grellgewirkten Persers auf und ab. Er setzte sich auf den Schreibtisch, lehnte die Füße auf den Sessel, warf die Zigarre in den Aschenbecher und versicherte der Lore Felden mit fester Stimme, daß er unbedingt und sofort Abhilfe schaffen werde. Er danke für das kollegiale Vertrauen, dann sprang er wieder von seinem Sitz und führte die Lore Felden aus dem Zimmer.

Als er die Tür hinter ihr geschlossen hatte, atmete er auf.

Endlich eine Tat.

Jetzt würde er hinübergehen und der Direktion seine Meinung sagen, die Meinung eines anständigen Menschen!

Das Theater Gefahr? Unsinn! Das Theater barg brutales, sinnliches Leben. Es meistern, es zwingen, es sittlich einengen durch mutige Forderungen, das war eine Aufgabe — wertvoller als die Regie zu einer Posse mit Musik.

Hans Werner klopfte wohlgemut an die Türe der Direktion.

Der Direktor rekelte sich behaglich in seinem Sessel. Seine breite Hand hielt sich eine schwarze Zigarre vor die Nase, deren Aroma er förmlich schmatzend einsog.

Ein abgeschminktes Gesicht wendete sich Hans zu. Ein Gesicht, in dem die Falten wie Gräben in überschwemmtes Terrain gerissen zu sein schienen, um die Hochflut von ständigem, fettigem Schweiß nach dem Becken des Doppelkinns abzuleiten.

„Sie wünschen, junger Freund?"

„Ich stehe sozusagen als der Anwalt einer Dame vor Ihnen!" sagte Hans Werner schnell und erregt vor innerer Freude, sittliches Gewissen darzustellen. Er entsann sich in diesem Augenblick jener Kneipe, bei der er im Rausch vertrat, für was es sich jetzt wirklich einzusetzen galt...

Der Direktor sah ihn verständnislos an. Dann schmunzelte er auf:

„Hören Sie mal, das wird amüsant! — also los."

„Eben war Fräulein Felden bei mir..."

„Aha!"

„Ich muß Sie bitten, mich nicht zu unterbrechen!"

„Ein für allemal, junger Mensch, Sie sind zwar Referent, aber ich behalte mir nach wie vor — selbst

wenn Sie als Anwalt auftreten, in meinem Zimmer meine Rechte vor. Und wenn ich sechsmal ‚Aha' zu sagen beliebe — dann sage ich es eben! — Bitte weiter!"

Hans Werner kochte auf und fuhr fort:

„Ich habe nur zu schließen! Stellen Sie sofort Ihre plumpen Attacken ein, sonst würde ich mich gezwungen sehen, der Bühnengenossenschaft Anzeige zu erstatten. Ich setze voraus, daß Fräulein Felden die ihr zugesprochene Rolle spielt!"

„Also das ist gut! Nee, tatsächlich, das ist gut! Liest mir mein Dramaturgelchen die Leviten! Sagen Sie mal, woher beziehen Sie bloß die sittliche Entrüstung? — Ach, Sie kleener Schlemmer, Sie wollen sich wohl selber an der Aktie beteiligen?"

Der Direktor schüttete sich aus vor Lachen.

„Ich muß mir Ihre Witze dringend verbitten!" äußerte Hans Werner scharf.

„Wer macht hier Witze?" — brauste der Direktor auf. „Sie gondeln mit der Martha rum, daß alle Welt sich halbkrank lacht über die Blödigkeit, mit der Sie so was betreiben; und jetzt haben Sie den Mut, das sittliche Gewissen des Theaters zu markieren. Sie müssen doch glatt verrückt sein."

Er hatte Hans Werner bisher nicht zu Worte kommen lassen.

„Ich dulde nicht, daß man eine Dame, wie Frau Oberregisseur, in diesem saloppen und kompromittierenden Sinne erwähnt.“

„So eine Unverschämtheit!“ grinste der Direktor jetzt ohne die geringste Erregung.

„Steigen Sie bitte mal herunter von Ihren hohen Tönen! Haben Sie das Zimmer Friedrich-August-Straße 17, dritte Etage, vielleicht gemietet, um den Gyges zu memorieren?“

Ein behaglich gluckſendes Lachen folgte dieser Sprache und überschüttete die erste, wortlose Erregung, die diese Eröffnung auf Hans machen mußte.

„Sie wissen?“ — fragte hilflos Hans Werner.

„Nun, meine gute, alte Martha wird doch keine Geheimnisse vor mir haben. Ich bin doch schließlich länger ihr Freund als Sie. Aber ich bin ...“

Hans war am Ende seiner Beherrschung. Zu jäh kam diese Wandlung über ihn. Er trat auf den Direktor zu.

Dieser stand schnell auf, stellte sich vor Hans hin, sah ihm fest in das Gesicht und sagte:

„Denken Sie jetzt ‚Schwein!‘ Aber sagen Sie es bitte nicht. Was meine Angestellten über mich denken, ist für mich belanglos. Sicher ist mir lieber, Sie halten mich für ein Schwein, als daß Sie mich für ein Rindvieh nehmen, und andere Entscheidungen

treffen Angestellte nie." Er sprach sachlich in Hans Werners erregtes Gesicht hinein. — „Sie werden sich abgewöhnen müssen, das Lamm zu spielen, wenn Sie sich heimlich auch als Bock wohlfühlen! Mit Schiller ist es nicht getan! Da reimen sich die Aktschlüsse; im Leben ist es immer, wie eben bei uns beiden. Eine Hand wäscht die andere. Wäsche hat jede not! Ich bin halt ein Stück weniger eifersüchtig als Sie! Aber das kommt mit der Zeit von selbst, daß man in dem Punkte nachsichtiger wird. Man wird mit der Zeit anständiger und gönnt dem lieben Nachbar auch vergnügte Stunden! — Hören Sie mal, Sie sollen ja ganz pervers sein. Sie müssen erst dichten, ehe Sie..."

Hinter Hans kollerte ein behäbiges, gemütliches Stammtischlachen her.

Dr. Goos begegnete Hans Werner, er rief ihm zu, daß sie sich heute abend beim Bräu treffen wollten. Hans lehnte ab.

„Recht so," nickte Goos, „und schlafe gründlich! Man kann nicht allein von Liebe leben! Du siehst aus wie eine gekalkte Wand."

Hans Werner atmete auf, als ihn endlich sein Zimmer zu Hause aller Welt abschloß.

Seinen Eltern gegenüber hatte er Arbeit vorgeschützt. Jetzt hörte er seinen Vater die Hausschlüssel

suchen, jetzt der Mutter gute Nacht bieten; die Tür schrie auf, Mutter legte die Sicherheitskette vor, sagte an der Küche dem Mädchen einen Auftrag, und dann schloß sich die Türe ihres Zimmers mit jenem krächzenden Schleifen, das ihm seit Jahr und Tag vertraut war.

Hinter Hans Werners gewöhnlichem, viereckigem Tisch, den er sich als Arbeitstisch gewählt hatte, hing seinem Gesichte fast gegenüber ein Bild des Münchner Malers Haider. Ein barfußes Mädel im schlichten Kleid bricht mit steilerhobener Rechten von einem jungen Bäumchen einen Blütenzweig. Ihr schmales und einfältiges Gesicht sucht mit sanften Augen die Ferne ab, die weiße Berge verstellen. Hans Werner hatte nirgends so zwingend und demütig den Frühling dargestellt gesehen, wie in dieser kargen und gewöhnlichen Studie.

Die Bilder seiner toten Freunde waren daneben angebracht in einem Sammelrahmen, in dessen Fächern sie schräg wie belanglose Visitenkarten staken.

In Hans Werner drängte schäumende Verwirrung. Seine Gedanken warfen sich sinnlos übereinander an, und jede Vorstellung einer Erinnerung an das eben Erlebte überstürzte eine andere, die sich wie eine neue, häßliche Demütigung heranwälzte und

höhnisch von dem nächsten Gefühl, der Scham, erdrückt wurde.

Dumpf und dunkel ahnte Hans Werner, daß er in dieser Stunde vor dem Angelpunkt seines Lebens stand. Jetzt setzten die Kompromisse ein. Er sah sie sich abspulen in endloser Folge und sich zum Gewebe eines bürgerlichen Daseins verflechten. So also stand es um seine erste Tat!

Eine Schuld! Und aller Katechismus ist zum Teufel! Man ist plötzlich und endgültig Mitglied dieser Menschengesellschaft. Man ist Mitmensch! Wie hatte er die Geißel schwingen wollen. Und jetzt saß er gedemütigt wie ein Schuljunge auf seinem Zimmer. Der Ekel würgte ihn und es war nicht mehr der pathetische Ekel vor dem anderen und den anderen, es war der schmerzhafte Ekel vor eigenem Gebundensein.

Er wäre es sich schuldig gewesen, für die Lore Felden einzustehen als Mann! Ohne jedes Auge für sich selbst — einfach ihre Forderungen vertreten. Aber da setzte die Furcht ein. Der Mann, den er anlief, hatte Gewalt über ihn. Er entließ ihn einfach. Dann stand er auf der Straße. Dann hätte er seinem Vater sagen dürfen: „Lieber Vater, ich bin wieder auf dein Portemonnaie angewiesen. Liebe Mutter, dein Sohn ist ein anständiger Kerl, aber ohne Stellung."

Dann hätten alle, die ihn kannten, gelacht und gesagt: „Will anderen helfen und kann sich selbst nicht helfen!“ Und er war zu feig und zu bequem gewesen. Er war vom Schlage und Blute der Bürger, denen der Vorgesetzte das Gesetz ist.

Er war gebunden. Er mußte dienen. Verdienen. Seine Freiheit wollte erkauft sein mit Unfreiheit.

Erich Pöscher war vor zwei Jahren schon so klug gewesen. Ein paar Monate töricht gewesen und wieder rasch klug geworden.

Wie aufgeblasen war er ihm begegnet. Sein Hochmut war nur Blindheit gewesen — nichts sonst.

Mußte sein eigener Vater im Dienst nicht auch Ungerade Gerade sein lassen, wenn es die Vorschrift so wollte?

Hatte überhaupt irgendein Mensch die Freiheit, seinen Gott im Himmel direkt anzugehen, mußte nicht jeder einer irdischen Instanz aus der Hand fressen? War nicht eben diese dunkle Bindung die ganze Gemeinsamkeit der Erde?

Waren die Kirchen etwas anderes als das steinerne Bekenntnis dieser niedrigen Schuld?

Hans fühlte, wie er heute dazu kam: Bruder und Schwester zu aller Welt zu sagen.

Ein sauberer Mensch hatte Vertrauen zu ihm. Und er, der sein Leben groß machen wollte und licht,

er, der Freude über die Demut der Bürger spannen wollte, er zerbrach als schuldig vor dem ersten besten, feisten Schmutzian.

Er — der mit wehenden Augen diese zwei Jahre lang über alle Kreise und Bezirke anderer Menschen Ausschau gehalten hatte, stand beim ersten Appell der Sittlichkeit festgewurzelt im Kot.

Er hätte . . .

Waren seine Worte nicht gebunden gewesen? War er, da er schuldig war durch sein Vergehen mit der Martha, nicht gezwungen, zu schweigen? War er also eigentlich nicht unschuldig an der Lore Felden? Sondern nur an sich? Hatte er jetzt eigentlich nicht die einfache Pflicht, der Lore Felden zu schreiben, daß er leider in diesem Falle durch die Umstände persönlichster Natur verhindert sei, Anwalt ihrer Beschämung und ihrer Rechte zu sein.

Er fühlte, wie sofort innere Stimmen nach diesem Ausweg drängten. Er sah, wie der Teufel wach ist, wenn er ein Spiel um ein Leben spielt.

Nein, Hans Werner! Vor dir selbst wenigstens darfst du nicht kneifen. Stillgestanden, du Hundsfott, oder ich schieße dich über den Haufen, wie du es verdienst!

Er sah auf seine Freunde gegenüber. Er hatte nicht mehr diese Möglichkeit. Von heute ab war er nicht

mehr frei. Von heute ab fühlte er sich verwurzelt in dieser Erde und seinem Leben.

Wenn ich auch schuld war, es wollte durchlebt sein. Gesühnt. Er hatte Pflichten. Er war verankert. Und wenn auch der Anker im Schlamm ruhte, wenn er nur hielt.

Er trieb nicht mehr — erfühlte Hans.

Er begann sein ihm bestimmtes Leben zu wirken. Jetzt war es an ihm, von dieser Stunde ab wach zu sein.

Er war nicht mehr uferlos, nicht mehr jung. Das Leben trat mit Bedingungen an ihn heran, und er hatte sich mit Tatsachen auseinander zu setzen. Die erste Tatsache — eine Gemeinheit!

Der Anfang hatte sich billig entschieden. Er hatte genossen, gedankenlos sich frei gefühlt. Heute war ihm die Rechnung präsentiert worden, und er hatte sich als Zechpreller herausgestellt.

Er trat zu seinem Fenster, um es zu schließen. Es wurde kühl.

Kahle, kleine Gärten mit schwarzen Lauben hockten dicht beieinander. Die Kehrseite steiler Häuser schloß sie ab und hütete diese magere, ruhende Herde vor der Hast der Straßen, die gegen sie anliefen.

Ein paar wache Fenster blinzelten noch über die Dämmerung hin. Sie blinzelten frech und lüstern,

wie Weiber, die mit den Augen ihren Leib entkleiden. Hinter den Fenstern mochten Eheleute schlafen gehn, und ein paar Liebespärchen ihre Feste feiern, die sie für Wunder nahmen, und die doch nur belangloses, alltägliches Gesetz blieben.

Wolken hielten ihre verrußten Hände vor das Gesicht des Himmels, nach dem Hans Werner Sehnsucht trug.

Mit einem Male hatte er dann dieses vor sich hingeschrieben:

Du harte Erde
Bist dunkel und schwer
Und bist dennoch das Brot!

Du aber, überwölkter Himmel,
Bist licht und golden getrieben
Und bist Becher
In ewigen Händen.

Ich nur — ich Mensch,
Bin trübender Wein.
— Das Leben bricht Brot
Und schüttet Wein . . .

Daß ich Gnade fände
Vor den Lippen
Des Jüngsten Gerichts!

Hans lächelte wehmütig auf, als er diese Zeilen las, die unbewußt aufgeblüht waren aus seiner Scham und Demut.

„Ja, Dr. Schwert, Sie haben leicht reden vom Dialog. Wo ist der Mensch, vor dem man sich nicht schämte? Der Mensch?"

Hans dachte nach. War es nicht seltsam eben um ihn gewesen? Daß in äußerster Einsamkeit Worte über ihn gekommen waren! Gab es nicht eine Bestimmung von Menschen, die ihr Erleben in Worten austrug?

Gab es vielleicht für ihn eine neue und bestimmte Pflicht?

Wollte seine Freiheit, um die er diente, vielleicht ihre Erlösung im Gesang? Er liebte nicht die Bücher, die mit weiblichen Worten vor den Spiegeln der Rhythmen tänzelten. Aber anderer Wille stand in ihm auf.

Wie wäre es, wenn er seine Schuld an das Kreuz nagelte und eine Tragödie schrieb. Er wollte sein Leben in Akte ballen und sein Brudertum hinausschreien aus heißen Komödianten.

Er wollte den jungen Menschen zeigen, der er gewesen war und in ihm alle jungen Menschen bei den Händen nehmen.

Hans Werner warf die Jacke über den Stuhl, so

warm war ihm geworden. Er nahm Papier und Feder und kratzte seine Beichte hin, in Bildern, die er sich aus der Seele riß.

Diese Nacht und die nächsten Nächte war Hans Werner besessen und außer sich.

# 14

Dr. Schwert lag auf einem geflochtenen Liegestuhl gebettet auf dem schmalen Balkon seiner Wohnung, die nach Süden zu die erste wärmende Sonne dieses blauen Frühlingstages mit weitgeöffneten Fenstern aufzusaugen schien. Zu seinen Füßen saß Hans Werner, hielt auf seinen Knien das Manuskript seines fertigen Werkes und las daraus eben diesen Schluß:

Der Dichter:

Wozu verzweifeln? Schwester, gib die Hand!
Ich sehe unter uns die Hoffnungen der Sterne!
Sieh in das Dunkel, aus dem Menschen scheinen!
— Die Menschen, die aus ihrer dichten Ferne
Ausschau gehalten nach uns unverwandt.
— Wir wollen ihnen jetzt die Treue halten
Und tapfer sein, wenn wir auch furchtsam sind.
Sie glauben uns und hoffen auf uns stark!
Sie wollen einmal doch — am Abend — glauben dürfen.
Und märchenedlem Leben scheu begegnen.
Sie wollen seliges Vergessen schlürfen
Und überrauscht sein von dem zarten Segen,
Der edler Güte stets entquoll.
So schreite, Schwester, deiner Gnade voll,

In des Parkettes dichtgedrängte Reihn
Und wirf mit Händen Verse in die Seelen,
Die wie verlorne Blüten sanft erzählen,
Wenn grelle Straße diese Stunde trübte.
Der Schuld entging, wer einmal selbstlos liebte!
Erlöst ist der, der glauben kann wie du!
Oh, Schwester, schreite, trage deine Güte
Tief zu den Brüdern, deren Blick verglühte
In einer Träne, die geweint um dich!
Geh, Schwester, schreite, schwebe zu . . .
Die Himmelfahrt des Lebens ist das Leiden,
Das du gelitten um der Brüder willen —
So laß uns freudig in das Dunkel schreiten,
In ihm mag Andacht unsre Sehnsucht stillen!

Der Dichter führt die Hure Lore Felden über einen Blumensteg in das Parket...

Eine schmale, verfieberte Stimme vom letzten Rang, wie eine Stimme des Himmels:

Oh, Schwester, komm zu mir!
Oh, Dichter, führe sie.
In meiner schrägen Kammer ist ein Bett,
Ich hüte Euch und ich will bei Euch sein.
Ich lebte auf! — Um Euch ist Heilgenschein,
Ich bete an . . . Ich betete noch nie! . . .

Oh, Ihr seid gut. Wir haben Euch geschlagen,
Und Ihr bringt Güte nur zu uns getragen.
Seltsames Spiel. Ich weiß nicht, wo ich bin!
Oh, gebt! Oh, gebt, daß ich Euch ähnlich werde.
Ich geb' mich Euch von ganzem Herzen hin!
— Daß ich wie Ihr entlastet schreite,
Oh, nehmt mich mit in Eurer Herrlichkeit —
Ihr gabt mir Flügel! — Und ich breite
Sie mit Euch über Not und Leid . . .

Während Musik auftönt, und die Schauspieler dieses Abgesanges erloschen sind, wird langsam Licht.

Hans Werner sah mit runden und verlorenen Augen seinem Gesichte nach. Der Waldrücken, der sich hier bis dicht an das Haus des Dr. Schwert hatte spülen lassen, brandete den frühen und feuchten Duft der erwachenden Blätter. Hans Werner atmete tief diese Süße und fühlte sich ruhiger werden wie von einem starken Wein.

Dann sprach in das Schweigen hinein Dr. Schwert. Seine Stimme glänzte sanft auf. Er war Rekonvaleszent in der dritten Woche nach der Operation, und er hatte sie gut überstanden.

„Heute haben Sie sich mir endlich gebracht, Hans Werner! Glück auf! Sie haben sich die Seele freigesagt. Ich weiß es wohl. Diese Hure Lore Felden,

über die die Männer mit ihren Geilheiten herfallen, weil sie einmal verliebt war und töricht, weil sie einmal unbedacht vom Blute geführt, dunkel gütig war, diese arme und reiche Lore heißt eigentlich Hans Werner! Sie meinen, die Flügel sollen die frierende Not hüten und über das Leid wachen! Gott mit Ihnen, Hans Werner! Sie kämpfen guten Kampf. Leben Sie weiter so wach! Und verhärten Sie sich nicht ohne Not! Bleiben Sie offen und lassen Sie sich überwältigen! Und jetzt geben Sie mir die Hand! Ich danke Ihnen!"

Dr. Schwert sah Hans tief in die Augen. Sein Blick drängte Güte in Hans Werners Gesicht. Er fuhr fort:

„Und nun gehen Sie! — ich bin müde . . . Ich glaube, wir werden uns eine gute Weile nicht mehr sehen. Wer weiß, wohin das Leben mit Ihnen will. Sie sind Ihrer Berufung jetzt gewiß! Diese Freude behalte ich wie etwas Köstliches bei mir zurück . . ."

*

Als Hans Werner von den Urnen seiner Freunde her über den Friedhof hinschritt, dachte er lächelnd seines ersten Ganges. Er dachte des Briefes seines Freundes Neudorff: „Haltet uns die Treue! Uns — unserer Jugend und ihrer Überzeugung . . ."

Er wußte heute in sich mit gebändigter Freude, daß er sie halten mußte, um zu leben; wie jener sie gehalten hatte im Tod.

Bei dem Pförtner, mit dem hinkenden Bein, traf er auf Walter Ratt. Neben ihm stand eine gebeugte Bauersfrau. Alt und eingedorrt. Aus dem schwarzen Tuch, das ihren Kopf förmlich zu pressen schien, fiel ihr Gesicht, zerknetet von der Zeit, aufgeackert von einem Leben voll Mühe und Arbeit. Ihr Gesicht hing an Walter Ratt wie an einem Heiligen.

Hans Werner trat auf die beiden zu. Walter Ratt gab ihm ohne Überraschung die Hand. Er wies auf die Frau neben sich und sagte, daß er mit ihr ein Grab suche. Das Grab ihres Sohnes, der hier gestorben sei in der fremden Stadt.

„Wie geht es dir im Erzgebirge?" — fragte Hans Werner.

Walter Ratt sah den Weg, von dem her Werner zu ihm trat; so sah er ihn brüderlich fest an und erwiderte:

„Wie überall im Leben! Schmal und gut!" In diesem Augenblick fuhr ein Auto an ihnen vorüber. Eine Dame grüßte lustig mit einem flatternden, weißen Schleier. Es war Grete Faber. Den Wagen führte der breite, rundliche Herr, der neben Hans Werner auf der elektrischen Straßenbahn gestanden

hatte, in dessen Brille sich die Sonne so schmunzelnd gefangen hatte und der ihm wieder auf der Fahrt nach München begegnet war.

Dieser ältliche Schwärmer wußte wohl, was er an Grete Faber hatte. Er erlebte keine inneren Zerwürfnisse an ihr. Er nickte Hans Werner wieder zu, wie man einem Freunde zunickt, dem man den guten Rat gibt, es nachzutun...

Walter Ratt sagte:

„Daß man alles so an sich vorübergleiten lassen muß. Daß man so gar nicht Halt gebieten und Halt geben kann."

Seine Stimme dunkelte. Hans fühlte, wie sie gepreßt voll war von erzwungener Demut der kleinen Kirche, in der sie Sonntags Seele wurde und blühendes Gebet.

„Deine Gemeinde wird an dir viel haben."

„Ich habe viel an meiner Gemeinde!" — so Walter Ratt.

Sie gingen voneinander mit starkem Handdruck und wußten, daß sie sich neue Freunde geworden waren, jeder auf seine Weise.

*

Zu Hause gab Frau Anna Hans einen Brief von Eva Kohler. Sie war in Wien, und ihr erster Winter war ein Sieg auf ganzer Linie gewesen. Sie

schrieb von der Freundschaft zu ihrem alten Professor. Sie teilte Hans den Tod von dessen Frau mit, und Hans fühlte hinter dem mütterlichen Ton der Zeilen, daß Eva gewillt war, ihr Leben zu binden.

Im Theater tat Hans Werner still seine Pflicht.

Lore Felden war kontraktbrüchig geworden und verschwunden. Die Direktion schickte ihr die Gage nach. Der Direktor meinte:

„Ich könnte ihr einen Strick drehen. Aber sie ist ein neurasthenisches Ding, sie weiß nicht, was sie tut. Man muß eben Mensch sein!"

Er sagte es vor Komödianten, die seine angebliche Anständigkeit mit Ausrufen überschwenglichen Beifalles unterstrichen.

Eines Tages brach auf einer anstrengenden Probe Dr. Goos zusammen. Roter Schaum stand vor seinem eingefallenen Mund, und in ihm ertranken die letzten Worte seiner letzten Rolle.

Der Arzt konstatierte galoppierende Schwindsucht. Als er von Hans Abschied nahm, um nach St. Blasien transportiert zu werden, sagte er:

„Junge, du hast etwas von einem Sonnenaufgang an dir! Verpfusche deinen Tag nicht mit zuviel Wolken! Und nicht geheult um den flüchtigen Kameraden Goos — es lohnt nicht!"

*

Es war tief im Frühling, als Hans Werner diesen Brief endlich an seine Freundin Hanneliese schrieb und schreiben konnte:

Meine Freundin!

Meine erste Arbeit ist abgeschlossen. Sie ist mein Werk, und ohne Eitelkeit bei aller Andacht zur Sache sage ich: Es ist ein gutes Werk, denn es wollte erlebt sein bis auf den Grund. Sie schrieben mir wegen des Sommers. Und ich schrieb, ich sei gebunden. Dem ist nicht mehr so. Ich bin frei, vogelfrei. Ich löste mich aus allem hier. Ich bin nicht ohne Schuld geblieben trotz meines Jungseins, aber ich weiß darum, — das ist wie ein Anfang der Sühne, wie ein Versprechen auf das werdende Leben.

Ich biete mich an für den Sommer als Gast und ich glaube an meiner Sehnsucht ermessen zu müssen, daß dieser Sommer viel verheißt. Ich sehe Seen ihre atmenden Flächen im Lichte wiegen, ich sehe weiße Vögel durch schäumende Himmel stürzen, ich sehe ein seliges Boot, eine glückhafte Fahrt — und ich sehe, wie Sie sehr gütig zu mir sein werden!

Ich küsse die Hand, die mich führen mag.

Ihr Hans Werner

Einen Abend vor seiner Abreise sagte er unvermittelt zu seinen Eltern, daß er vorhabe, mit einer Freundin zu verreisen. Herr Alexander fuhr erregt

durch seinen Bart, mit einer Hand, die förmlich den Widerspruch aus den Haaren zu drehen schien.

Hans Werner fuhr fort, daß ihn morgen seine Freundin abholen werde.

„Eine feine Freundin, die mit einem Freunde in der Welt herumreist."

„Wir werden nicht allein sein" — erwiderte ruhig Hans.

„Wohl möglich mußt du für die Freundin zahlen" — sorgte sich Herr Alexander.

Er war beruhigt, als er erfuhr, daß die Dame aus einer alten Familie stammte und seinen Sohn mit eigenem Auto abholen würde. Er atmete sichtlich auf. Er wurde besser gestimmt. Frau Anna sah groß auf ihren Sohn. Sie fühlte, wie er sich ganz gelöst hatte von ihren Zimmern und ihrer Welt.

Als Herr Alexander Werner, wie gewohnt, die große Neuigkeit seinem Skatabend zutrug, gesellte sie sich zu Hans und half ihm seinen Koffer packen.

„Ich glaube, heute kannst du sprechen ohne Verwirrung."

„Ja" — sagte Hans sicher, „heute kann ich sprechen, Muttel, soweit es in meiner Macht steht — das Kommende. Ich will diesen Sommer mit offenem Auge wach sein, und wenn die Ernte erträglich ist, werde ich vielleicht nicht wieder heimkommen."

„Du wirst mit deiner Freundin leben?"

„Das hängt nicht mehr allein von mir ab, Muttel! Da mußt du dich mit einer Antwort gedulden — wie ich selbst!"

Als am nächsten Spätnachmittag der lange, blaue Wagen vor dem Hause vorfuhr, und Hanneliese seine Eltern begrüßt hatte, brachten sie diese zum Wagen, um auch ihren Bruder, der bei dem Auto geblieben war, kennenzulernen. Dann sprang der Wagen an.

Der letzte Blick, den Hans Werner von seinen Eltern mitnahm, trug in sich den tiefen Diener seines Vaters vor der voraussichtlichen guten Partie und das Gesicht seiner schmalen Mutter, das wie erschrokken seiner jähen Fahrt nachsah . . .

*

Sie sausten unter blühenden Kirschbäumen Berlin entgegen.

Hanneliese und Hans konnten nicht miteinander sprechen; der Gegenwind riß ihnen die Worte vom Munde weg, da gaben sie sich die Hand und wiesen mit den Gesichtern nach den Schönheiten des fliegenden Landes. Ununterbrochen pulsten die Kolben der Motore und schienen das graue Band der Straße gierig zu verschlingen.

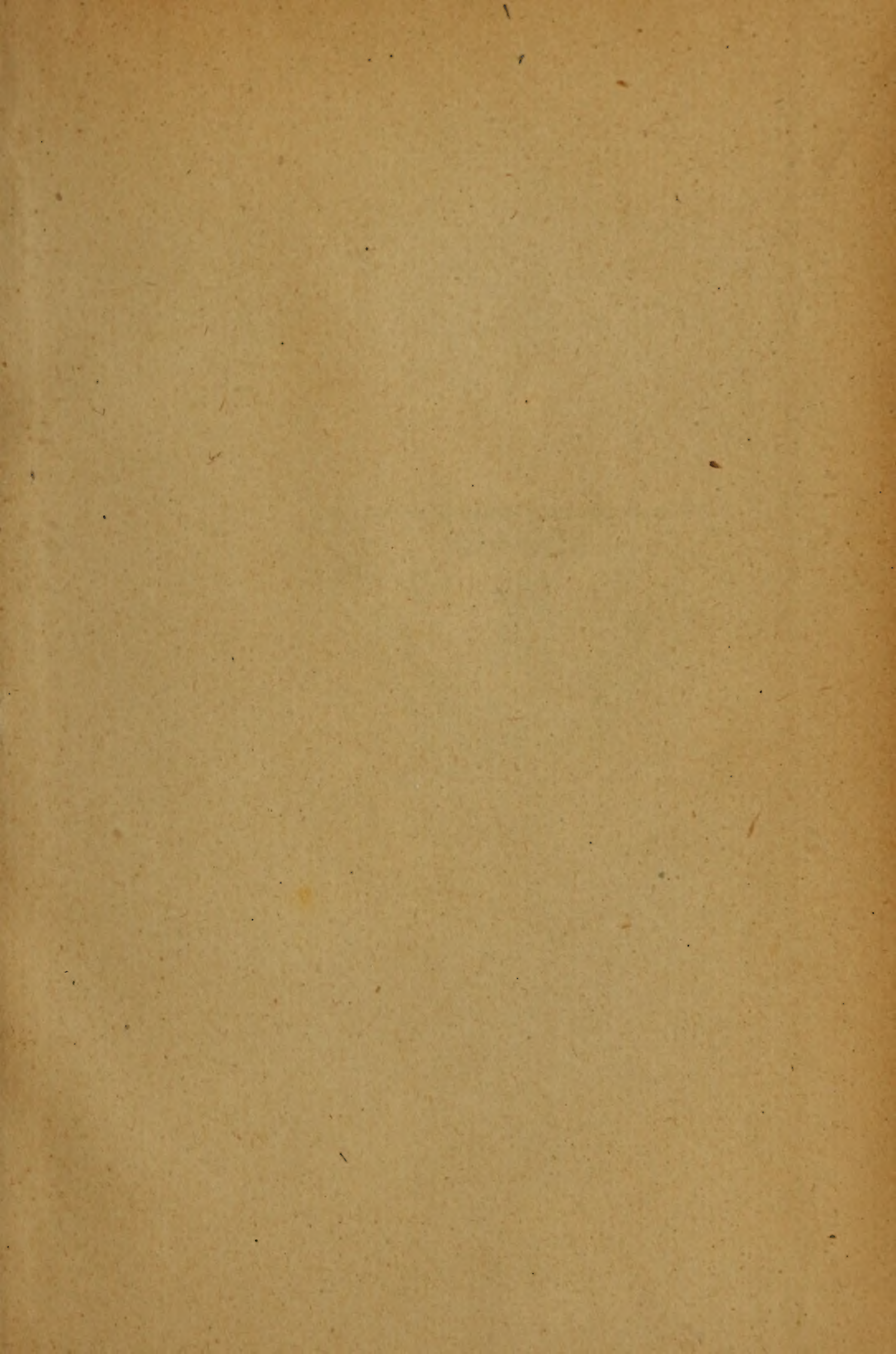
Das Abendrot schüttete sich über sie her, ihre Scheinwerfer stießen wie Klingen in blutendes Fleisch.

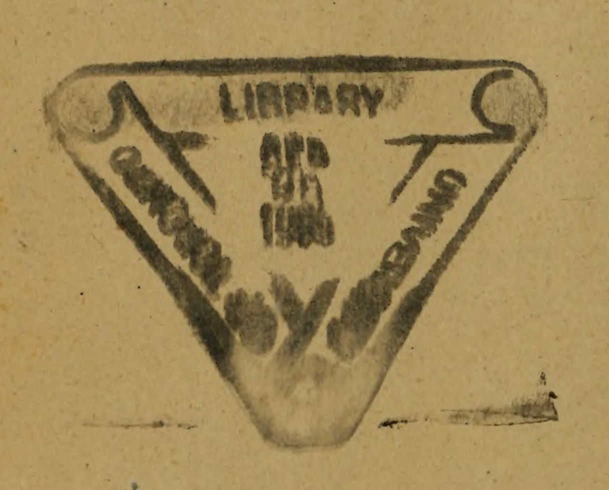
Später erlosch die letzte Sonne, und die Horizonte liefen auf sie zu — so dunkelte die Nacht.

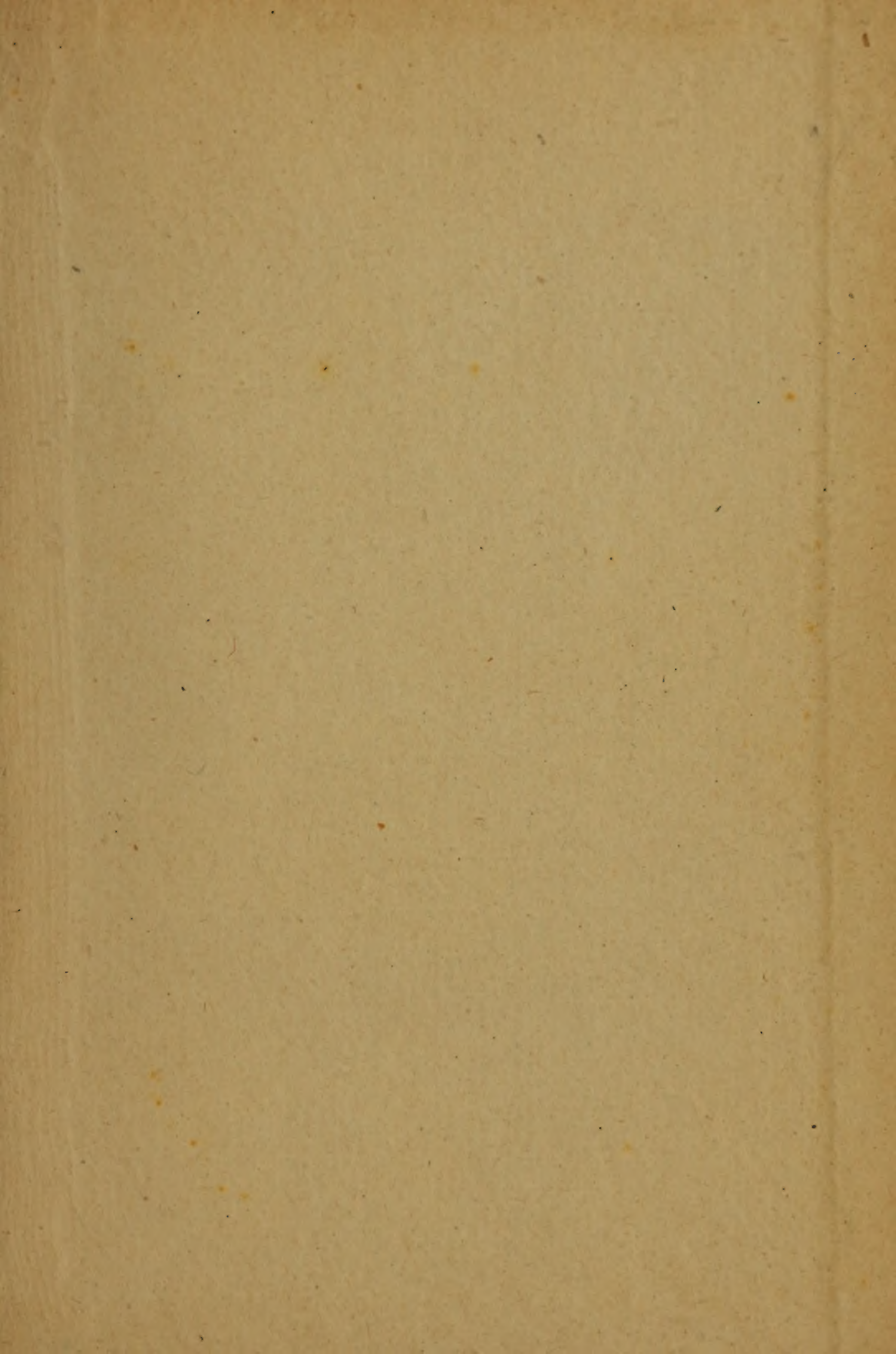
Dann brandete vor ihnen fern noch und breit Berlin auf. Es zuckte im welken Licht, wie ein zusammengestürzter Brand. Hans war es, als ob er die bebenden Schultern eines ruhenden Riesen sehe, der, wenn er sich erhöbe, den Himmel einstoßen mußte.

Er preßte fast furchtsam die Hand der Hanneliese, die wie verklärt mit klarem Gesicht steil neben ihm saß, ihn zu führen schien in dieser trunkenen Fahrt und mit lichtem Auge dem Ziel entgegensah . . .

Druck: Münchner Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn








UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 11 09 04 16 008 4